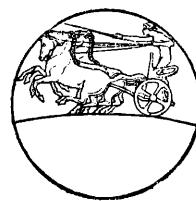




✓ 44.







Vormittags-Promenaden-Kostüm.
Kupferstich von Dupin nach Desrals. 1777.
Aus der Galerie des Modes.

E. U. J. DE GONCOURT
DIE FRAU
IM
18. JAHRHUNDERT
ERSTER BAND

MIT 30 GANZSEITIGEN BILDTAFELN
HYPERION VERLAG / MÜNCHEN



18596

Dieses Buch
wurde im Frühjahr 1920 für den Hyperionverlag,
München, von Gerhard Stalling in Oldenburg i. O.
gedruckt. Die Auswahl und Anordnung der Bilder
besorgte Max von Boehn. Den Einband zeichnete
Emil Preetorius.



VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Ein Jahrhundert steht uns ganz nahe. Es hat unser Jahrhundert erzeugt. Hat es getragen und geformt. In der zeitgenössischen Welt kreisen seine Traditionen, leben seine Ideen, regen sich seine Bestrebungen und kämpft sein Genie. In ihm ruhen alle unsere Ursprünge und alle unsere Charaktere: die moderne Zeit ist aus ihm hervorgegangen, nimmt von ihm ihre Herkunft. Es ist eine Epoche der Menschheit, es ist das französische Jahrhundert *par excellence*.

Dieses Jahrhundert ist, seltsam genug, von der Geschichte bisher mißachtet worden. Die Geschichtsschreiber sind ihm aus dem Weg gegangen, wie einem Studium, das das Ansehen und die Würde ihres historischen Werkes bloßstellen könnte. Anscheinend fürchteten sie des Leichtsinnes gezielen zu werden, wenn sie sich diesem Jahrhundert näherten, dessen Leichtsinn nur Oberfläche und Maske ist.

Von der Geschichte vernachlässigt, ist das 18. Jahrhundert dem Roman und Theater anheimgefallen, die es mit Vaudevillefarben gemalt haben und schließlich daraus eine Art legendäres Jahrhundert der komischen Oper machen.

Entgegen dieser Verachtung von seiten der Geschichte, entgegen diesen Vorurteilen der Fiktion und Konvention

unternehmen wir das Werk, dessen Anfang dieser Band darstellt.

Wir wollen, wenn möglich, die Wahrheit über dieses unbekannte oder verkannte Jahrhundert wiederfinden und heraussagen, wie es wirklich gewesen ist, von seinen äußersten Erscheinungen bis zu seinen Geheimnissen hindurchdringen, von seiner Trockenheit bis in sein Herz, von seiner Korruption bis in seine Fruchtbarkeit, von seinen Werken bis in sein Gewissen. Wir wollen die Sitten dieser Zeit darlegen, die keine anderen Gesetze gehabt hat als ihre Sitten. Wir wollen unter oder vielmehr über den Tatsachen in allen Dingen dieser Epoche die Ursachen dieser Epoche und die Sache der Menschheit untersuchen. Mittels der psychologischen Analyse, mittels der Beobachtung des individuellen und des kollektiven Lebens, mittels der Bewertung der Gewohnheiten, der Leidenschaften, der Ideen, der moralischen Moden, ebenso wie der materiellen Moden wollen wir vom Fuß bis zum Gipfel, vom Körper bis zur Seele eine ganz entchwundene Welt wieder auferstehen lassen.

Zu dieser Rekonstruktion haben wir uns aller Dokumente der Zeit, all ihrer Zeugnisse, ihrer geringsten Kennzeichen bedient. Wir haben Bücher und Broschüren, Manuskripte und Briefe vorgenommen. Wir haben die Vergangenheit überall gesucht, wo sie atmet. Wir haben sie aus jenen gemalten und gestochenen Monumenten heraufgerufen, aus jenen tausend Darstellungen, die dem Blick und dem Gedanken die Gegenwart dessen übermitteln, was nur mehr Erinnerung und Staub ist. Wir haben sie auf dem Papier der Kanzleien verfolgt, in den Echos der Prozesse

in den Gerichtsakten, wahrhaftigen Archiven der menschlichen Leidenschaften, den Beichten des Foyers. Zu den gewöhnlichen Elementen der Geschichte haben wir alle neuen, bisher nicht bekannten Dokumente der moralischen und sozialen Geschichte hinzugefügt.

Drei Bände werden, wenn wir am Leben bleiben, diesem Band der Frau im 18. Jahrhundert folgen. Sie werden heißen: *Der Mann*, *Der Staat*, *Paris*; ist auf diese Weise unser Werk vollständig geworden, so haben wir eine Geschichte zu Ende geführt, die vielleicht einige Nachsicht von der Zukunft verdienen wird: *Die Geschichte der französischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert*.

Paris, im Februar 1862

Edmond et Jules de Goncourt

I.

GEBURT. — KLOSTER. — VERMÄHLUNG.

Im 18. Jahrhundert wird das weibliche Wesen bei seiner Geburt nicht mit Freuden von seiner Familie begrüßt. Das Haus ist dem Ankömmling nicht festlich bereitet; seine Geburt versetzt das Herz der Eltern durchaus nicht in den Rausch eines Triumphs; sie ist ein Segen, den sie wie eine Täuschung aufnehmen. Ist es doch nicht das Kind, das der Stolz und die Hoffnungen der Väter und Mütter für diese von salischen Gesetzen beherrschte Gesellschaft erwünschten und ersehnten; nicht der Erbe, der für die ganze Fortdauer, das ganze Weiterleben des Namens, der Ämter, des Vermögens eines Hauses bestimmt ist. Das neugeborene Kind ist nur ein Mädchen und vor der Wiege, in der nur die Zukunft eines Weibes liegt, bleibt der Vater kalt, und die Mutter leidet wie eine Königin, die einen Dauphin erwartete.

Bald wurde das Töchterchen von einer Amme fortgebracht, bei der die Mutter es erst in den Zeiten, als die Bilder von Greuze und Aubry entstanden, besuchte.

Wenn dann das kleine Mädchen die Amme verließ und wieder ins Haus kam, wurde es einer Erzieherin überlassen und mit ihr in den Räumlichkeiten des Dachgeschosses untergebracht. Die Erzieherin bemühte sich, aus dem Kind eine kleine Person zu machen, in aller Freundlichkeit aber,

unter viel Schmeichelei und Verhätschelung: in diesem kleinen Mädchen, das sie kaum korrigierte, und dem sie fast in allem ihren Willen ließ, respektierte sie bereits eine Gebieterin, die ihr bei ihrer Vermählung ein kleines Vermögen zusichern sollte. Sie lehrte es lesen und schreiben. Sie ließ seine Augen über die Bibelbilder Sacys schweifen. Mit Hilfe eines artigen Guckkastens brachte sie ihm die Geographie bei, indem sie es die Welt sehn ließ, das Innere von St. Peter, die Fontana Trevi, den Dom von Mailand mit allen seinen kleinen Figuren, die neue Kirche der heiligen Genofeva, der Schutzheiligen von Paris, die St. Paulskirche, das neue Schloß von Sanssouci, die Eremitage der Kaiserin von Rußland. Sie gab ihm etwa eine Ermahnung eines Vaters oder einer Mutter an ihre Tochter, oder eine Abhandlung über das wahre Verdienst in die Hand. Sie empfahl ihm noch, sich gerade zu halten und jedermann seine Verbeugung zu machen. Das war fast alles, was die Erzieherin das Kind lehrte.

Die Gemälde des 18. Jahrhunderts zeigen uns dann dieses Kind, das kleine Mädchen, diesen Anbeginn der Frau der Zeit, wie es auf dem Kopf ein Polster trägt das ganz mit Federn geputzt ist, oder wie es ein Hütchen auf hat, das ein Band oder an der Seite eine blühende Blume schmückt. Die kleinen Mädchen tragen eine jener großen Schürzen aus durchbrochenem Tüll, mit hineingestickten Sträußen, aus dem das Blau oder das Rosa eines seidenen Kleides schimmert. Sie haben prachtvolles Spielzeug, Schellen aus Gold, aus Silber, aus Korallen und fassettierten Kristallen; sie sitzen unter prunkenden

Spielsachen und haben hölzerne Puppen mit gräßlich geschminkten Backen, die oft größer sind als sie selbst und die ihre Ärmchen nur mit Mühe halten können.¹⁾ Zuweilen sieht man sie mitten in einem Park im französischen Stil auf dem Sand einer Allee einander in kleinen Rollwägelchen fahren, die nach dem Rocaille jener Venusmuscheln modelliert sind, welche man auf den Bildern Bouchers verstreut findet.²⁾ Man sieht sie nur mit Bändern besteckt, aufgeputzt und überladen mit silbernen Spitzen, mit Sträußen, mit Schleifen: ihre Toilette stellt den Luxus und die prächtigen Kleider ihrer Mütter in Miniatur dar. Man läßt ihnen kaum am Morgen jenes Hauskleidchen, das Marmotten- oder Savoyardenkleid genannt wird, jenes reizende Mieder aus braunem Taffet mit einem kurzen Rock aus demselben Stoff, der mit zwei oder drei Reihen rosenfarbener flach aufgenähter Bänder besetzt ist, und jenem hübschen Kopfputz, der so einfach aus einem unterm Kinn geknüpften Schleiertuch besteht: ein reizender Anzug, in dem sich das Kind so bequem fühlt, in dem seine Frische in einem so vorzüglichen Geleite, seine Anmut mit so viel Freiheit auftritt. Aber so gefallen die kleinen Mädchen ihren Eltern nicht: sie brauchen sie gekleidet und zur Anmut gedrechselt nach dem Geschmack dieses Jahrhunderts, das sie, sobald sie gehen können, in eine Schnürbrust preßt und in eine Prunkrobe und ihnen

¹⁾ Im Monat Juli 1722 zeigt der Mercure de France an, daß die Herzogin von Orleans dem Infanten soeben eine Puppe mit verschiedener Garderobe und eine Spielsachenausstattung geschenkt hat, die 22000 Livres kosteten.

²⁾ S. die Kinderporträts im Versailler Museum und den Stich von Joulain nach Ch. Coypel: 6 moments trop heureux où règne l'innocence.

einen Tanzmeister gibt, einen Schrittehrer. Da sieht man denn auf einem Kupferstich Canots die kleine Person in Position, sie macht die Arme rund und faßt mit ernsthafter Miene, mit der Miene einer Dame, mit den Fingerspitzen auf beiden Seiten ihren bauschigen Rock, während der Lehrer wiederholt: „Den Takt behalten . Halt Weiter gehen Wenden Zu spät Ruhig mit den Armen Den Kopf gerade Kehren Sie nun um, Mademoiselle . Dem Kopf etwas mehr Haltung geben Den Schritt gleiten lassen Mehr Kühnheit im Blick“.

Die erste Erziehung des 18. Jahrhunderts zielt nur darauf ab, das kleine Mädchen eine Dame spielen zu lassen. Sie korrigiert im Kinde alles, was Lebhaftigkeit, natürlicher Trieb, Kindlichkeit ist; sie unterdrückt seinen Charakter, wie sie seinen Körper zusammenpreßt. Mit allen Anstrengungen treibt sie es im Alter vorwärts. Wird das kleine Mädchen zum Spazierengehen in die Tuilerien geschickt, so prägt man ihm ein, — als ob sein Reifrock es nicht an sich schon an kindlichen Torheiten verhinderte — nicht zu springen, sondern seinen Spaziergang mit ernstem Gesicht zu machen. Wenn das Kind das Glück hat, Patin zu sein und damit eine der großen Ambitionen der Kindheit dieser Zeit erfüllt zu sehen, die erste Rolle, die man das weibliche Wesen in der Gesellschaft spielen läßt, dann sieht man es wie eine Frau in den Wagen steigen, Federn im Haar, eine Perlenschnur um den Hals, den Strauß an der linken Schulter. Wird es auf einen Kinderball geführt — denn die Frau muß fast von der Wiege an an die Welt gewöhnt werden, in der sie leben soll, an das Vergnügen,

das ihr Leben ausmachen wird — so wird ihm ein ungeheures Kissen, Toquet genannt, auf den Kopf gesteckt, über dem sich mit einem mächtigen Aufwand von Nadeln und falschen Haaren ein gewaltiger Aufbau emportürmt, der von einem schweren Hut gekrönt wird; man legt dem Kind eine neue Schnürbrust an, einen schweren Reifrock, der mit Roßhaar ausgestopft und mit Reifen aus Eisendraht versteift ist; man hüllt es in ein ganz mit Girlanden besätes Gewand und führt es zum Ball mit den Worten: „Gib acht und wisch dir nicht das Rot ab; zerzause dein Haar nicht, zerdrück dein Kleid nicht und sei recht vergnügt.“

Auf diese Weise entstehen jene gekünstelten kleinen Mädchen, die über eine neue Mode urteilen, über ein Kleid entscheiden und eine unternichtete Miene aufstecken; Kinder, die zum Anbeißen schön und wie aus dem Ei gepellt sind, die eine Dame ohne Parfüms und ohne Schönheitspflästerchen nicht ausstehen können.

Aus den kleinen Räumen, in denen die Erzieherin das kleine Mädchen beaufsichtigte, stieg es zu seiner Mutter nur auf einen Augenblick morgens um 11 Uhr hinunter, wenn in das Zimmer mit den halbverschlossenen Fensterläden die Vertrauten und die Hunde kamen. „Wie du angezogen bist!“ sagt die Mutter zu ihrer Tochter, die ihr guten Tag wünscht. „Was hast du! Du siehst heute recht schlecht aus. Leg rot auf: nein, tu's nicht, du wirst heute nicht ausgehen.“ Dann zu einem Besuch gewandt, der kommt: „Wie ich es liebe, dieses Kind! Komm, küsse mich, Kleine. Aber du bist ja ganz schmutzig; fort, putz dir die Zähne und frage mich doch nicht soviel, wie sonst; du bist wirklich unerträglich.“ — „Ach, Madame! Welch

zärtliche Mutter!“ sagte der Besuch. — „Das ist nun so,“ antwortet die Mutter, „ich bin toll auf dieses Kind.“

Zwischen Mutter und Tochter gibt es keine andere Gefälligkeit, keine andere Gemeinsamkeit als diese alltägliche und konventionelle Begegnung, die meistens mit einem Kuß anfängt und endigt, den das kleine Mädchen bei einer Umarmung seiner Mutter unter das Kinn gibt, um ihr Rouge nicht zu verderben. Lange Jahre hindurch findet man keine Spur von einer mütterlichen Erziehung, von dieser ersten Belehrung, in der sich die Küsse mit den Lektionen vermischen, in der auf die gestotterten Fragen die Antworten lachen. Die Seele der Kinder wächst nicht auf den Knien der Mütter. Die Mütter kennen nicht jene Bande der Zärtlichkeit, die das Kind zum zweitenmal mit der verknüpfen, die es getragen hat und die der alternden Mutter die Freundschaft der Tochter heranwachsen läßt. Die damalige Mütterlichkeit kennt die vertrauten Freuden nicht, die in den Kindern eine zutrauliche Innigkeit erwecken. Sie bewahrt sich ein strenges, hartes, brummiges Antlitz, über das sie eifersüchtig wacht; sie glaubt an ihre Aufgabe und Pflicht, dem Kind gegenüber die Würde einer Art Gleichgültigkeit aufrechterhalten zu müssen. Daher erscheint die Mutter dem kleinen Mädchen wie das Abbild einer fast schrecklichen Macht, einer Autorität, der es sich zu nahen fürchtet. Das Kind wird furchtsam; seine scheuen Zärtlichkeiten flüchten in sich selbst zurück, das Herz verschließt sich. Wo nur Respekt sein soll, da stellt sich die Furcht ein. Und die Symptome dieser Angst treten mit dem zunehmenden Alter des Kindes immer stärker und deutlicher auf, so daß die Eltern es schließlich

merken, darüber erschrecken und darunter leiden. Es kommt vor, daß die Mutter und sogar der Vater, erstaunt und beunruhigt darüber, zu ernten, was sie gesät haben, ihrer Tochter befehlen, sich zu bemühen, das Zittern, das in ihrer kindlichen Liebe auftritt, abzulegen. Das Zittern — dieses schreckliche Wort über die Haltung der Mädchen finde ich in einem Brief, den ein Vater an seine Tochter schreibt³⁾.

Das kleine Mädchen hatte kaum das wenige begriffen, das ihr seine Erzieherin gelehrt hatte. Sie konnte lesen und verstand den Katechismus. Vom Tanzlehrer hatte sie Tanzstunden bekommen. Ein Singlehrer hatte ihr ein paar Rondels gelernt. Vom siebenten Jahre an hatte man ihre Finger auf die Klaviertasten gelegt. Die Erziehung des Hauses war beendigt; das kleine Mädchen kam ins Kloster.

Das Kloster — bei diesem Wort braucht man nicht zu stocken und auch nicht beim Gedanken, den es erweckt, wenn man den rechten Begriff und das historische Gefühl dessen haben will, was das Kloster im 18. Jahrhundert wirklich bedeutete. Wir wollen also jetzt, im Augenblick, in dem das junge Mädchen seine Schwelle überschreitet, versuchen, diese Schule und diese Heimat der Tugend der Frau dieser Zeit zu zeichnen. Wir wollen, wenn es möglich ist, den Charakter, die Gewohnheiten, die Atmosphäre, jene Klosterluft wiederfinden, über die in jedem Augenblick der Strom der Welt fließt, der Atem der Zeitereignisse weht. Wie man den Genius eines Ortes sucht, wollen wir in diesen ernsten Mauern, durch die man

³⁾ Lettres inédites de d'Aguesseau, herausgegeben von Rives. Paris 1823; Bd. 1.

Fenster hindurchbricht, die Seele suchen, in diesen Mauern, in denen man Balkons einfügt, Kamine und Plafonds einbaut, um die dicken Balken zu verdecken, an denen man Karniese und Einfassungen anbringt, Flügeltüren und bronzierte Wandvertäfelungen; hier, wo die kostlichsten Bildhauerarbeiten, Vergoldungen und Schmiedearbeiten den Luxus und den Geschmack des Jahrhunderts mit der Vergangenheit verbinden, — ein Abbild gar des Klosters, dieser frommen Zufluchtsorte, denen die Abtei von Chelles das Erbe der Freuden, der Musik, der Moden und der oberflächlichen Künste, der entzückenden und der rauschenden Weltlichkeiten hinterlassen zu haben scheint, mit denen die Äbtissin ihr Kloster gefüllt hatte.

Das Kloster ist damals sehr in Mode. Es entspricht allen Arten von sozialen Bedürfnissen und gewährt Bequemlichkeiten in vielen Fällen. Es ist nicht bloß das Haus des Heils, sondern bringt auch tausendfältigen Nutzen von menschlicherem Charakter. In sehr vielen Fällen ist es die Herberge und das schickliche Asyl der Frau. Die Witwe, die ihres Gatten Schulden abtragen will, zieht sich dahin zurück, wie die Herzogin von Choiseul; die Mutter, die das Vermögen ihrer Kinder wieder herstellen will, findet sich dort ein, um zu sparen, wie die Marquise von Créqui. Das Kloster ist Zufluchtsort und Aufenthalt. Es hält die kleine Emilie eingesperrt, die Fimarcons Eifersucht aus der Oper entführt;⁴⁾ es hält die Maitressen der Fürsten eingeschlossen, die sich verheiraten wollen. Die von ihren Gatten getrennten Frauen kommen, um hier zu leben. Das Kloster nimmt Frauen auf, die wie Madame du Deffand

⁴⁾ Mémoires du maréchal de Richelieu, Bd. 2.



Der Neugeborene.
Kupferstich von Balechou nach André Bardon.



und Madame Doublet, einen großen Raum, billige Lebensbedingungen und Ruhe suchen, und es bietet Unterkunft für solche, die hier ihrer Frömmigkeit leben wollen. Zu bestimmten Jahreszeiten steigen im Kloster vornehme Damen ab, Prinzessinnen, die hier im Hause erzogen wurden, man pflegte zur stillen Beschaulichkeit an jene Orte, zu den Erinnerungen, dem Gott der Jugend zurückzukehren, die Laclos diese schöne Szene der Madame de Tourvel eingeben sollten, die gerade in dem Zimmer starb, in dem sie ihre Jugend verbracht hat.

Diese ganze Gesellschaft, das ganze Leben der Gesellschaft, das ins Kloster eindrang, hatte in der Strenge seiner Sitten sehr viele Veränderungen hervorgerufen. Die am Giebel der Nouvelles Catholiques stehenden Worte *Vincit mundum fides nostra* waren kaum mehr als tote Buchstaben: Die Welt hatte im Kloster Fuß gefaßt. Freilich wohnten alle diese Mieterinnen, die eine Art Abreviatur der Gesellschaft und ihrer Abenteuer darstellten, gewöhnlich in Gebäuden, die vom Kloster getrennt waren. Aber die Entfernung von ihrer Wohnung bis zum Kloster selbst war zu gering, als daß es keinen Widerhall und keine Verbindung hätte geben sollen. Die innerhalb und außerhalb des Hauses mit den Arbeiten beauftragten Laienschwestern brachten die Dinge von draußen mit ins Kloster, das von den Gerüchten des Jahrhunderts durchdrungen wurde und sie sogar aus jener Stimme Sophie Arnoulds hörte, die in den Finsternissen von Panthémont sang. Die häufigen Ausgänge der Pensionärinnen ließen sozusagen die Gesellschaft hereinleuchten und hereinblitzen. Außerdem drang die Gesellschaft ins Kloster noch durch jene jungen Pensionärinnen ein, die

mit zwölf oder dreizehn Jahren verheiratet wurden, und die man hier unterbrachte, damit sie bis zum heiratsfähigen Alter dortblieben⁵⁾). Sogar das Sprechzimmer, in dem der Dichter Fuzelier seine Verse rezitieren durfte, hatte zunächst seine Schwierigkeit verloren; es war nicht mehr streng, fromm verschlossen: die Neuigkeiten des Hofes und der Stadt hatten Zugang. Was in Versailles geschah, was in Paris vorging, hatte dort seine Rückwirkung. Alles schlug und schlüpfte hinein. Die Mauer hielt keineswegs die weltlichen Gedanken auf, weder die ehrgeizigen Absichten, noch die schlaflosen Nächte, weder die Träume, noch das Fiebern für die Zukunft; sie verhinderte kaum das Bekanntwerden mit den Dingen: man erinnere sich an jene Projekte des Fräulein von Nesle, später Madame de Vintimille, an jenen von ihr ausgeheckten, überlegten und beschlossenen Plan, der Madame de Mailly den König zu rauben, an jene ganze große Intrigue, die ein kleines Mädchen sich ausdachte und zurechtlegte und in einem Klosterhof berechnete, von wo aus sie den Hof beurteilte, Ludwig XV. abschätzte, ein Bild von Versailles in seinem Glücke gab!⁶⁾ Ist das kein schlagender Beweis für die geringwertige Isolierung des Klosterlebens in sittlicher und geistlicher Beziehung? Ein ganz einzigartiges Beispiel liefert ein Buch, die *Confidences d'une jolie femme*, das ein junges Mädchen beim Verlassen von Panthémont

⁵⁾ Die Bijoux indiscrets geben an, es sei Brauch, Kinder zu verheiraten, denen man Puppen geben sollte. Das trifft auf eine Menge von Heiraten zu, wir finden im Kloster die älteste Tochter der Frau von Genlis, die mit 12 Jahren Herrn de la Woestine verheiratet wurde, wir finden die Marquise von Mirabeau, die im Alter von 13 Jahren Witwe des Marquis de Sauveboeuf wurde.

⁶⁾ *Les Maitresses de Louis XV.*, von Edmond und Jules de Goncourt.

schreiben konnte. Befreundet mit jenem Fräulein von Rohan, die später die schöne Komtesse von Brionne wurde, schöpft Fräulein d'Albert aus den Neuigkeiten, die der jungen Rohan zugetragen wurden, aus den vertraulichen Mitteilungen ihrer Beschützerin, aus allem was sie um sich im Kloster zu hören bekommt, eine so wahre und außerordentliche Kenntnis der Sitten der Gesellschaft, von Versailles und von Paris, daß ihr Buch den Eindruck macht, als sei es nach der Natur geschrieben; und sind die von ihr gezeichneten Leute nicht ähnlich genug dargestellt, daß man sie daraufhin ein paar Monate in die Bastille einsperren könnte?

Tönt nicht trotzdem tief im Inneren der Klöster eine dumpfe Klage zerbrochener Herzen, ein Seufzen gefangener Seelen, die Marter und die Verzweiflung „erzwungener Gelübde?“ Die Romane haben das Mitleid über jene jungen Mädchen wachgerufen, die von einer Familie dem Glück ihrer Brüder aufgeopfert werden, die schon im Alter von 14 Jahren an von ihren Schwestern umlaufen, umringt und umlagert sind und mit der Vollendung ihres 16. Jahres gezwungen werden, ins Kloster zu gehen. Aber die Romane sind keine Geschichte; man muß versuchen, die Sprache der Leidenschaft durch die Wahrheit zu ersetzen. Zweifellos gestattete die Verfassung der alten Gesellschaft, gleich dem Gesetz der Natur, dem einzig an der Erhaltung der Familie, an der Fortdauer der Rasse liegt, und das sich wenig um das Individuum kümmert, große Mißbräuche und große Ungerechtigkeiten gegen die Rechte und sogar gegen die Person des Weibes. Man kann es nicht leugnen, es kamen Unterdrückungen und Aufopfe-

rungen vor. Junge Mädchen, die zu einem anderen Leben als zum Klosterleben geboren wurden, junge Mädchen, die der Schwung ihres ganzen Geschmacks und ihrer ganzen Seele aus dem Kloster hinausrief, junge Mädchen, deren Herz im Herzen eines Gemahls, im Herzen eines Kindes zu schlagen wünschte, von einer mitleidlosen Familie, von einer gefühllosen Mutter verdrängt und ins Kloster verstoßen, lebten und weinten in einer Zelle über ihren verschwundenen Traum. Aber diese erzwungenen Gelübde sind seltsamerweise Ausnahmen; sie stehn in Widerspruch zu den allgemeinen Gewohnheiten, zum Gewissen und den Sitten des 18. Jahrhunderts. Sehen wir nicht in den Memoiren der Zeit junge Mädchen einen sehr bestimmten Widerstand gegen den ausdrücklichen Befehl ihrer Eltern ergreifen, die ihnen den Schleier aufzwingen und über ihren Willen triumphieren wollen? Übrigens nimmt die väterliche und die mütterliche Härte mit jedem neuen Tag des Jahrhunderts ab, entsprang sie doch mehr der Sitte und Gewohnheit als einer wirklich tiefen, seelischen Äußerung. Und wenn Laharpe in allen Pariser Salons seine Mélanie vorliest, die nach dem Auspruch seiner Freunde vom Selbstmord einer Pensionärin des Klosters Mariä Himmelfahrt inspiriert wurde, ist eben die gezwungene Nonne nur mehr eine Theaterfigur; die erzwungenen Gelübde sind nur mehr ein dramatisches Thema.

Wenn man also von den philosophischen Deklamationen und den romantischen Traditionen absieht, erscheint das Kloster weit eher ein Asyl als ein Gefängnis. Vor allem ist es die Zuflucht aller gebrochenen Existenzen, der fast pflichtmäßige Aufenthalt der von den Blättern betroffenen

Frauen, einer heute fast vergessenen Krankheit, die aber damals den vierten Teil der Frauen entstellte. Mit allen ihren Ratschlägen, mit allen ihren Ermahnungen trieben Gesellschaft und Familie die junge Person, der dies Unglück begegnete, in den Schatten eines Klosters. Sogar die Mutter stimmte voller Hingebung zu, sich von diesem unglücklichen Kind zu lösen, das die Häßlichkeit von der Gesellschaft entfernt hielt, und das schließlich ohne Empörung sein Haupt unter das unerbittliche Prinzip der Zeit beugte: „Eine häßliche Frau ist ein Wesen, das keinen Rang in der Natur und keinen Platz auf der Welt hat.“ Zweimalhunderttausend Scheusäler, wie der Prinz von Ligne sagte, verbargen dergestalt ihre Eigenliebe und trösteten ihren Stolz mit den Ambitionen des Klosterlebens, mit den Ehren und den Vorrechten einer Abtei.

Es gibt andere Gelübde, die besser zum Jahrhundert passen und denen man häufiger begegnet, leichte, fast modische Verpflichtungen, die die Farben des frommen Lebens einer Frau bloß auf die Toilette zu stecken scheinen. Eine bestimmte Anzahl junger adliger Personen schlossen sich Ordensgemeinschaften an, die ihnen gestatteten, ohne jedoch die Ablegung irgendwelcher feierlicher oder einfacher Gelübde zu verlangen, in der Gesellschaft zu leben und das Ordenskleid zu tragen, die ihnen sogar zuweilen einen Titel, immer aber eine ehrenvolle Eigenschaft verliehen. Das waren die Kanonissinnen, deren berühmtestes Kapitel Remiremont im Elsaß bestimmt war, das reinste Blut der souveränen Häuser, die berühmtesten Namen der Christenheit aufzunehmen. In dieser Vereinigung der Kanonissinnen unterschied man Nichten (dames nièces) und Tanten (dames

tantes), die ihre Gelübde abgelegt hatten und gezwungen waren, von drei Jahren im Kapitel je zwei zuzubringen. Hier gewann die einmal zugelassene junge Person Verbindungen, Protektionen, Freundschaften, ein Patronat; und da jede Tante den Brauch übte, sich eine Nichte anzupfründen oder enger an sich zu fesseln, konnte jede Nichte die Möbel einer Tante, ihre Juwelen, ihr kleines Haus, ihre Pfründe zu erben hoffen. Madame de Genlis erzählte uns ihre Aufnahme im adligen Kapitel von Alix in Lyon, als sie noch ein ganz kleines Kind war. Sie schildert sich im weißen Kleidchen mitten unter allen Stiftsdamen, die in weltlicher Kleidung erschienen waren, mit schwarzseidenen Roben über den Reifröcken und großen Hermelinärmeln. Sobald sie zu den Füßen des Priesters ihr Credo hergesagt, schneidet er ihr eine Haarlocke ab und steckt ihr ein Stückchen weißen und schwarzen Stoff an, das so lang war wie ein Finger und Gemahl hieß. Dann legt er ihr um Hals und Hüfte ein emailliertes Kreuz, das an einer roten Schnur hing und einen Gürtel aus einem breiten schwarzmoirierten Band. Also geschmückt steht sie ganz stolz da, aufgeschwollen in der Eitelkeit eines kleinen Mädchens von sieben Jahren, sobald man sie mit dem Titel der Stiftsdamen Madame oder Komtesse nennt.

Man sieht: bei jedem Schritt muß der Historiker Vorurteile entfernen, wieder auf die Tatsachen zurückgreifen, und in der Geschichte das wirkliche Aussehen der frommen Gemeinschaften, ihren Charakter, ihre Bestimmung, ihre Gewohnheiten und Sitten wiederherstellen. Der Roman hat alles verändert und entstellt: zuerst spielen in dem Kloster des 18. Jahrhunderts

die erzwungenen Gelübde in diesem Kloster, dessen Überläufer vom Erzbischof von Paris selbst empfangen und behütet werden, dann kommen die Skandale an die Reihe. Nur in Geschichten und auf Kupferstichen sieht man nächtlicherweise einen Postwagen am Fuße eines Klostergartens halten, oder man sieht, wie eine Pensionärin eine Leiter hinuntersteigt, an deren Fuß der Liebhaber sie erwartet, während die Kammerfrau noch oben ist und rittlings auf dem Mauerkamm sitzt. Im Sprechzimmer gespöttete Intrigen, als Kommissionäre verkleidete Liebhaber, heimliche Briefsendungen, verdorbene Laienschwestern, die das Gitter öffnen, Entführungen junger Mädchen während einer Ordenskleidung inmitten einer durch Pistolen in Respekt gehaltenen Menge — das sind die gewöhnlichen Theatereffekte, die Scenen, die sich auf jenen Seiten à la Casanova drängen. Man glaubt die Betätigung der Moral Bussys zu sehen, der sagte: „Man müsse immer stehlen; zuerst das Mädchen, dann die Freundschaft der Eltern, und nach ihrem Tod noch ihre Reichtümer.“

Nichts ist falscher, nichts steht in größerem Gegensatz zur Wirklichkeit der Dinge, als dieser Gesichtspunkt: man kann die Skandale der Klosterpensionärinnen im 18. Jahrhundert zählen; das Register weist nur ein paar Namen auf. In dieser Zeit, da der verheirateten Frau so wenig verboten ist, tritt die Verfehlung eines jungen Mädchens, und besonders eines wohlgeborenen jungen Mädchens, außergewöhnlich selten ein: die Sitte bewahrt sie davor; Rousseau macht nicht als einziger diese Beobachtung. Schließlich war die Entführung kein Spiel; im Gegenteil; sie hatte Konsequenzen, vor denen die Verliebtesten, die Närrisch-

sten und Tapfersten bleich und schwach wurden. Oder war nicht das schreckliche Beispiel des Herrn de la Roche-Courbon, der zur Enthauptung verurteilt wurde, nachdem er 1737 Fräulein von Moras aus dem Kloster von Notre Dame de la Consolation entführt hatte, ein Abschreckungsmittel für die entschiedensten Agréables? Seine Mutter starb vor Kummer, und er selbst wurde aus Sardinien vertrieben, wohin er sich zu seinem Verwandten, Herrn von Sennecterre, dem Gesandten von Frankreich, geflüchtet hatte, und kam auf der Flucht elend um⁷⁾.

Das große Kloster des 18. Jahrhunderts, das nach dem Kloster von Fontevrault⁸⁾, der gewöhnlichen Erziehungsstätte der französischen Mädchen kam, ist das Kloster von Panthémont, das fürstliche Kloster der Rue de Grenelle, wo die Prinzessinnen erzogen werden, wohin der höchste Adel seine Töchter schickt, indem er aus der im Kloster mit einer Hoheit angesponnenen Kameradschaft und Freundschaft irgendeine Gunst, einen Gnadenbeweis, eine An-

⁷⁾ Der Pfarrer, der den ehelichen Segen erteilt und der einen Augenblick die Galeeren gefürchtet hatte, wurde zu einer Ehrenstrafe und zur Verbannung verurteilt; die Kammerzofe, die Fräulein von Moras begleitet hatte, wurde zur Peitschung, zur Brandmarkung und zu neun Jahren Verbannung verurteilt (Barbier, Bd. 2).

⁸⁾ Zur Erziehung der hohen französischen Damen in Fontevraul gibt es eine hübsche Anekdote, die über die Allmacht ihrer Launen in diesem Kloster Auskunft gibt. Der Tanzlehrer ließ Fräulein Adelaïde ein Ballett wiederholen, das rosenfarbenes Ballett hieß; die junge Prinzessin wünschte, er solle es das blaue Menuett nennen, und wollte nur unter dieser Bedingung ihre Lektion nehmen. Der Lehrer sagte: rosa; die Prinzessin stampfte mit dem Fuß auf und sagte: blau. Die Sache wurde ernst; man versammelte die ganze Schwesternschaft, die übereinstimmend entschied, daß das Menuett umgetauft und das blaue Menuett genannt werden sollte. (Madame Campan, Bd. 1.)



Kleines Mädchen.

Nach dem Gemälde von Chardin im National-Museum in Stockholm.



stellung als Dame bei der zukünftigen Fürstin erhofft. So brachte Madame de Barbantane ihre Tochter bei der Frau Herzogin von Bourbon unter, damit sie beim Austritt aus dem Kloster Ehrendame der Herzogin würde. Auf dieses Kloster, das die Gesellschaft darstellt, den Hof selbst in einer Abbreviatur, und in dem das junge Mädchen mit seiner Erzieherin und seiner Kammerfrau ein besonderes Leben führt und eine besondere Erziehung empfängt, folgt im Rang ein anderes vom Adel bevorzugtes Kloster, das Pensionärinnen mit hohen Namen bewohnen: das Kloster der Présentation à la Vierge (Mariä Opferung). An diese beiden großen Häuser reihen sich alle anderen frommen Stätten an, die Pensionärinnen aufnehmen, Abteien, religiöse Gemeinwesen, Klöster, die in ganz Paris zerstreut sind und von denen jedes seine besondere Bestimmung und Kundschaft zu haben scheint und zwar nach der Sitte, daß die Mädchen eines Quartiers der Hauptstadt oder eines Standes hineinkommen. Nehmen wir zum Beispiel die Damen von Sainte-Marie aus der Rue St.-Jacques: dieses Kloster scheint von der hohen Beamenschaft und der hohen Finanz auserwählt worden zu sein, weniger stolz als Panthémont oder La Présentation stand es jedoch beim Publikum wegen der Überlegenheit seiner Studien in hoher Achtung und hohem Ruf^{9).}

⁹⁾ Im Etat de la ville de Paris (1757) finden wir den Preis der Pensionen in den Pariser Klöstern; er belief sich auf 400 bis 600 Livres, aber dazu war noch die Kammerfrau zu bezahlen, mit 300 Livres, weiter noch in ein paar Klöstern die Ausstattung, das Bett und die Kommode; Beleuchtung und Heizung nicht inbegriffen, und in allen fiel die Sorge für die Wäsche des feinen Leinens den Eltern zu. Alle hatten eine ordentliche und eine außerordentliche Pension; in Panthémont,

Die Disziplin, die Erziehungsformen, die innere Verwaltung, alle Regeln dieser Klöster bilden nur eine Nachahmung, zuweilen eine Erleichterung der Regel von St. Cyr. Überall findet sich der Einfluß, der Geist dieser Musteranstalt wieder, die Art der Teilung in vier verschiedene Klassen, die nach dem Alter durch blaue, gelbe, grüne und rote Bänder gekennzeichnet wurden. Überall handelt es sich um eine Erziehung, die zwischen Weltlichkeit und Entzagung, zwischen der Weltflucht und den Qualitäten des Jahrhunderts schwebt, um eine Erziehung, die von Gott auf einen Erzieher des Geistes, von der Andacht auf eine Anstandsstunde übergeht; und findet sie nicht ihr Abbild in jenem Kostüm der Pensionärinnen, das halb eine Nonne, halb eine Frau darstellt? Rock und Mantel sind aus braunem Manser Etamin, aber unterm Kleid steckt eine Schnürbrust; auf dem Kopf liegt ein weißes Tuch, aber das Tuch ist mit Spitzen umsäumt. Es ist wohl befohlen, daß die Coiffüre schlicht und bescheiden aussehen soll: aber es ist nicht verboten, sie nach der Mode der Zeit zu arrangieren.

Diese Klostererziehung war eine milde und glückliche Erziehung, die unaufhörlich heiterer, von Tag zu Tag mehr von der Strenge und Traurigkeit des Klosters befreit wurde, die allmählich selbst nur mehr der Welt und allem zugewandt war, was für die Gesellschaft den Reiz und die Anmut des Weibes ausmacht. Man sieht im 18. Jahr-

dem teuersten Kloster, belief sich die ordentliche auf 600 Livres, die außerordentliche auf 800 Livres. Am Ende des Jahrhunderts, sagt Thierry, betrug die ordentliche Pension 800 Livres und 1000 Livres für die Pensionärinnen, die zum Tisch der Frau Äbtissin zugelassen waren.

hundert häufig, wie Frauen auf diesen Anfang ihres Lebens wieder zurückkommen, wie zu einer Erinnerung, in der man ein Glück der Kindheit atmet. Die Weiterführung der im Hause begonnenen Studien, das Kommen der Lehrer, die Tanzstunden, die Singstunden, die Musikstunden waren die Beschäftigungen und die Arbeiten dieser Klosterstage, deren Eintönigkeit noch dazu von soviel Festen und deren Länge von soviel Schelmereien abgekürzt wurde. Man stickte, ja man strickte sogar; oder man wagte sich an eine Haushaltsarbeit, legte die Hand an einen Leckerbissen und vergnügte sich damit, einen Klosterkuchen zu backen, ähnlich jenen Zitronenbroten, die die Kinder an bestimmten Tagen ihren Eltern schickten. Von Zeit zu Zeit bekam man schöne Belohnungen, wie die Erlaubnis, in die Mitternachtsmesse zu gehen, die den sehr braven kleinen Mädchen gewährt wurde und ihnen die Achtung der Großen verschaffte. Und wenn Strafen nötig wurden, erfanden die Schwestern eine jener großen Züchtigungen, mit denen sie dem Fräulein von Raffeteau, als sie sich verging, die Lust austrieben, in ihre Fehler zurückzuverfallen. Es handelte sich um eine Gelähmte, die von der Mutter dieser jungen Person aufgenommen worden war, und deren Fürsorge sie nach ihrem Tod ihrer Tochter hinterlassen hatte; dieses arme Weib wurde einmal wöchentlich in einer Sänfte ins äußere Sprechzimmer getragen, und das junge Mädchen machte sich eine Freude daraus, sie zu kämmen, zu waschen und ihr die Nägel zu schneiden. An den Tagen, an denen man mit Fräulein von Raffeteau im Kloster unzufrieden war, gestattete man ihr nicht, sich dieses Aktes der Nächstenliebe zu erfreuen, man ließ ihr Herz dafür büßen.

Diese Mädchenerziehung war sogar im 18. Jahrhundert der Gegenstand sehr vieler Angriffe. Was war sie denn in zwei Worten ausgedrückt? Das zusammenfassende Urteil einer klugen Frau jener Zeit über die Erziehung lautet: „Ein frommer Unterricht, Erweckung von Fähigkeiten, die dem Stand der Frau angemessen sind, die in die Gesellschaft eintreten, dort eine Stelle einnehmen, vielleicht sogar einen Haushalt führen soll“; das sind die von Madame di Créqui angegebenen Mittel, ein Mädchen tüchtig zu erziehen, ja es ist sogar die Rechtfertigung der Klostererziehung dieser Schule, aus der so viele Frauen hervorgehen sollen, von denen das Jahrhundert sagen wird, daß sie „alles wußten, ohne etwas gelernt zu haben“.

Der Fehler dieser klösterlichen Erziehung lag durchaus nicht im Klosterunterricht. Er lag keineswegs, wie man so oft wiederholt hat, in der Unzulänglichkeit des Unterrichts oder in der Untauglichkeit der Schwestern, das Weib für seine sozialen Pflichten vorzubilden, sondern vielmehr in der Trennung des Mädchens von der Mutter, in dieser Zurückgezogenheit von der Welt, in die die Gerüchte aus der Gesellschaft ihre Versuchungen hineinklingen ließen. Das junge Mädchen, das in früher Jugend aus dem glänzenden Leben des väterlichen Hauses herausgerissen war, auf das sie wie auf einen Kindertraum zurückblickte, brachte das Bild dieses Salons mit ins Kloster, trug die Erinnerung an diese Feste mit sich, deren Glanz in ihren Träumen wieder heraufstieg. Aus der Ruhe und dem Schweigen, das sie umgab, flüchtete und stürzte sie sich in ihre Erinnerungen und Sehnsüchte. Ihre Einbildungskraft beschäftigte sich mit allem und fing an allem Feuer,

was von draußen zu ihr kam, an allem, was sie erriet. Was sie bei einem Ausgang erlebte, die Vergnügungen, die Huldigung der Männer gegenüber den Frauen, ging ihr immer wieder durch den Kopf, vergrößerte sich in ihren Gedanken, stachelte ihre Ungeduld auf und beunruhigte ihre Nächte. Hätte sie die Erziehung im Hause ihrer Eltern genossen, so hätte die Leichtigkeit dieser Vergnügungen, der tägliche Anblick und Umgang mit der Gesellschaft diese Begierden und Glüten sehr schnell beruhigt, die unter den Frauen des 18. Jahrhunderts am tollsten bei denen zum Ausbruch kamen, die aus dem Kloster austraten.

Die Verheiratung des jungen Mädchens mit einem von der Familie akzeptierten und genehmigten Gemahl findet gewöhnlich fast unmittelbar mit dem Austritt aus dem Kloster statt. Denn die Verheiratung war vor allem eine Familienangelegenheit, eine im Belieben der Eltern stehende Maßnahme, über die Stellungs- und Gelderwägungen, Konventionen des Rangs und Vermögens entschieden. Die Wahl wurde im voraus für die junge Person getroffen, die nicht zu Rate gezogen wurde, sondern von ihrer in allernächster Zeit stattfindenden Heirat nur dadurch erfuhr, daß das ganze Haus um sie beschäftigt war, daß sich Händlerinnen, Schneider um sie bewegten, herzugeschleppte Stoffe, Spitzen, Blumen um sie aufhäuften und Nähterinnen an ihrer Ausstattung arbeiteten. Aus den Lustspielen können wir uns über den Hof, der ihr gemacht wurde, unterrichten, über die Liebenswürdigkeit, die ein junger Bräutigam für seine Verlobte aufwendete, über seinen leichten Ton, die

kavaliermäßige Ungezogenheit, und den Drang, damit zu Ende zu kommen. „Ach! gratulieren Sie mir,“ sagte er, „— Sie sind entzückend und ich will kaum etwas darüber sagen. Der Schmuck ist ganz vorzüglich . . . Sie haben da Spitzen von einem Geschmack, der wie mir scheint . . . Erlassen Sie mir das Lob dieser Spitzen . . . Wann werden wir denn verheiratet?“ Überdies klagt Mercier die Lustspieldichter der Zeit einer plumpen Täuschung oder vielmehr einer frechen historischen Lüge an, daß sie auf dem Theater, und sei es auch in noch so wenig ausgebildeter Weise, zeigen, wie der Mann dem jungen Mädchen, das er heiraten soll, den Hof macht, während jedermann weiß, daß die adeligen Mädchen und sogar die der hohen Bourgeoisie bis zur Vermählung im Kloster bleiben und es nur verlassen, um sich zu verheiraten¹⁰⁾). Übrigens hat man über den raschen Verlauf der Verehelichungen dieser Zeit, über die Art, wie sie zwischen den hohen Verwandten arrangiert und geschlossen werden, und den geringen Anteil, den der Geschmack oder der Widerwillen des jungen Mädchens daran zu nehmen hatte, ein seltsames Dokument, das sprechend wie eine Szene, lebendig wie ein Gemälde ist, und das uns

¹⁰⁾ S. in den Tableaux des Moeurs du temps, von der Popelinière, den Bericht über eine im Sprechzimmer eines Klosters anberaumte Zusammenkunft zur Vorstellung eines Mannes vor einem jungen Mädchen, das innerhalb acht Tagen seine Frau werden soll. Die Mutter sagt zu ihrer Tochter: „Zwischen ihm und mir ist alles abgemacht; es ist nur mehr der Vertrag zu unterzeichnen, damit ihr dann verlobt und in die Kirche geführt werden könnt. Ich will dich nur mehr fünf oder sechs Tage hier im Kloster lassen; während dieser Zeit, die ich dir noch gebe, mußt du erlauben, daß der Graf von . . . alle Tage eine Stunde in dieses Sprechzimmer kommt, damit ihr euch kennen lernt.“

eine vollständige Idee über die Art und Weise geben soll, in welcher der Gatte seiner zukünftigen Frau vorgestellt wurde, und über die Zeit, die man ihr ließ, den Mann kennen zu lernen, ihn zu lieben und seine Gegenliebe zu erwecken: den Bericht über die Verheiratung der Frau Houdetot.

Herr von Renville erscheint und schlägt Herrn von Bellegarde einen seiner Großvetttern, den man als einen sehr netten Mann schildert, als Gatten für seine Tochter Mimi vor. Da Herr von Bellegarde ein ausgezeichneter Vater ist, und er vor allem will, daß der junge Mann „seiner Tochter gefällt“, — eine Phrase, die man so sagte — bestimmt man einen Tag; Mimi wird, weil sie die Gewohnheit hat, niemandem ihre Aufmerksamkeit zu schenken, ordentlich in Kenntnis gesetzt, dann geht es zum Diner bei Frau von Renville, wo man alle Renvilles und alle Houdetots von der Welt zusammen vorfindet. Zunächst umarmt die Marquise von Houdetot die ganze Familie Bellegarde. Man setzt sich an die Tafel; Mimi sitzt neben dem jungen d'Houdetot, Herr von Renville und die Marquise von Houdetot bemächtigen sich des Herrn von Bellegarde: und beim Dessert bespricht man ganz laut die Heirat. Sobald der Kaffee eingenommen und die Domestiken hinausgegangen sind, sagt der alte Herr von Renville geschickt: „Halt! — wir sind hier en famille, tun wir also nicht so geheimnisvoll. Es handelt sich nur um ein Ja oder um ein Nein. Paßt Ihnen mein Sohn? Ja oder nein; ebenso gilt es von Ihrer Tochter, ja oder nein, das ist das Item. Unser junger Graf ist schon verliebt; Ihre Tochter hat nur zu bemerken, ob er ihr nicht mißfällt, sie soll es sagen

.... Sprechen Sie, mein Mädelchen.“ Darüber wird Mim rot. Und Madame d'Esclavelles, die den Dingen Einhalt zu tun sucht, bittet, daß man Zeit zum Atemholen lassen möchte. „Ja,“ erwidert Herr von Renville, „am besten verhandeln wir erst über den Vertrag; und die jungen Leute sollen mittlerweile miteinander plaudern.“ „Vortrefflich, vortrefflich.“ Auf dieses Wort hin zieht man sich in eine Ecke des Salons zurück. Und hier verkündet Herr von Renville, daß der Marquis d'Houdetot seinem Sohn 18000 Livres Rente in der Normandie gibt und die Schwadron, die er ihm das Jahr vorher gekauft hat; und die Marquise von Houdetot teilt mit, daß sie „ihre Diamanten“ mitgibt, die „schön und so viele sind als es nur möglich ist.“ Herr von Bellegarde erwidert sofort mit dem Versprechen, 300000 Livres als Mitgift und ihren Teil an der Erbschaft zu geben. Und man erhebt sich unter den Worten: „Wir sind also alle einig! Diesen Abend wollen wir den Kontrakt unterzeichnen. Am Sonntag werden wir das Aufgebot veröffentlichen lassen; wir bekommen die Genehmigung der andern und am Montag werden wir die Hochzeit feiern.“ Wie gesagt, so getan. Nebenbei erzählte man dem Notar den Entwurf zum Vertrag, man teilte der ganzen Familie die Verlobung mit und fiel endlich beim Herrn von Bellegarde ein, wo noch am selben Abend unter der Kälte und Verlegenheit dieser beiden einander vollständig unbekannten Familien der Vertrag unterzeichnet wurde. Während der Verlesung überreichte die Marquise von Houdetot Fräulein von Bellegarde als Hochzeitsgeschenk zwei Diamantschmucksachen, deren Wert im Kontrakt unausgefüllt blieb, weil die Zeit gefehlt hatte, sie schätzen zu



*Das eingeschlafene kleine Mädchen.
Kupferstich von Jardinier nach Greuze.*



lassen. Ein jeder unterzeichnete; man setzte sich zu Tisch, und der Hochzeitstag wurde auf den folgenden Montag festgesetzt.

Bei dieser improvisierten Verbindung, durch die uns die Verehelichung des 18. Jahrhunderts sehr klar veranschaulicht wird, leistete Fräulein von Bellegarde nicht mehr Widerstand als die anderen jungen Mädchen ihrer Zeit. Willfährig wie diese schickte sie sich darein und gab sich einfach hin. Die große Jugend, die fast noch Kindheit war, das macht- und willenlose Alter, in dem man die jungen Mädchen verheiratete, die strenge Zuneigung, die frostige unfamiliäre Zärtlichkeit, die sie bei ihren Müttern fanden, die Angst, ins Kloster zurückzukehren, machten sie gefüge und bestimmten sie, in einem ersten Gefühl, das ihnen die Vorstellung abzwang, einzuwilligen. Übrigens war die Ehe, und nicht der Gemahl, der lächelnde Anreiz, der ihren Wunsch und ihren Traum bildete. Sie nahmen den Mann um der Stellung willen, die er ihnen geben sollte, um des Lebens willen, das er ihnen öffnen, des Luxus und der Koketterien willen, die er ihnen gestatten sollte. Und dieselbe Madame von Houdetot wird das eines Tages, als sie von dem Wein ihres Tischnachbarn Diderot ein wenig berauscht ist, eingestehen; sie läßt sich den Gedankengang des jungen Mädchens und ihr Geheimnis in dem naiven Geständnis entschlüpfen: „Ich werde mich verheiraten, um in die Gesellschaft zu gehn, um Bälle, Promenaden, die Oper und das Theater zu besuchen. Eine andere Frau, Madame de Puiseux, wird dieses Geständnis der Madame d'Houdetot wiederholen und zugeben, daß sie um einer reichvergoldeten Kutsche, einer schönen Livree, schönen

Diamanten, hübscher Pferde willen, den unliebenswürdigsten Mann geheiratet haben würde, um die Kutsche und die Diamanten zu bekommen, um sich schminken zu können, und Pantöffelchen zu tragen.

In der Kirche schallte es ein- oder zweimal: „Es wird ein Verlöbnis bekannt gemacht zwischen dem hohen und würdigen Herrn und dem hohen und würdigen Fräulein der jüngeren Tochter aus diesem Kirchspiel .¹¹⁾“, während der gleich-

¹¹⁾ In der Bibliothèque nationale (Cabinet des Estampes) werden die zwei ersten gedruckten Billets aufgehoben, die 1734 in Paris verschickt wurden, um die Feier einer Hochzeit anzukündigen. Es sind die Anzeigen der Madame de Pons und der Marquise de Castellane. Bis dahin, sagt Maurepas, gab man den Verwandten durch einen Besuch oder durch eine handschriftliche Anzeige Nachricht.

Ich besitze verschiedene mit Bildern versehene Mitteilungen aus dem 18. Jahrhundert.

Die Anzeige einer Vermählung gleichwie die Einladung zur Trauung ist noch 1760 mit der Hand geschrieben. Sie befindet sich in einer Umrahmung von Palmen, über denen ein Altar steht, auf dem Hymen die Kerzen des Gatten und der Gattin in Tuniken anzündet; unten bekränzen Amoretten den Tempel mit Rosengirlanden.

Manchmal kommen Verlobungsanzeigen und Einladungen zur Trauung vor. Beide sind gedruckt.

Die Anzeige ist am Kopf mit einer Vignette geschmückt, auf der ein Brautpaar im Geschmack der kleinen Figuren aus den Idyllen Berquins sich innig zu Füßen eines Altars zusammendrängt, auf dem Amor eine Krone hält.

Der Text der Anzeige lautet:

M.

M.

l'honneur de vous faire part du Mariage de M.
avec

Die Einladung zur Einsegnung — sie stammt von Herrn Croisey, Rue Saint-André-des-Arts, der über verschiedene Einladungs- und Besuchs-

zeitige Kupferstich, der dazu berufen ist, alle Handlungen des Lebens mit etwas Poesie zu umrahmen, am Rand Worte aufwies, die seine mythologischen Allegorien erklären sollten.

Der Abend vor der Hochzeit kam heran. Die Familie und die Freunde kamen zu Besuch, bewunderten und kritisierten die Hochzeitsgeschenke, unter denen nur mehr die Börse fehlte, die, wie uns auf einem Kupferstich Eisens veranschaulicht ist, nach der Zeremonie der Vertragsunterzeichnung von dem Bräutigam in einem hübschen Beutelchen und ohne Förmlichkeit der Braut überreicht wurde¹²⁾). Die Braut, die stark dekolletiert mit Schönheitsanzeichen verfügt — steht in einem sehr hübschen Rokokorahmen, in dem oben auf einer Girlande ein Medaillon angebracht ist, auf dem Tauben sich schnäbeln.

Die Einladung lautet:

M

Vous êtes prié de la part de

M.

M.

faire l'honneur d'assister à la Bénédiction nuptiale

de M.

avec M.

qui leur sera donnée ce 176 à heures du matin

en l'Eglise paroissiale.

Eine Anzeige vom Ende des Jahrhunderts, die vom Maler Demaisons stammt, Rue Galande, die am Kopf ein nacktes Kind mit einem Spielzeug in der Hand in einem Blumenkorb stehend aufweist, kündet so die Geburt des Kindes an:

M.

J'ay l'honneur de vous faire part de l'heureux accouchement de mon épouse.

Le la Mère et l'Enfant se portent bien.

J'ay l'honneur d'être.

¹²⁾ „Accord du mariage“ von Eisen, gestochen von Gaulard.

pflästerchen und Orangenblüten versehen war, rouge aufgelegt hatte und ein mit Perlmutter und Brillanten besetztes Silberkleid und Schuhe aus demselben Stoff mit Diamantentrossetten trug¹³⁾), wurde am Hochzeitstage von zwei Brautführern geleitet. Die Ankündigung der Abfahrt nach der Kirche riß sie von ihrem Spiegel weg; „sie betrat das Gotteshaus; drang durch einen Haufen Volks, aus dem es von Lobsprüchen über sie hallte, von denen ihr kein Wörtchen verloren ging; sie sprach ein Ja aus, dessen Macht ihr ebensowenig wie seine Verpflichtungen bewußt wurden.“ Zuweilen wählte man, um mehr Prunk spielen zu lassen, aus Eitelkeit für diese Feier die Nacht. So fand die Vermählung der Tochter von Samuel Bernard mit dem Präsident Molé in der Kirche Saint-Eustache, in einer Mitternachtsmesse statt, im Glanz der Kronleuchter, der Girandolen, der Kerzenarme mit 600 Lichtern, — eine Messe, die hundert Männer als Wache vor dem Portal erforderte.

Nach der Beendigung der Tagesmesse vereinigten sich die beiden Familien zu einem großen Mahl, bei dem die ziemlich lebhafte Spottsucht der Zeit, mit einem Rest gallischer Heiterkeit gewürzt, mit der Schamhaftigkeit der Braut ein brutales Spiel trieb. Dabei ergoß sich auch die Poesie in Hochzeitskarmina, unter denen die besten in die

¹³⁾ *Les contemporaines ou Aventures des plus jolies femmes de l'âge présent.* 1780; Bd. 4. Das vornehme junge Mädchen verheiratete sich nicht immer in Weiß. Die Bilderreihe der Modes et costumes français dessinés d'après nature, herausgegeben bei Esnauts und Rapilly, zeigt uns eine junge Braut, die in einer großen Robe auf einem halben Reifrock zum Altar geführt wird; die Robe ist aus himmelblauer Pekingseide und mit Gaze und weißen Blumen garniert.

Merkures, die Nouvelles secrètes eingerückt wurden. Dann verabschiedeten sich gewöhnlich die Gatten: denn es war Brauch, die Vermählung auf einem Landgut zu beschließen. Die Braut umarmte — und das war wiederum eine recht treu befolgte Gewohnheit — jede zu ihrer Hochzeit geladene Frau, gab ihr ein Täschchen und einen Fächer; dann reiste sie mit ihrem Gatten ab.

Von diesem Moment ab würden zu jeder anderen Zeit die Geschichte und die Dokumente innehalten. Aber ist nicht die Kunst des 18. Jahrhunderts eine Kunst der Indiskretion *par excellence*, die kein Geheimnis im Leben des Weibes respektiert und die niemals die Tür zu einem Zimmer verschlossen gefunden zu haben scheint? Das Bild der schlafengehenden Braut kann sie uns nicht schenken¹⁴⁾; ein hübsches Gouache zeigt uns auch die junge Frau im Nachtgewand, ein Knie auf dem halboffenen Lager, die Augen tränenüberströmt: ihr Gatte, der auf seinen Knien zu ihren Füßen liegt, scheint sie anzuflehen; eine Dienerin unterstützt sie und ermutigt sie, während eine andere Kammerfrau das Löschhütchen über den Lichtern an den kristallinen Leuchtern bereit hält¹⁵⁾. Man beruhige sich indessen: Der Maler hat die Szene etwas

¹⁴⁾ In der großen, ganz vornehmen Gesellschaft, vielleicht nur bei den Fürsten, forderte eine noch aufrecht erhaltene Sitte der alten Galanterie von dem Gatten, daß er nur mit vollständig enthaartem Körper ans Bett seiner Frau trat, so wie der Herzog von Orleans nach dem Zeugnis des Herrn von Valencay, der ihm das Hemd reichte, im Bette der Madame von Montesson erschien. *Mémoires du règne de Louis XVI.*, Bd. 2.

¹⁵⁾ *Le Coucher de la Mariée*, gemalt von Baudouin, graviert von Moreau.

dramatisch und effektvoll arrangiert. Diderot lässt die Wahrheit auf dem Bilde wieder zu Worte kommen, leihst er doch der Unschuld nur eine einzige Träne, er stellt sie dar, wie sie dem ehelichen Bette zuschreitet, ohne Kammerfrauen und ohne vor Scham vor ihrem Geschlecht zu erröten, allein beschützt durch die Nacht.

Der Aufenthalt der Gatten auf dem Lande war kurz. Die Frau kehrte bald nach Paris zurück, wohin sie tausend Dinge riefen. Sie hatte ihre Besuche abzustatten, ihre Stellung in Besitz zu nehmen, ihre neuen Rechte zu genießen. Sie harrte mit Ungeduld darauf, ihr Bukett und ihren Jung-Frauen-Hut in der Oper zu zeigen. Die große Welt in Paris huldigte dem Brauch, ja verpflichtete fast eine junge Frau, die Woche ihrer Verheiratung nicht vergehen zu lassen, ohne sich mit allen ihren Diamanten in der Oper zu zeigen. Man hatte für dieses Auftreten sogar einen besonderen Tag ausgewählt, den Freitag, und den in Rang und Würde stehenden Ehepaaren eine besondere Loge zugeteilt, die erste Loge neben der Königin. Dann konnte vor allen Dingen die junge Frau den Augenblick nicht erwarten, am Hofe vorgestellt zu werden.

Diese Vorstellung spielte eine große Rolle, hatte sie doch für die Frau die Bedeutung einer sozialen Weihe. Sie bestimmte ihr den Platz, gab ihr den ihrem Rang entsprechenden Sitz in der Gesellschaft. Sie enthob sie der zweifelhaften, in den Augen des Hofes sogar recht zweideutigen Lage, nämlich der Halbexistenz der nicht vorgestellten Frauen, denen jene Strahlen von Versailles nicht geleuchtet hatten, die gleichsam einen Heiligenschein um die Frau legten. Und wie feierlich ließ sich der Tag der

Vorstellung an! Madame de Genlis hat uns den ganzen Hergang überliefert. Man muß erleben, wie Madame de Puisieux sie dreimal frisieren läßt und doch beim dritten Male noch nicht zufrieden ist; soviel Talent, Arbeit und Geduld verlangt eine Vorstellungfrisur. Sobald Madame de Genlis frisiert ist, kommt der Puder an die Reihe und rouge wird aufgelegt; dann wird sie in die große Schnürbrust gesteckt, mit der sie dinieren soll, damit sie sich daran gewöhnt. Bei der Halskrause entspinnt sich eine endlose Diskussion zwischen der Marschallin d'Estrées und Madame de Puisieux; viermal wird sie umgelegt, viermal wieder abgenommen, und wieder viermal umgelegt. Die Kammerfrauen der Marschallin werden herbeigerufen, damit sie entscheiden: die Marschallin triumphiert; aber das unterbricht die Diskussion keineswegs und sie dauert noch die ganze Mahlzeit hindurch. Man beendet die Toilette, legt den Reifrock um und die unteren Garnituren der Robe. Dann folgt die Wiederholung der Verbeugungen, die Gardel einstudiert hat; und es werden Ratschläge laut, Bemerkungen, Kritiken über das Kompliment, den Kratzfuß, den Madame de Genlis in der Schlepppe ihres Kleides macht, indem sie sich nach rückwärts retiriert, einen Kratzfuß, den man zu theatralisch findet. Schließlich wird ihr noch einmal, im Augenblick der Abfahrt, Rot aufgelegt, das Madame de Puisieux aus ihrem Puderbüchschen nimmt, und mit dem sie das ganze Gesicht der Madame de Genlis einreibt.

Man vergegenwärtige sich am Morgen der Vorstellung diese junge Frau, die auf diesen Schauplatz der großen Gesellschaft vorschreitet, deren Neuheit sie blendet, betäubt, die

erschrocken ist vom Publikum und über die zuschauende Gesellschaft erstaunt, durch deren Reihen sie mit einem zögernden Schritt hindurch geht, wie in ein Land, das lauter Überraschungen für sie enthält. Noch ist sie unwissend, unschuldig, gehorcht den Ängstlichkeiten ihres Geschlechts und ihrer Erziehung, den Instinkten ihres Charakters, noch ist sie zurückhaltend, bescheiden, mild und freundlich gegen die andern, läßt sich alle Naivitäten entschlüpfen, die ihrem Alter, ihrem Geist, ihrem Herzen natürlich sind; noch zeigt sie jene etwas linkische Haltung, jene Verlegenheit, die nicht gleich in den ersten Tagen verschwindet, jenen peinlichen Reiz der Unschuld, der bei den alten Frauen ein Lächeln hervorruft; sie hat noch jenes erschrockene Gesichtchen, das Gesicht eines Vögelchens, das noch keines der Lieder gelernt hat, die man ihm vorpfeift; sie macht noch kleine Glückser, die nichts besagen sollen, braucht eine Viertelstunde dazu, um nach einer Verbeugung wieder zu sich zu kommen, kann fast nichts sagen, nichts scherzen, und weiß auch nichts zu verstecken, nicht einmal einen Anflug ehelicher Zärtlichkeit, diesen Gipfel der Lächerlichkeit! Wegen dieser Dinge wird sie von allen Stimmen des Jahrhunderts gewarnt, getadelt, beraten; der Spott ist ihr Lehrmeister. Hören wir: „Was! nun ist es sechs Monate her, daß das Sakrament Sie bindet und Sie lieben Ihren Gatten noch! Ihre Modistin hat dasselbe Faible für den ihren, aber Sie sind Marquise

Warum legen Sie so wenig Wert auf sich, wenn Ihr Gatte fort ist, und warum schmücken Sie sich, wenn er wiederkommt? Lassen Sie sich doch den Kodex des modernen Schmuckes borgen; Sie werden darin lesen, daß



*Das Brautpaar nach der Mode.
Kupferstich von Louise Gaillard nach Schenau.*



man sich für einen Liebhaber schmückt, für die Öffentlichkeit oder für sich selbst Auf welche Verkehrtheit sind Sie da neulich verfallen? Die Pferde waren angespannt, um Sie ins Theater zu fahren; Sie rechneten auf Ihren Gatten, einen französischen Gatten? Werden Sie diese Zurückhaltung, die in der Ehe so wenig angebracht ist, noch lang behalten? Ein Kavalier findet Sie schön und Sie werden rot; öffnen Sie die Augen. Hier erröten die Damen nur unterm Pinsel. . In der Tat, Madame, Sie setzen Ihren Ruf aufs Spiel. Und warum? Zunächst haben Sie ein Vorzimmer zum Erbarmen, Lakaien, die sich dem Herrn ebenso verbunden glauben, wie der gnädigen Frau, die sich einbilden, sie seien nur um zu arbeiten im Hause, die einem anständigen Mann, der zu Fuß kommt, eine respektvolle Miene zeigen, die eine silberne Uhr herausziehen, wenn man sie nach der Zeit fragt, unansehnliche Lakaien, die drei starke Zoll unter der erforderlichen Größe bleiben! Und Sie, Madame, findet man um 8 Uhr morgens schon auf: kämen Sie um diese Zeit vom Balle heim, so wäre es in der Ordnung. Doch was tun Sie? Sie halten eine Konferenz mit Ihrem Koch und mit Ihrem Hausmeister Endlich fällt Ihnen ein, daß Sie Toilette zu machen haben. Aber wie wenig kennen Sie deren Wichtigkeit, Wert und Aufgaben! Sie sind erst 18 Jahre alt und dabei kommen Sie ohne Männer aus, haben statt dessen zwei Frauen, die Sie niemals ausschelten. Das erste Kleid, das man Ihnen reicht, entspricht genau Ihren Erwartungen. Sie wählen tatsächlich die Robe, die Sie verlangt haben. Kaum läutet es zum Diner, da sind Sie schon im Versammlungszimmer, während die Glocke noch ruft. Waren keine Bänder mehr

anzustecken? Was aber setzt denn alle Welt in Erstaunen? Ihr Hausmeister meldet dem *gnädigen Herrn*, daß angerichtet ist Nach Tisch wollten Sie das Gespräch weiterführen. Bedenken Sie doch, daß Sie in Paris sind. Langeweile rief bald das Spiel herbei; ich sah Sie gähnen, bei dem Kometenspiel! einem Hofspiel. Apropos, ich erinnere mich, daß es schon vier Tage gespielt wurde, als Sie endlich danach fragten, was es wäre. Eine Bürgersfrau aus dem Marais tat am selben Tag die nämliche Frage Als Intermezzo kramte man die Arbeitsbeutel aus. Was kam aus dem Ihren zum Vorschein? Halskrausen für Ihren Gatten. Die Franzosen sollen also ganz vergebens Knüpfarbeiten erfunden haben, um adlige Hände von den bürgerlichen zu unterscheiden? — Sie setzen sich hin, ohne die beängstigende Wirkung Ihres Spiegelbildes gesehen zu haben, das Ihnen sagen würde, wie närrisch Sie hergerichtet sind An den Tagen der Oper gehn Sie in die Tuilerien und an den anderen Tagen ins Palais Royal. Ja, schlimmer noch, man sieht Sie am Morgen dort Man möchte meinen, Sie gingen nur Ihrer Gesundheit halber spazieren. Und wenn Sie an den bestimmten Tagen und in den schicklichen Stunden erscheinen, wie sind Sie da angezogen? Die Elle von Ihren Spitzen ist 50 Taler wert Was machten Sie am letzten Sonntag um zehn Uhr morgens in Ihrer Pfarrkirche? Schon im Staat! Und wer glaubt es? Ohne Täschchen! Wirklich? Um zehn Uhr? Hört denn eine Dame von Stand die Messe in ihrer Pfarrkirche? Ist es denn wahr, daß Sie zur Vesper gehn? Der Marquis von *** wirft Ihnen das vor, er sagt, daß Sie in lächerlicher Weise auf Ihre ewige Seligkeit bedacht sind. Man könnte Ihnen ein paar Predigten hingehen lassen; nie jene, die bekehren wollen: eine schöne Frau

ist für schöne Predigten geschaffen, und diese werden durch das Zusammenströmen der Equipagen und die Kosten der Sänten hinreichend gekennzeichnet. Es ist unvornehm, sich für zwei Groschen zu erbauen Und so geht die Spötterei, die Belehrung über alles, was der jungen Frau fehlt, weiter. „Ach! Sie haben keine Grazie, wenn Sie vor einer Maus, einer Spinne oder einer Fliege erschrecken! Keine Grazie, wenn Sie sich über einen Schmerz, den Sie fühlen, beklagen, keine Grazie, wenn Sie sich über einen Schmerz, den Sie nicht fühlen, beklagen! Sie haben nicht einmal Grazie in der Art, wie Sie sich kleiden: Ihre Roben sind zwar geschmackvoll, aber die Garnituren sind nicht von der Duchapt.“ Dann ein Panier, dessen Durchmesser um einen Fuß verstümmelt ist, und der keine gute Hand verrät; schöne Diamanten, aber sie sind nicht von Lempereur eingesetzt. „Und wie armselig ist der Reiz Ihrer Rede!“ Spricht sie nicht mit der äußersten Einfalt, die junge Frau? Mit den Reizen, die der Laune entspringen, steht es noch schlimmer: in dieser Beziehung ist ihr Verhalten ein wahres Elend! Wenn sie ihre Pferde auf sechs Uhr bestellt hat, sieht man sie um sechs Uhr in der Kutsche; das Spiel, das sie vorgeschlagen hat, wird unweigerlich gespielt; die Person, die sie gestern gut aufgenommen hat, empfängt sie auch heute wieder. Kurz, sie ist immer dieselbe, sie ist konsequent und beständig: der Gipfel der *Einförmigkeit*, ein Wort, das in dieser Zeit alles ausdrückt und ohne Berufung verurteilt.

In dieser ironischen Lektion, die den lächerlichen Eigenchaften der jungen Frau erteilt wird, steckt unter der Satire der Sittenkodex der Zeit, die geheime Konstitution ihrer Bräuche und das Ideal ihrer gesellschaftlichen Moden.

Inmitten der liebenswürdigen Lüge aller Dinge, unter dem

Himmel der Salons, unterm Firmament der gemalten Plafonds, zwischen diesen seidenen Wänden, deren Farben, himmlische Bläue oder ein Blütenmeer, von tausend Spiegeln zurückgeworfen werden, auf diesen Sesseln, auf denen Liebesinseln dargestellt sind, auf dem durch eingelegte Arbeiten verzierten Parkett, mitten in diesem kleinen Museum, das ausgefüllt ist mit Raritäten, Bizarrien, kleinen Meisterwerken, Kleinodien und überallhin verstreuten Kuriositäten, ja sogar auf dem Lande, in diesen Gärten, die nur mehr Terrassen, Lauben, Treppen, Amphitheater und Bosketts sind, würde die Frau jede Harmonie zerstören, wenn sie nicht ihre Einfachheit und Natürlichkeit ablegte. In diesem Jahrhundert der universellen Umwandlung, der allgemeinen Verzauberung, das alles verdringt, was dem künstlichen Vergnügen an einem Stil nach seinem Bilde Stoff bieten kann, das sogar das Aussehen der Erde verändert und nach seinem Geschmack umgestaltet, das überall um den Menschen und sogar in dem Menschen bis in seine innersten Gedanken die Konvention der Kunst ausbreitet, ist die Frau dazu berufen, das vollkommene Muster der Konvention, das Kind der Kunst par excellence zu sein. Sie muß sich in alle anerkannten Regeln dieser Zeit und dieser Gesellschaft fügen und sich alle jene erkünstelten Reize erwerben, „Reize, die sich erst zufällig entfalteten, die die Eitelkeit der Eltern erweckt, das Beispiel und der persönliche Verkehr mit anderen Frauen weiter entwickelt und die ein persönliches Studium endlich zur vollkommenen Beherrschung ausgebildet hatte“. Solche modische Reize verlangt die Gesellschaft von ihrer ganzen Person, von ihrer Kleidung, von ihrem Gang, ihrem Gebärden-spiel und ihrer Haltung. Sogar in den gleichgültigsten Dingen noch fordert sie von ihr jene Auszeichnung und Vollkommenheit

des Benehmens, der die Bourgeoisie nacheifert und nachstrebt, ohne sie je erreichen zu können. Sie legt ihr jene reizende Theatralik des Körpers auf, das Neigen des Kopfes, das nachlässige Lächeln, das prahlerische Zurückwerfen des Halses, die verstohlenen Blicke, das Knabbern der Lippen, das Mienenspiel, das gezierte Wesen, das trotzende Antlitz, und jenes Spiel mit dem Fächer, über das Carracioli fast einen Traktat geschrieben hat: des Fächers, den sie mit einer so reizenden Gewandtheit auf ihrer Wange, auf ihrer Brust spielen läßt, dessen *Klipp Klapp* so vortrefflich ihren Zorn, dessen Hin- und Her gleich einem Taubenflügel so gut Vergnügen und Befriedigung ausdrückt, dessen mit einem *Finissez donc* zärtlich erteilter Schlag so viel besagen will! Und wie viele andere Koketterien gibt es noch zu lernen: die Art, wie man sich herausputzt, sich Schönheitspflästerchen auflegt, sich brillantiert, sich vorstellt, grüßt, isst und trinkt, indem man mit den Augen blinzelt und sich schnauzt!

Alles hat die Frau von der Gesellschaft zu erlernen, alles von ihr zu empfangen, die Manieren, das Aussehen, den Ton der Stimme, den Blick der Augen, die Eleganz des Benehmens. Affektationen, Gleichgültigkeiten, Künsteleien, ihre Schönheit und ihre Haltung. Sie muß ihr sogar ihre Ausdrücke, ihre Worte, die neue Sprache entnehmen, die dem geringsten Gedanken einer Frau Aufsehen und Lebendigkeit verleiht. Das Jahrhundert, das gewohnt ist, alles verschönern zu wollen, alles zu malen und zu färben, auch in die leiseste Gebärde eine freudvolle Empfindung und in das geringste Lächeln ein Stück Verzauberung zu legen, will, daß sich die Dinge in der Sprache des Weibes verfeinern, vergeistigen, vergöttlichen. *Erstaunlich! Wunderbar! Göttlich!* Das sind die geläufigen Epitheta des

Gesprächs. Eine ekstatische und exklamatorische Redeweise, eine Sprache, die superlativisch einherstürmt, dringt in die französische Sprache ein und trägt ihren Schwulst in deren Nüchternheit. Man spricht nur noch von *unerschöpflicher Anmut* und *unendlichen Vollkommenheiten*. Bei der geringsten Beschwerlichkeit ist man vernichtet; bei der leitesten Widrigkeit *verzweifelt, schauerlich gequält, erstickt*. Von einem Wunsche ist man so besessen, daß man darüber Essen und Trinken vergißt. Wenn ein Mann Mißfallen erregt, so ist es *ein Mann, mit dem man Fenster einwerfen möchte*. Hat man Migräne, so zeigt man eine *abschreckende Dummheit*. Man applaudiert *bis zum Brechen*, man lobt *à outrance*, man liebt *à miracle*. Und dieses Fieber der Ausdrücke genügt noch nicht: wenn eine Frau von vollkommener Lebensart sein will, muß sie notwendigerweise lispeLN, melodisch säuseln, ihre Stimme versüßen und verweiblichen, muß statt *pigeons* und *choux*: *pizons* und *soux* aussprechen.

Aber nicht allein die physische Persönlichkeit des Weibes wird von der Gesellschaft derartig verändert und, wie es ihr paßt, nach einem konventionellen Typus umgeformt: in seinem moralischen Wesen ruft sie eine noch viel größere Revolution hervor. Auf ihren Ruf, auf ihren Unterricht hin bildet die Frau ihr Herz um und gibt ihrem Geist eine neue Form. Sie entäußert sich ihrer eingeborenen Gefühle, ihres Glaubensbedürfnisses, des Wunsches nach Unterstützung und Befriedigung durch Vertrauen und Hingebung, kurz der Norm, die ihr durch die Klostererziehung zur Gewohnheit geworden war; alle diese Schwächen ihrer Vergangenheit streift sie ab, wie sie auch auf die zartesten Regungen ihrer Seele verzichten möchte. Sie erleichtert sich von jedem ernsthaften Gedanken,

um sich zu diesem neuen Gesichtspunkt emporzuheben, aus dessen Höhe die Gesellschaft das Leben betrachtet, indem sie einen Inhalt nur nach den beiden Maßstäben: Langeweile oder Vergnügen abschätzt. Alles von sich abweisend, was „Hirngespinst der Bescheidenheit und des Anstandes“ heißt, auf alle Religionen und Vorurteile Verzicht leistend, die ihrem Geschlecht in früheren Jahrhunderten ihre verdüsternden Aufgaben, Betätigungen und Traurigkeiten auferlegten, erweist sie sich der Höhe und dem Ton der neuen Lehren würdig; und sie gelangt schließlich zur öffentlichen Verkündigung der Leichtigkeit dieser weltlichen Weisheit, die in dem von jeder strengen Verpflichtung befreiten menschlichen Dasein nur ein großes Recht, ein einziges, von der Vorsehung bestimmtes Ziel erblickt: das Amusement. Eine Weisheit, die in dem Weibe, das von der Knechtschaft der Ehe, von den Gewohnheiten des Hauswesens befreit ist, nur ein Wesen sieht, dessen einzige Pflicht es ist, die Gesellschaft mit dem Bild des Vergnügens auszustatten, es darzubieten und alle damit zu beschenken.

Der Gatte, dem die Familie das junge Mädchen jäh an den Hals warf, dieser Mann, in dessen Arme sie fiel, war durchaus nicht immer der widerwärtige Gemahl, der plumpen Finanzmann oder alte Herr, der konventionelle Typus, den die Phantasie sich träumt und recht gerne ausmalt. Meistens traf das junge Mädchen den reizenden jungen Mann der Zeit, irgend einen hübschen polierten und eleganten Mann, der keinen Charakter und keine Festigkeit erkennen ließ, der leichtsinnig flatterhaft und gleichsam von der leichten Luft des Jahrhunderts durchdrungen war, ein frivoles Wesen, das sich in einer recht liederlichen Umgebung betätigte. Dieser junge Mann, trotz allem ein Mann, konnte sich in den ersten Stunden einer Art

Dankbarkeit für diese junge Frau nicht verschließen, die noch halb in ihren Mädchenschleieren steckte und ihm in der Ehe die Neuheit einer keuschen Lust offenbarte, einer aufgeweckten, frischen, unbekannten und köstlichen Wollust. Indessen bebten und zitterten bisher zurückgedrängte Zärtlichkeiten in der jungen Frau. Sie war beunruhigt, von wer weiß welcher Romantik angerührt, sie glaubte, in jenen Traum eines ganz von Liebe, ganz von Hingebung erfüllten Lebens einzutreten, das im Kloster ihre kindliche Phantasie gereizt und bezaubert hatte. Der Gemahl seinerseits, der von allen diesen Äußerungen eines erregten Köpfchens, von diesem entzückenden Fieber von Empfindungen, in deren Mittelpunkt er stand, geschmeichelt war, ließ sich dieser jungen Anbetung gegenüber, die ihn belustigte, gehen; mit Zärtlichkeit verstärkte er noch den Roman der jungen Frau. Sobald jedoch alle Zerstreuungen der ersten Wochen der Ehe, alle Vorstellungen, Besuche, kleinen Reisen, Einrichtungen des Lebens, der Wohnung, der Zukunft ihr Ende erreicht hatten, der Haushalt auf sich selbst gestellt war und der Gatte, im stillen Beisammensein mit seiner Frau, sich einer Art Leidenschaft gegenüber befand, da mußte er plötzlich erschrecken. Er hatte gar nicht gedacht, daß seine Frau so rasch und so weit ginge: das war des Eifers zuviel. Als Mann seines Jahrhunderts, als Gemahl seiner Zeit liebte er vor allem „das Niedliche und Liebenswürdige“ Was hatte in seinem Haushalt die Leidenschaft zu suchen? Sie war gar nicht bei ihm vorgesehen. Sie paßte weder zu seinem Charakter, noch zu seinem Geschmack. Übrigens hatte sie mit Leuten, die wie er geboren und erzogen waren, nichts zu schaffen. Dann, was war das für ein Schrecken, was für eine Verlegenheit, welches Attentat auf seine Freiheit, auf sein Vergnügen, diese exaltierte,



Die Wochensuppe.
Kupferstich von Lépicié nach Jeaurat. 1744.



eifersüchtige, unruhige Zuneigung, die Mienen, das Schmollen, das Begehrn, das Fragen, das unaufhörliche Ausspionieren und Inquirieren, die Szenen, die Tränen und die Deklamationen! Natürlich war der Verdruß über diese Entdeckung groß bei einem Manne, der bereits einige Monate verheiratet war und den spätestens am Ende des ersten schon wieder das Garçonleben aufreizte, das er mit einem Grisettensouper vergraben hatte, den die Laster, die er mit allen jungen Männern teilte, den die Erinnerungen, die Begierde nach alten Gewohnheiten und die Monotonie eines Glücks quälten, das nicht durch Liederlichkeit pikanter gewürzt war!

Etwas beschämt und von alledem aufgeregt, versuchte er indessen, gegenüber der großen Liebe seiner kleinen Frau höflich zu sein und erwiderte ihre Klagen mit einer stumpfen Ironie und einer gerührten Gleichgültigkeit, indem er den Ton anschlug, den man gegen Kinder annimmt, wenn man ihnen begreiflich machen will, daß sie nicht vernünftig sind. Nach und nach ließ er sich seltener bei ihr sehen; er verschwand jeden Tag etwas offener aus dem ehelichen Hause. Dann hörte die Frau in der Nacht, um vier Uhr morgens, wenn sie von Schlaflosigkeit gebrochen war und von ihrem Bett hinaushorchte, den Wagen des gnädigen Herrn wieder zurückkehren; und der Schritt des Gatten kam nicht mehr zu ihrem Zimmer; er stieg in ein kleines nahebei liegendes Zimmer hinauf, das ihm über seine Nächte und die Stunde seiner Rückkehr freie Verfügung ließ, die sich zuweilen, wie es damals geschah, bis zum Läuten des Angelus verzögerte. Am Morgen wartete die Frau. Um 11 Uhr endlich ließ der gnädige Herr feierlich anfragen, ob er seine Aufwartung machen könne. Vorwürfe, leidenschaftliche Ausbrüche,

Rührungen, alles ertrug er mit einer kaltblütigen Spötterei, mit der Fertigkeit des vollendetsten Anstandes. Wenn die Frau derlei Szenen erlebt hatte, sollte sie dann nicht bei ihren Großeltern Zuflucht suchen? Sie war ganz erstaunt, von diesen wegen der Kleinlichkeit ihres Geistes bemitleidet zu werden und ihren großen Kummer als eine Nichtigkeit behandelt zu sehen. Auf dem Gesicht und in den Worten ihrer Mutter schien sie zu lesen, daß es gewissermaßen unschicklich war, seinen Gemahl so zu lieben. Und waren dann ihre Tränen versiegt, so lächelte sie dann ein Schwager an und sagte zu ihr: „Nun! Setzen wir einmal den schlimmsten Fall, er hätte eine Maitresse, eine Liebelei, was bedeutet das? Wird er dich deshalb weniger lieben?“ Auf dieses Wort hin begann sie laut zu schreien und Eifersucht zerriß ihr das Herz. Dann kam der Gatte hinzu und gab seiner Frau als Freund den Rat: „Sie müssen sich zerstreuen. Gehn Sie in Gesellschaft, unterhalten Sie Liebschaften, leben Sie meinetwegen wie alle Frauen Ihrer Zeit.“ Dann fügte er freundlich hinzu: „Es ist das einzige Mittel, mir zu gefallen, meine liebe Freundin.“

II.

DIE GESELLSCHAFT — DIE SALONS.

In der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts kommen drei Epochen zur Erscheinung. Drei Entwicklungen seiner Geschichte gestalten seinen sozialen Geist in drei Formen und prägen ihm drei Moden auf. Der Anfang der Regierung Ludwig XV., das Ende dieser Regierung und die Regierung Ludwig XVI. geben der Gesellschaft, die sie umwandeln und erneuern, nach und nach die Veränderung dreier Generationen. Die Physiognomie dieser drei Zeitalter gilt es zunächst zu untersuchen. Wo aber kann man sie fassen, wo sie greifen? Geben uns Bücher den Umriß, die Nuance, den allgemeinen Ton wieder, der eine Gesellschaft zeichnet und sie zum Wiederaufleben bringt? Finden wir in den Memoiren diese äußere Seele einer Gesellschaft, ihren beseelten Ausdruck, ihre lebendige Darstellung? Nein. Wir werden sogleich Gelegenheit haben, sie nach ihren Erinnerungen, ihren Porträts, nach allem zu fragen, was eine Vereinigung von Männern und Frauen an ephemeren Geräuschen und flüchtigen Bildern hinterläßt. Um aber Eintritt in die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts zu gewinnen, um sie mit dem Blick zu erfassen, öffnen wir eine Mappe mit Kupferstichen, und wir sehen diese Welt, wie in ihren drei Theatern, im Salon von 1730, im Salon von 1760 und im Salon von 1780.

Hier im ersten Salon ist die Gesellschaft noch en famille. Sie zeigt eine intime Versammlung, eine vergnügte Stimmung,

in der die Befriedigung und die glückvolle Ruhe eines Morgens nach dem Balle liegt. In dem breiten und hohen Zimmer, zwischen diesen Wänden, auf denen die Bilder nackte Badende zeigen, auf den Blumenranken der seidnen Panneaux, auf den schweren Lehnstühlen mit den gewundenen Armen und Füßen, bei diesem Kamin, in dem ein helles Feuer flammt und über dem der Spiegel aus einem Löwenfell hervor und von Sirenen gekrönt emporsteigt, scheint das Auge auf einen ruhenden Dekameron zu fallen. Diese Frauen, die sich mit einem Bologneserhündchen auf den Knien wärmen, jene, die vorbeugten Leibes mit flüchtigem Finger und irrendem Blick in einem Musikalbum blättern, jene, die ihr Hombrespiel wiederholen, lässige und halb spöttische Spielerinnen, bis zu der jungen Person, die sich weit in ihrem Stuhl zurücklehnt, und damit belustigt, eine Katze mit einem Fadenknäuel zu necken, — dieses Gemälde erinnert an jene Paradiese Watteaus, die nur das Ideal eines französischen Salons waren: dieselbe Süßigkeit, derselbe Frieden, dieselbe Koketterie der Haltung, dasselbe Lächeln der gegenwärtigen Stunde. Der Adel hat sich eben erst in den Stil von Versailles gefunden; und man könnte in diesem wohlverschlossenen Salon und seinen winterlichen Zerstreuungen noch eine Erinnerung an das Schloßleben finden. Dennoch hat das Leben des 18. Jahrhunderts bereits begonnen: man betrachte nur die Laune seiner Moden, die feinen mit Blumen auf weißem Grund bestickten Negligés der Frauen, die Toques, die Federn und die Pelzkragen. Über die Bücher glaubt man einen Geist hinvoltgieren zu hören, der aus Boccaccio stammt und zu Marivaux hineitet. Hier wird bei jenem Mann, der in einen Mantel, anscheinend einen Domino, gehüllt ist und sich in einen Lehnstuhl geschmiegt hat, auf der

persischen Decke die Samtbörse zum Spiel hingelegt, und dort hängt oder liegt eine Maske, die Maske der Regentschaft, mit schwarzen Backen und einem weißen Mund, wie die Maske eines Harlekin, — die Ball- und Narrenmaske, die aus den venezianischen Nächten auf die Pariser Nächte übertragen wird¹⁶⁾.

Der zweite Salon des Jahrhunderts tritt ganz leuchtend und rauschend auf. Brokat fällt über die Portieren an den Türen. Amoretten spielen und scherzen über den Türsimsen. Frauenmedaillons lächeln in den Pfeilerspiegeln. Von den Rosetten am Plafond hängen die von Kerzen erglänzenden böhmischen Kristallüster herunter, deren heller Schein durch die Spiegel zurückgeworfen wird. Das Tafelgeschirr von Germain und die Fruchtpyramiden sieht man durch eine offene Tür auf dem Büfett stehen. Es ist das Vergnügen in seiner lebendigsten Form, der Ball, Tamburin, Flöte, Brummbaß und Geige schütten ihre Notenpaare von der Höhe einer Estrade herunter. Die Atlasschuhe gleiten über das mit Rauten gemusterte Parkett, die Ketten springen an den Hälsen hinauf, die Blumensträuße überblühn die Gewänder, an dem Gürtel schlagen die Uhren, und die Diamanten blitzen in den Haaren. Mitten im Salon drehen sich die Paare im Tanz, fassen sich die handschuhlosen Hände. Die schlanken Kavaliere lassen die leichten Tänzerinnen gegeneinander voltieren; die Spitzen zerknüllen sich an den Pelzkrausen, die sich Lauzun aus dem Mantel polnischer Prinzessinnen schneiden möchte. Das Gespräch springt lächelnd vom einen zum anderen. Die Frauen fächeln sich und flüstern sich ins Ohr. Über die Lehnstühle gebeugt

¹⁶⁾ *l'Hiver*, gemalt von Lancret, gestochen von J. P. le Bas.

machen die Ritter des Ordens vom heiligen Geist mit ihren blauen Bändern den jungvermählten Frauen den Hof. Nah am Fenster findet sich das Alter zusammen und amüsiert sich über seine Erinnerungen, während man die Sohlen seiner Stiefelchen an die Flamme hält und in Kinderhände Orangen fallen lässt. O du wollustvolle Freude. Du berauschendes und köstliches Fest! Der Maler, der uns dieses entzückende Bild überliefert hat, scheint Tanz und Liebe, die Tugend der Zeit, ihre vornehme Eleganz, die Blüte all ihrer Aristokratien, im Moment ihres vollsten Erblühens, in der Stunde ihres Triumphs, auf einem Stück Papier festgehalten zu haben¹⁷⁾.

Zwischen diesem Salon der Zeit Ludwigs XV. und einem Salon der Zeit Ludwigs XVI. liegt der Unterschied der beiden Regierungen. Der Salon der Zeit Ludwigs XV. schien sich auf die Gegenwart hin zu öffnen, der Salon der Zeit Ludwigs XVI. öffnet sich auf die Zukunft hin. Gleich dem Hof und gleich der Gesellschaft trüben sich seine Wände und seine Architektur durch Zurückhaltung, Ernst und Steifheit. Zwar spielen immer noch Amoretten an der Decke, aber sie scheinen wie die Genien der Vergangenheit hier gelassen und vergessen worden zu sein; und schon profilieren sich die Pilaster neben den nackten Bogen der Spiegelgläser gerade in die Höhe. Und in diesem großen Salon, in dem nur zwei Hunde Lärm machen, wird nicht mehr getanzt, herrscht kein Taumel mehr. Keine Paare sieht man mehr, sondern Gruppen, die sich hier und dort bilden: an einem Spieltisch spielen zwei Frauen mit einem Mann und wenden sich um Rat um, indem sie ihre Karten vorzeigen; an einem Triktraktisch spielt eine Frau, einen Würfelbecher in

¹⁷⁾ Bal paré, gezeichnet von A. de Saint-Aubin, gestochen von Duclos.

der Hand, mit einem Abbé. Eine andere plaudert am Kamin. In der Nähe des Fensters liest eine junge Frau ein Buch¹⁸⁾. Die Gesellschaft ist es immer noch, aber Vergnügen kommt dabei nicht mehr zur Geltung. Man atmet in diesem Salon bereits die Luft von 1788 und 1789; das Gespräch nimmt hier Formen einer Dissertation an, das Spiel scheint hier ein Zeitvertreib gegen das Mißbehagen, die Lektüre breitet ihren Ernst über die Frauenstirn. Man wartet, man bereitet sich vor, man lauscht, und wenn man lacht, lacht man über Turgot. Spiele, Lektüre, die Absonderungen der Gruppen, Kälte, Trockenheit, alles zeigt mir in diesem von Lavreince gemalten Salon eine von der Anmut verlassene und sich verdüsternde Gesellschaft, einen Salon von Chanteloup z. B., in dem aber an die Stelle der Madame de Choiseul die Madame Necker getreten wäre.

Die beiden größten Salons des 18. Jahrhunderts in Paris waren zwei kleine Höfe: das Palais-Royal und der Temple.

Das Palais-Royal stand allen vorgestellten Personen offen, die, ohne eingeladen zu sein, an jedem Tag einer Opernaufführung zum Abendessen hinkommen konnten. An diesem Tage verkehrte die ganze gute Gesellschaft dort und folgte einander. An den petits jours war die Gesellschaft intim, die den Tisch umgab. Diese Gesellschaft setzte sich aus fast zwanzig Personen zusammen, die, ein für allemal eingeladen, kommen konnten, wann es ihnen beliebte, und die am Abend beim Kommen und Gehen vom einen Ende des Salons zum anderen die Fröhlichkeit und Lebendigkeit einer pikanten Konversation verbreiteten. Bei diesen freien reizenden Zusammenkünften sah man am häufigsten Madame de Beauvau, Madame

¹⁸⁾ „Assemblée au salon“, gemalt von Lavreince, gestochen von Dequevauvilliers.

de Boufflers, Madame de Luxembourg, Madames de Ségur, die Mutter und die Schwiegertochter, die Baronin von Talleyrand mit ihrem hübschen ältlichen Gesicht und die Marquise von Fleury. Den Vortritt im Salon hatte eine Ehrendame der Herzogin von Chartres, Madame de Blot; sie verdankte ihre hohe Stellung im Palais-Royal einer Passion des Herzogs von Orléans, die sich infolge ihres siegreichen Widerstandes in eine zärtliche und achtungsvolle Freundschaft umgewandelt hatte. Ihre reizenden Züge, die Frische des Teints, die Schlankheit ihrer Taille, die etwas langen, aber vor Weiße blitzenden Zähne, ihre Haare, die im angenehmsten Farbenton prangten, eine bemerkenswerte Kunst, sich zu schmücken, und allerlei Reize, die die erste Jugend überdauern und wie mit einem Wohlgeruch umschmeicheln, brachten Madame de Blot aller Huldigungen ein. Sittsam an einem Hofe lebend, der nicht etwa seinen Stolz auf Zurückhaltung setzte, erwirkte sie sich durch ihre Fröhlichkeit Verzeihung für ihr tugendsames Verhalten und machte ihre Keuschheit durch ihre Liebenswürdigkeit vergessen. Sie erwarb sich ihren guten Ruf durch Natürlichkeit und Lustigkeit, die, wie man sagt, von dem Tage an erloschen, an dem sie Clarissa las, und die von einer bis dahin verborgenen Sentimentalität, einem lauten Zurschautragen, langen Disputationen der Empfindsamkeit und dem feinsten Gallimathias' der Prüderie abgelöst wurden. Sie kam auf den Gedanken, die Fassade der Kirche, in der ihr Bruder begraben lag, en miniature um ihren Hals zu tragen; sie besaß eine zarte Herzensbildung und wurde eine Preziöse der Tugend. Neben Madame de Blot überließ sich die Vikomtesse de Clermont-Gallerande allen ihren Gedanken, gab sich in Geistesblitzen und Spöttereien aus, erheiterte, glättete die Stirnen und riß zum Lachen hin; das wirkte



Junge Dame aus Lyon in einer „Robe à la Piémontoise“. Erfunden bei dem Besuch der Prinzessin Clotilde im Theater in Lyon 1775.

Kupferstich von Voysard nach Desrais. 1775.

Aus der Galerie des Modes.



nicht der Geist, den sie besaß, sondern der, der ihr entgegenwehte, die bunte Laune, die Charakteränderungen, die Lebendigkeit der Eindrücke, die Beweglichkeit der Ideen, die Improvisation und der glückliche Wurf der Gespräche. Dann kam jene talentvolle Frau, die Fee der Pedanterie: Madame de Genlis.

Zu diesen Frauen gesellten sich noch andere, im allgemeinen weniger junge Frauen, die der verstorbenen Herzogin attachiert gewesen waren: Madame de Barbantane, die nach den Worten ihrer intimen Feindin von ihren verwichenen Reizen nur mehr eine rote Nase, eine gewöhnliche Tournüre und einen auf ihre Keuschheit und ihren Geist gut genug begründeten Ruf hatte; die Frau Gräfin von Rochambeau, eine freundliche alte Dame, die sich verjüngte, wenn sie nur lächelte, und deren Gedächtnis von amüsanten Anekdoten nur so strotzte; die alte Komtesse von Montauban, die der Gesellschaft das komische Schauspiel ihrer Gefräßigkeit, ihrer unbesonnenen Streiche und ihrer zügellosen Liebe zum Spiel gab. Eine Frau jedoch bildete vor allem das Vergnügen und die Zerstreuung des Palais-Royal: die Marquise von Polignac, die ihrer Häßlichkeit, ihrem alten Affengesicht, der Grobheit ihrer Manieren und Scherze und der Frechheit ihrer Rede einen Originalitätsruf verdankte, dessen ausdrückliche Rechtfertigung sie sich zur Aufgabe genommen zu haben schien. Gesucht wegen des Vergnügens, das sie machte, umschmeichelt wegen ihres Geistes, den man etwas fürchtete, obwohl er mehr boshaft als schlecht war, hatte sie die Salons an ihr Schelten und Keifen, worüber sie als erste scherzte, und an ihre alte Liebe zum Grafen von Maillebois gewöhnt, die sie so mutig gestand und deren Lächerlichkeit sie so laut verkündete. Sie gab ihren Freunden die Brutalitäten ihrer schlechten Laune und ihre wunderlichen Einfälle zu kosten,

jenen Ton, der sich so seltsam von der allgemeinen einförmigen Höflichkeit abhob, jene Volksmäßigkeit, jene Roheit der Worte, mit der sie ihre Gedanken kundgab und unter deren Einfluß sie jemandem, der über die Lebhaftigkeit der Madame de Lutzelbourg, der achtundsechzigjährigen tätigsten Frau von Frankreich, in Entzücken geriet, zur Antwort gab: „Ja, sie hat ganz die Lebhaftigkeit, die man von den Flöhen bekommt.“

Inmitten dieses Salons erschien die Marquise von Fleury, die mit der Baronin von Talleyrand die intime Freundschaft der Herzogin von Chartres teilte, wie eine junge Muse der Narrheit, mit ihrem schönen Gesicht, ihren wunderbaren Augen, ihrer rasenden Sucht nach Kindereien, diesem Fieber außergewöhnlicher Phantasien und plötzlicher Extravaganzen, das sie dazu trieb, daß sie vom Hofe weg bei Madame de Guéménée ihren Reifrock ablegte und ihr Kleid auszog und den ganzen Abend nur ihre Korsage, ihren Pelzkragen und ein kleines Barchentröckchen anbehielt, aus dem ihre zwei Taschen baumelten. Eine verrückte Eulenspiegelnatur, die einen Walpole sagen ließ: „Was soll man zu Haus damit machen?“ besaß die Herzogin von Fleury mit Ausnahme des Ordnungssinnes jegliche Geistigkeit, den alles bespöttelnden Wortwitz und den ideenerfüllten Geist, der vor nichts Achtung hatte. Als d'Alembert beim Rücktritt Turgots hochpreisend davon redete, daß der Minister mit wütender Axt den Wald der Vorurteile gelichtet habe, replizierte sie auf die plumpe Phrase des Philosophen: „Deshalb haben wir so viel *fagots*¹⁹⁾ von ihm bekommen“. Ein andermal, als sie gegen Madame de Laval die von Turgot angegriffenen Rechte des Adels behauptete und den französischen Adel mit

¹⁹⁾ *fagots* bedeutet Bündel und Flausen, es steht hier doppelsinnig, nur ist der Doppelsinn im Deutschen nicht auszudrücken.

einem ganz kastilianisch stolzen Wort verteidigte, sagte sie zu der Laval: „Sie setzen mich in Erstaunen, so hohe Achtung ich auch dem König zolle, ich habe niemals geglaubt, ihm zu verdanken, was ich bin. Ich weiß, daß der Adel manchmal Souveräne gemacht hat, aber da Sie eben so geistvoll wie hochwohlgeboren sind, fordere ich Sie auf, Madame, mir den König zu nennen, der uns geadelt hat.“

Im Versailler Museum hängt ein Bild, auf dem ein fast unbekannter Kleinmeister eine Art Miniatur jenes großen Salons, des Temple, überliefert hat. Da sieht man den schönen und hellen Salon mit dem weißen Getäfel; zwischen den hohen Fenstern mit den rosaseidenen Vorhängen sieht man den Himmel und Bäume; Frauenporträts lächeln über den Türen herunter; in einer Ecke ragt ein Gestell aus vergoldetem Holz, auf dem die Uhr schwingt; und das ist mit den Armen, die sich am Fuß der Spiegel vorwinden, alles Goldene, was hervortritt: wir befinden uns beim Prinzen von Conti, im Salon des *Quatre Glaces*. Und alle diese kleinen Figuren, die aufrecht stehn oder in den gestickten Sesseln mit dem weißen Fond sitzen, die vorübergehen, herumwandeln oder sich ausruhen, haben einen Namen und lassen das Gedächtnis an eine Frau, ja sogar ihren Schatten und ihr Kleid wieder vor unsere Augen treten. Hier ist's die Prinzessin von Beauvau in einem zarten Violett, mit einem schwarzen Tuch um den Hals. Jene, die die Schleppe ihrer weiten roten Robe hinter sich herschleifen läßt, die alte große Dame mit dem schönen Gesicht unter dem kleinen vorn niedergeschlagenen Hut ist die Gräfin von Egmont, die Mutter. Unweit der Marschallin von Luxembourg, die mit einer pelzgarnierten weißen Atlasrobe bekleidet ist, tritt Fräulein von Boufflers im Rosakleid, die Haare kaum gepudert, die Schultern

bedeckt mit weißer Gaze, im Hauch eines Frühlingsmorgens hervor. Die Marschallin von Mirepoix in schwarz trägt ein Spitzentuch um den Kopf und am Hals ein weißes bauschiges Fichu, das am Gürtel befestigt ist. Die Dame in der himmelblauen Pelzmantille ist Madame de Vierville. Jene reizende Frau mit dem weißen und rosa Hut, mit dem weißen Fichu, in einem lebhaft rosafarbenen Kleid, mit einem Lätzchen aus einfarbigem Tüll an der Schürze, das einen weißen Taustreif über das Rosa wirft, dieses hübsche Mädchen, das die auf dem Kohlenbecken stehende Schüssel herumreicht, heißt Gräfin von Boufflers. Vergessen wir auch nicht da unten beim Guéridon jene Frau im weiß und kirschfarben gestreiften Seidenkleid, Fräulein Bagarotti, der der Prinz von Conti die Schulden bezahlt. Unter allen aber sticht eine hervor, die den Blick auf sich zieht: die kleine Person, die im Vordergrund des Bildes vorübergeht, mit einer Schüssel und einer Serviette im Arm. In ihrem kleinen Strohhut mit den aufgebogenen Rändern, mit ihren blassvioletten Bändern am Hut, am Hals, an der Korsage, an den Armen, mit ihrem weißen Fichu, ihrem zartgrauen Kleid, ihrer großen Spitzenschürze, gleicht sie einer Schäferin aus der Oper, die auf dem Weg nach Klein-Trianon ist: die junge Gräfin von Egmont, geborene Richelieu. Hier und dort mitten unter den Frauen, an den Tischen oder die Hand auf der Lehne eines Sessels, sieht man den Amtmann von Chabriant und den Mathematiker d'Ortou de Mairan, die Grafen von Jarnac und von Chabot, den Präsident Hénault, dessen schwarze Kleidung sich von einem rosaseidenen blumigen Paravent abhebt, Pont de Vayle, den Prinzen von Hénin, den Chevalier de la Laurency und den Prinzen von Beauvau, der eine Broschüre liest. Auch der Herr des Hauses selbst, der wegen seines Widerwillens, sich

malen zu lassen, so bekannt war, ist hier mit abgebildet: als eine große Gunst erlaubte er dem Maler, damit das Bild vollständig würde, seine Perücke zu zeigen und ihn von rückwärts ähnlich darzustellen, während er mit Trudaine plaudert. Neben dem Prinzen von Conti steht ein Klavier offen, auf dem ein ganz kleines Kind in einem großen Sessel spielt: dieses Kind ist Mozart. Und in der Nähe des Kindes singt Jélyotte und begleitet sich auf der Gitarre dazu. Ein Salon voller Vergnügen, voller Freiheit, ein Salon der formlosen Intimität: Musik, Hunde, und keine Dienerschaft, das ist der Brauch bei diesen familiären Festen des Prinzen von Conti, dessen Tees à l'anglaise so reizend von Frauen in Schürzen serviert werden, die das Feuer unterm Teekessel besorgen, die Kuchen schneiden, die Tassen einschenken, die Schüsseln auftragen, und bei dessen Soupers man sogar nicht mit Livreen zu tun bekommt, dank den an den vier Ecken der Tafeln zu Händen der Gäste hergerichteten Servanten.

Die Seele dieser Gesellschaft im Temple war die Maitresse des Prinzen von Conti: die Gräfin von Boufflers. Der Prinz von Conti hatte sie zuerst bei seiner Schwester, der Herzogin von Orléans, kennen gelernt, deren Ehrendame sie war. Die Jahre hatten diese Liaison immer enger geknüpft, und da die Zeit durch die Gewohnheit gutmachte, was die Liebe geschadet hatte, war der Verkehr zwischen dem Prinzen und der Gräfin, ebenso durch die Intimität, wie durch die öffentliche Zustimmung, eine Art Wirtschaft geworden, deren Beständigkeit den Skandal vergessen ließ, und deren Glück sich mit dem Anstand wohl vertrug.

Diese Frau, die dem Prinzen von Conti die Hälfte seines Lebens war, der er alle Stunden weihte, die er nicht der Jagd hingab, diese Königin von Isle-Adam, das *Idol* des Temple,

Madame de Boufflers galt als die liebenswürdigste Person von der Welt. Sie besaß Geist, viel Geist, und zwar einen selbständigen neuen lebendigen Geist, der zuweilen aus natürlichem Abscheu vor Gemeinplätzen unvernünftig wurde, der aber im Widerspruch immer scharf und entschieden den Akzent einer aufrührerischen unbeugsamen Seele und einer freien Persönlichkeit aufwies. Ihr Gespräch war besonders entzückend und herrlich, wenn sie mit unvernünftigen Thesen spielte: das Paradoxe verlieh dann ihrer Rede ein Feuer, eine Stimmung, eine Improvisiertheit, die ganze glückliche Kühnheit verzweifelter Lagen. Froh über die Fröhlichkeit, die sie verbreitete, glücklich, vergnügt zu machen, behaglich und wohlwollend, eine aufmerksame Zuhörerin, schenkte sie dem Geist der anderen ein so schönes, so vorzüglich angebrachtes Lächeln, daß es von allen wie ein Gnadenbeweis ersehnt wurde, und daß die jungen Leute und jungen Mädchen einen Hof um diese vierzigjährige Frau bildeten, die auf dem Antlitz ihre zwanzigjährige Jugend bewahrte.

Zu der Fröhlichkeit, die die Gräfin von Boufflers dem Salon des Prinzen von Conti verlieh, gesellte sich der Reiz einer jungen und hübschen Frau, ihrer Schwiegertochter, der Gräfin Amélie von Boufflers. Ihre ganze Persönlichkeit atmete eine so ausgesprochen treuherzige, freundliche, naive und kindliche Anmut, daß man ihre Züge in jenem Porträt einer Frau wiederfindet, die im Kleinstil der Zeit „das Muster der zierlichen Reize, des kindlichen Verhaltens, das Muster in allem“ hieß, „was eine Frau teuer wie ein Kleinod macht.“ Aber diese Offenherzigkeit verbarg sehr viel Schlauheit; diese Naivität, die Unschuldsrolle, die die junge Gräfin von Boufflers spielte, verdeckte eine kluge List, ein scharfes Urteil, eine zu verblüffenden Erwiderungen

schnell fertige Intelligenz. Oft hielt sie ihrer Schwiegermutter grausamen Widerpart; aber wie machte sie diese Entgegnungen wieder gut, wie schnell holte sie sich Verzeihung dafür mit den köstlichen und raschen, in ihrer Feinheit so tiefen Worten, die aus ihrem Geiste kamen, und die man aus ihrem Herzen entsprungen meinte! „Ich lebe immer des Glaubens, er sei nur Ihr Schwiegersohn“, antwortete sie eines Tages der Mutter ihres Gemahls, die ihr die Art und Weise vorwarf, in der sie von dem jungen Grafen von Boufflers redete. Ein andermal hatte sie, um ihre Schwiegermutter zu entwaffnen und ihre Zärtlichkeiten mit neuer Kraft zu genießen, ein Wort, einen fast erhabenen Ausruf. Man spielte ein Spiel, das einen Augenblick sehr à la mode war, das Schiffchenspiel; man nahm an, der Spieler sei mit den zwei Personen, die er am meisten liebte oder lieben sollte, im Begriff, unterzugehen und könne nicht mehr als eine retten; dann übte man die sehr üble Indiskretion, ihn zu fragen, welche Wahl er träfe. Während sich nun im Schiff ihre Schwiegermutter und ihre Mutter befanden, Welch letztere sie nicht erzogen hatte und die sie kaum kannte, fragte man die Gräfin Amélie, wen sie retten würde: „Meine Mutter würde ich retten und mich mit meiner Schwiegermutter ertränken!“ — Außerdem war sie eine hochbegabte Frau. Sie hatte die schönste Stimme, und ihre Harfe bildete das Entzücken der kleinen Konzerte, denen der Prinz von Conti präsidierte.

Nimmt man zu den Männern und Frauen, die Olivier auf seinem Versailler Bilde darstellte, auch die Herzogin von Lauzun, die Prinzessin von Pons, Madame d'Hunolstein, die Gräfin von Vauban, den Vicomte von Ségur, den Prinzen von Pons, den Herzog von Guines, den Erzbischof von Toulouse, so hat man die Namen und die Gestalten der intimen Gesellschaft des

Prinzen von Conti. Das ist der Kern dieser kleinen Welt, das sind die täglichen Habitués, die Freunde des Hauses, die sich um die beiden Tafeln jenes großen Salons mit dem Alkoven gruppieren; ihn hat Olivier auf einem anderen Bild gemalt, auf dem der Renaissancestil matt über einem goldenen Fond strahlt und ein Tuch über die Tasten des klingenden Klaviers fällt²⁰⁾.

Aber der Temple hatte auch seine großen Empfänge. Zu seinen Montagsoupers kamen alle Männer und alle Frauen vom Hofe. Eine Gesellschaft von hundertfünfzig Personen erfüllte an diesen Massentagen die Salons. Angesichts des Gedränges hätte sich eines Abends die Marquise von Coaslin beinahe wieder entfernt, und als sich der Prinz von Conti über ihre vermeintliche Ängstlichkeit lustig machte, sagte sie zu ihm: „Urteilen Sie darüber, Monseigneur, ich hatte dermaßen den Kopf verloren, daß ich Herrn eine Verbeugung machte“, und sie bezeichnete einen ihrer Feinde.

In einem anderen fürstlichen Hause, das die ganze Pracht seiner Empfänge für Chantilly aufzusparen schien, im Hotel Condé, wurden während des Winters 1749 zwei große Bälle gegeben, ein Bal paré, von dem die Damen der Finanz ausgeschlossen waren, damit sie, wie ein Journalist der Zeit sagte, „den Schönheiten des Schwertadels nicht schadeten“; der andere ein Maskenball, zu dem man ein Dutzend Mädchen von Sonstwo einlud, um das Fest lebendiger zu machen und durch den Kontrast die Tugend der Herzoginnen herauszuheben.

Geht man bis zum Anfang des Jahrhunderts zurück, so bilden die Soupers des Regenten im Palais-Royal, die Nächte der

²⁰⁾ Das Souper des Prinzen von Conti in Versailles von Olivier.



Die junge Mutter.
Kupferstich von J. P. Levilly nach J. R. Smith.



Herzogin du Maine, die in Isle-Adam, in Chantilly, in Berny gegebenen Feste, welche mit denen, die das Jahrhundert an denselben Orten zu sehen bekommen soll, gar nicht zu vergleichen sind, fast das ganze Wogen des Vergnügens, fast die ganze Bewegung der Gesellschaft. In den wenigen Dokumenten, die uns aus jener Zeit erhalten sind, findet man kaum hier und da die Spur eines Versammlungsortes, wo sich die Gesellschaft trifft, die Geister sich zusammenfinden, die Erinnerung an ein Haus, das ein Mittelpunkt von Begegnungen, Gesprächen, der Zusammenkunftsart und das Band einer Familie von klugen Köpfen oder Charakteren gewesen ist. Die Vergnügungen, die Feste, die großen Sopers, die schrankenlose Gastfreiheit, die Empfänge, die über den Kreis des Intimen hinausgehen, scheinen dem Hof und den Prinzen vorbehalten zu sein. Denn man trifft sie zuweilen noch in Paris an, aber nur mehr in Salons, die keine Vergangenheit, keine Geschichte, keinen Geschmack haben, in den Hotels von ein paar Bankiers und vormaligen Amerikanerinnen vom *Mississippi*, die plötzlich vom *Grisett* zum Goldstoff, von Bernsteinkolliers zu Perlenhalsbändern aufgestiegen sind. Und angesichts dieser Gesellschaft, die aus dem Reichtum eine Ausschweifung und aus dem Luxus eine Orgie macht, entringt sich während der Regentschaft des großen Königs den feinen Frauen eine große Klage über das Verschwinden jener Häuser, in denen einst zu denken und zu sprechen erlaubt war: die Klagen gelten dem Hotel von Rambouillet, jenen Unterhaltungen, aus denen man wie von einem Gastmahl Platos mit gesättigter und gestärkter Seele hinwegging.

Was das 18. Jahrhundert „Gesellschaft“ nennt, das existiert für die sozialen Kreise Frankreichs noch nicht. Das Versailles

Ludwigs XIV. absorbiert noch alles; und man muß schon bis zur Mitte der Regierung Ludwigs XV. warten, bis das soziale Leben sich von diesem einen Mittelpunkt loslöst, wieder auf sich selbst besinnt, nach Paris zurückflutet, in die Höhe schießt, sich verzweigt, überall zum Ausbruch kommt und in tausend Hotels zirkuliert. Erst dann erscheint in seiner Fröhlichkeit und Kraft, in seinem Glanz und seiner Eleganz, in seiner Blüte und Vielfältigkeit, jene große Macht der Zeit, die Versailles schließlich verdrängen sollte: der Salon.

Die berühmten Frauen der Regentschaft, die am meisten hervorstachen und angebetet wurden, Madame de Prie, Madame de Parabère, Madame de Sabran, hinterlassen keineswegs die Tradition eines Salons. Es fehlt ihnen noch jene Unsterblichkeit, die der geringsten Frau später von einem Gesellschaftskreise von ein paar Namen, die um den ihren gestellt sind, und von dem Umstand verliehen wird, daß die Erinnerung ihrer Freunde und ihrer Gäste ihre eigene Erinnerung begleitet. — Was bedeuten die Salons in dieser ersten Stunde des 18. Jahrhunderts, in der sich die Sitten der Zeit im Stadium frühester Plumpeit entwickeln? Man hatte das armselige Haus der alten Marquise d'Alluys, ein Geschäftshaus, in dem sich alle möglichen Angelegenheiten abwickelten, wo das galante Paris, die lustigen Leute, die Liebhaber, die Familien um Mittag Blutwürste und Bratwürste, Fleischpasteten und in Muskatwein gelegte Kastanien dejunierten, Speisen, die mit allen skandalösen Tagesneuigkeiten gewürzt wurden. Da hatte man ein paar andere arme, in Geldverlegenheiten geratene Häuser, die das System ruiniert hatte, die fast ausgehungert waren, wie jenes Haus der Prinzessin von Léon, in dem man den Morgen damit verbrachte, mittels Diplomatie von den Händlern das

Abendessen zu bekommen. Und das ist durchaus keine Ausnahme oder eine Übertreibung: bei einem dürftigen Souper im Hause der Marschallin d'Estrées konnte das Essen nicht aufgetragen werden, weil sich die Butterfrau geweigert hatte, Kredit zu geben.

Nimmt man zwei oder drei Sammelstätten des Geistes aus, so nennen die Bücher, Anekdoten und Memoiren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kaum andere Salons, die dieser Bezeichnung würdig sind, andere offene Häuser als das Hotel de Sully, wo man neben Voltaire Madame de Flamarens mit ihrer rührenden Schönheit und Madame de Gontaut mit ihrer pikanten Schönheit sah; ferner das Hotel de Duras, das gewöhnlich die Vergnügungen des Geistes mit den Freuden des Tanzes und der Tafel vereinigte; und das Hotel de Villars, das bis zu dem 1763 erfolgten Tode der Marschallin von allen Leuten der hohen Gesellschaft besucht war, ein großer Salon, dem Madame de Villars den Zauber ihres bewundernswerten Gesichts, den Zauber jenes Tons verlieh, den der Hof allein vergab und den die Zeit nur jenen zuerkannte, die an ihm gelebt hatten. Nicht zu vergessen die Soupers bei Madame de Chauvelin, bei der eines Nachts im Jahre 1733 die an ihrer Tafel versammelten sieben Damen in einem Vaudeville, das in ganz Paris verbreitet war, unter der Maske der sieben Todsünden dargestellt wurden: die Frau Vicedom von Montfleury verkörperte den Hochmut; die Frau Marquise de Surgères den Geiz; die Frau von Montboissier die Wollust; die Frau Herzogin von Aiguillon den Neid; Madame de Courteille den Zorn; Madame Pinceau de Luce die Faulheit.

In den letzten Monaten des Jahres 1750 entstand in Paris ein Salon, der für die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

der erste Salon von Paris sein sollte, der Salon der früheren Madame de Boufflers, die jetzt Marschallin von Luxembourg geworden war. Nichts ließ die Marschallin unversucht, um den Mittelpunkt eines Jahrhunderts der Intelligenz daraus zu machen. Eifersüchtig auf das Aufsehen, auf den Einfluß des Hôtel Duras, auf die Zierde, die Pont de Veyle ihm verlieh, sann sie den Plan aus, die Herzogin de la Vallière, ihre intime Freundin, zu bestimmen, Jélyotte zu verabschieden und statt seiner sich den Grafen von Bissy zu attachieren; und der Graf von Bissy, den sie unter dem Einfluß der Madame de Pompadour in die Akademie aufnehmen ließ, wurde die allernotwendigste Persönlichkeit, der Grundstein und geistreiche Mann des Hauses. Den wahren Geist dieses Salons verkörperte indessen nicht Bissy, sondern die Marschallin selbst durch ihren so bestimmten Ton, der zu gleicher Zeit streng und scherhaft war, durch ihre Epigramme, die Originalität ihrer Urteile, ihre Autorität in bezug auf die Sitte, und durch das Genie ihres Geschmacks. Das Vergnügen, die interessanten und neuen Erscheinungen wie auch die Literatur sammelten sie um sich, so Laharpe, der die *Barmekiden* bei ihr vorlas, Gentil Bernard, der sein Manuskript über die *Kunst zu lieben* vortrug. Und zu diesen Zerstreuungen gesellte sich als Gipfel des Genusses die opponierende Kritik, eine Kritik, die das Ministerium und sogar die königliche Familie so wenig verschonte, daß einmal an Madame de Luxembourg das Verbot erging, bei Hofe zu erscheinen.

Hier, in diesem Salon einer Frau, und unter ihrer Aufsicht, gestaltete und bildete sich jenes Frankreich, das so stolz auf sich, auf eine so vollendete Grazie, auf eine so seltene Eleganz war, das höfliche Frankreich des 18. Jahrhunderts, — eine

soziale Welt, die bis 1789 über ganz Europa schweben sollte, gleichsam das Vaterland des Geschmacks aller Staaten, gleichsam die Schule der Sitten aller Nationen und das Muster der menschlichen Gebräuche. Hier wurde die bedeutendste Institution der Zeit begründet, die einzige, die bis zur Revolution stolz blieb, und im Mißkredit aller sittlichen Gesetze die Autorität einer Regel bewahrte: hier entstand, was man die *vollkommen gute Gesellschaft* nannte, d. h. eine Art Vereinigung der beiden Geschlechter, deren Ziel war, sich von der schlechten Gesellschaft, von den vulgären Vereinigungen, von den provinziellen Gesellschaften zu unterscheiden, und zwar mittels der Vollendung der gefälligen Formen, durch die Feinheit der Liebenswürdigkeit, die gefälligen Manieren, die Kunst der Rücksichten, der Freundlichkeit und der Lebensart, durch alle Bestrebungen und Verfeinerungen jenes gesellschaftlichen Geistes, den ein Buch der Zeit mit dem Geist der Nächstenliebe vergleicht. Das Aussehen und das Verhalten, das Gebaren und die Etikette des Äußeren wurde von der guten Gesellschaft fixiert; diese gab den Ton des Gesprächs an; sie lehrte ohne Abgeschmacktheit und Emphase loben, ein Lob zu beantworten, ohne es zu verschmähen oder anzunehmen, die anderen gelten zu lassen, ohne ihr Protektor zu scheinen; sie führte die Formen ein und ließ sie einführen, die sich in jenen tausend Feinheiten der Rede, der Wendung, des Gedankens und sogar des Herzens entwickelten, die niemals eine Diskussion bis zum Streit kommen ließen, die alles in Leichtigkeit hüllten, sich nur auf ihren Geist verließen und dadurch verhinderten, daß die üble Nachrede in ganz schwarze Schlechtigkeit ausartete. Wenn sie nicht Bescheidenheit verlieh, Zurückhaltung, Güte, Nachsicht, die Freundlichkeit

keit und Vornehmheit der Gefühle, die Kraft seinen Egoismus zu vergessen, so prägte sie wenigstens ihre Formen ein, forderte die entsprechenden Dehors, zeigte ihr Bild und erinnerte an ihre Pflichten. Denn die gute Gesellschaft war im 18. Jahrhundert nicht bloß die Hüterin der Urbanität: sie bewirkte mehr, als daß sie nur alle Gesetze, die aus dem Geschmack herkommen, aufrechterhielt: sie übte noch einen moralischen Einfluß, indem sie gewisse Vorzüge des Brauches und der Sitte in Umlauf setzte, indem sie die Seelen ihren Stolz bewahren hieß und die Vornehmheit der Gesinnung rettete. Was stellt sie in Wirklichkeit in ihrem höchsten Prinzip dar? Die Religion der Ehre, die letzte und uneigennützigste der Religionen einer Aristokratie. Alles was mit der Ehre zu tun hat, unterliegt ihrem Urteil; was aus ihrem Bereich verwiesen ist, Niedrigkeiten, Gemeinheiten, Instinkte oder entwürdigende Laster, wird von ihr mit der Härte und der Macht einer öffentlichen Meinung bestraft. Und wenn diese gute Gesellschaft jemand zurückweist, wenn sie von einem Mann sagen läßt: „Man hat alle Türen vor ihm verschlossen,“ so ist seine Existenz vernichtet.

Die Frau Marschallin von Luxembourg gab gewöhnlich in der Woche zwei große Soupers. Nach den ihren rangierten die Soupers der Madame de la Vallière, deren himmlisches Antlitz bei ihrem ersten Aufreten am Hofe dem Herzog von Gesvres den Schrei entlockt hatte: „Wir haben eine Königin!“ Madame de la Vallière besaß gar nicht den Geist, um Vergnügen um sich zu verbreiten, aber sie hatte ein angenehmes und natürliches Wesen. Indolent noch in ihren Leidenschaften, indifferent in der Liebe, — wenn sie ihre Liebhaber auswählte, zog sie nicht einmal ihr Herz zu Rate, — verdankte sie den

passiven Eigenschaften, den etwas kühlen gesellschaftlichen Tugenden, der Friedlichkeit ihrer Laune, der Schlaffheit ihrer Zuneigungen und Milde ihrer Antipathien einen gewissen ruhigen Zauber, der im Verein mit ihrer vornehmen und trefflichen Art, sich als Dame des Hauses zu geben, das ganze Jahrhundert hindurch der Anlaß war, daß sich ihr Salon mit der vorzüglichsten Gesellschaft füllte. Danach kamen die Soupers der Madame de Forcalquier, genannt „Bellissima“, „dieses obskuren und gelangweilten ehrbaren Schafs“, bei der dennoch Geist und Hand in gleicher Weise einmal lebendig waren. Das war damals, als sie eine Ohrfeige, die sie unter vier Augen und ohne Zeugen von ihrem Gatten bekommen hatte, nicht los werden konnte; da ging sie zu dem Rohling ins Kabinett und gab sie ihm mit den Worten zurück: „Hier! Monsieur, da haben Sie Ihre Ohrfeige: ich kann nichts damit anfangen.“ Die Gesellschaft, die bei Madame de Forcalquier zusammenkam, nannte sich die Gesellschaft des Cabinet vert, und in diesem grünen Kabinett fand auch Gresset den Stoff zu seinem Lustspiel „Le Méchant“.

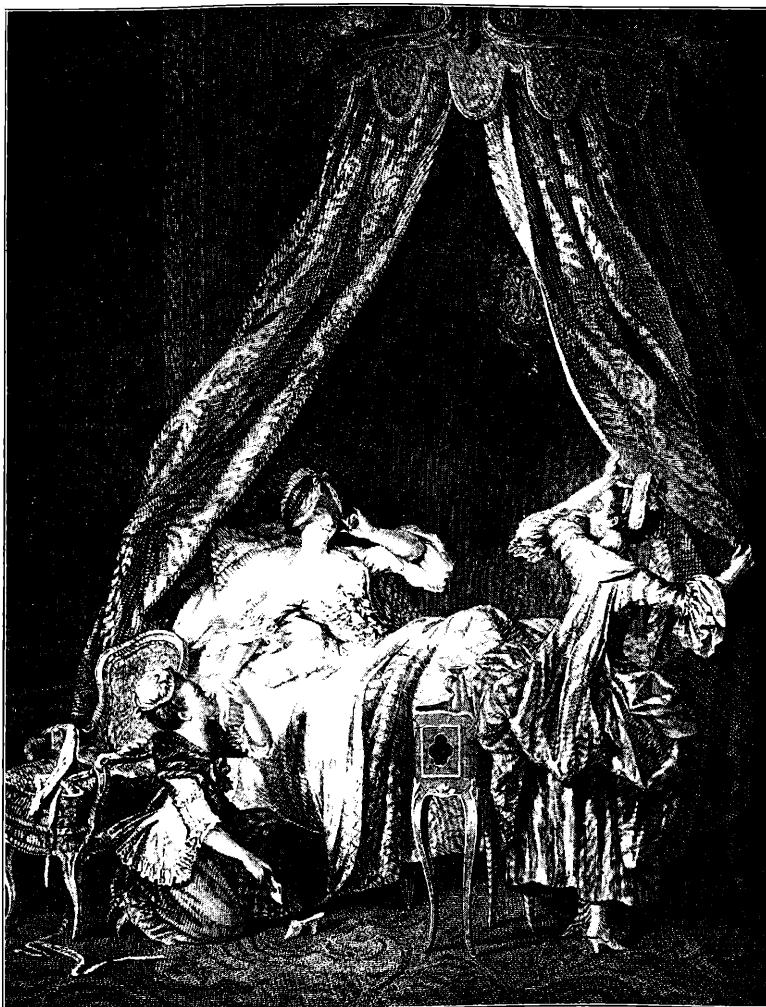
In Gemeinschaft mit verschiedenen Schriftstellern soupierte man bei der Prinzessin von Talmont, der alten Freundin des Präsidenten, der originellsten und extravagantesten Frau, die allem den Stempel ihrer Bizarrien aufdrückte, ihren Handlungen, ihren Worten, ihrer Haltung, ihrer Kleidung und ihren Mahlzeiten. Man soupierte auch bei jener Komtesse von Broglie, die einem Sturm glich, und deren Kraft, Lebhaftigkeit und Ausbrüche nach den Worten von Madame du Deffand hingereicht hätten, zwölf Körper wie den ihrigen zu beseelen. Außerdem soupierte man bei Madame de Crussol, bei Madame de Cambis oder bei Madame de Bussy. Man soupierte ferner

bei Madame de Caraman, der ältesten Schwester des Fürsten von Chimay, bei der Frau, die mit ihrer Zeit das Souper „einen der vier Hauptpunkte des Menschen“ nannte, und man soupierte bei Madame du Deffand.

Da waren ferner die köstlichen, von dem berühmten Lagrange zubereiteten Soupers beim Präsidenten Hénault, bei denen Madame de Jonsac mit ihrer etwas eigennützigen Liebenswürdigkeit und Madame d'Aubeterre, die Nichte des Präsidenten, mit ihrer geschäftigen, aber etwas gewöhnlichen Liebenswürdigkeit die Honneurs machten. Und weiter ging man noch zu den ausgezeichneten Soupers jener Marquise von Livry, die so jung, natürlich und lebhaft war, und die einst im Feuer einer Diskussion vom einen Ende des Salons bis zum anderen ihrem Widersacher den Schuh an den Kopf warf, — einen wahren Aschenbrödelschuh.

Im Jahre 1767 unterhielt sich Paris während des ganzen Winters von einem Fest, von jenem berühmten chinesischen Ball, in dem vierundzwanzig Tänzer und vierundzwanzig Tänzerinnen in Kostümen aus dem Reiche des Himmels auftraten, eingeteilt in sechs Gruppen von je vier Herren und je vier Damen, deren erste vom Herzog von Chartres und der Gräfin von Egmont geführt wurde. Dieser Ball, auf dem Madame de Saint-Mégrin den Preis der Schönheit davontrug, war der Madame d'Hénin von der Herzogin von Mirepeux angeboten worden. Keine Frau war beliebter und liebenswürdiger, als diese amüsante Herzogin von Mirepoix, diese stets liederliche, in Geldmangel erstickende, vom Spiel ruinierte, inmitten ihrer 100 000 Livres Rente von Widerwärtigkeiten und Verlegenheiten überhäufte Herzogin²¹⁾; dennoch zeigte sie sich, wenn

²¹⁾ Walpole hat von Madame de Mirepoix das in seiner Wahrheit strenge Bild entworfen: „Sie liest viel, läßt es sich aber selten an-



Das Erwachen.
Kupferstich von Romanet nach Freudenberg. 1774.



sie aus Versailles entwischt war und in Paris einfiel, immer lustig, ohne Launen, freundlich, zuvorkommend, artig gegen alle, voll Eifer zu gefallen, nur darauf begierig, anderen Dienste zu erweisen und so gütig, daß es ihr gelang, ihre Niederträchtigkeiten am Hofe in Vergessenheit zu bringen und in ihrem Kreise die Achtung durch die Sympathie ersetzt zu bekommen. Madame de Mirepoix lehrte nicht allein den Hof tanzen, sie veranstaltete auch Soupers, denen Madame du Deffand einen Ton der Fröhlichkeit und der Leichtigkeit des Gesprächs zuerkannte, dem sie leider bei sich durchaus nicht begegnete. Eine Zeit lang fanden diese Soupers bei Madame de Mirepoix alle Sonntage statt; dann war die Tafel nicht groß genug für die Neffen, Nichten, Kusins, Kusinen, Verwandten und Bundesgenossen dieser Hofdame, die im Ruf der Gefälligkeit stand und an deren Einfluß die anderen teil zu haben schienen.

Ein Salon rivalisierte mit dem Salon der Frau Marschallin von Luxembourg: der Salon der Marschallin von Beauvau. Madame de Beauvau war wie Madame de Luxembourg eine Meisterin der Eleganz und des Schicklichen, ein Orakel und ein

merken, und ihr Geschmack ist vollkommen. Sie hat ein kaltes, aber sehr höfliches Benehmen, und sie weiß sogar den Hochmut ihres lothringischen Blutes zu verhehlen, ohne ihn je zu vergessen. Niemand in Frankreich kennt die Gesellschaft besser und niemand stellt sich so gut mit dem König. Sie ist falsch, ränkevoll und über alle Maßen einschmeichelnd, wenn ihr Interesse es fordert, aber sie ist auch träge und furchtsam. Sie hat nie andere Leidenschaften gehabt als das Spiel und sie verliert dabei immer. Die einzige Frucht ihrer Dienstbeflissenheit am Hofe und eines ganzen ränkevollen Lebens ist das Geld, das sie dem König abnimmt, um ihre Schulden zu bezahlen und wieder neue aufzunehmen, von denen sie sich so bald befreit, als sie nur kann. Sie stellte sich fromm, um Palastdame der Königin zu werden, und am Morgen ließ sich diese Prinzessin von Lothringen vorn auf der Karosse der Madame de Pompadour sehen."

Vorbild der gesellschaftlichen Gebräuche. Aber ein weniger abweisendes, weniger fahriges Benehmen, eine vielleicht überlegene Vornehmheit der Manieren verliehen ihr eine besondere Höflichkeit und machten aus ihr eine der Frauen, die am meisten dazu beitrugen, daß Paris von den wohlgeborenen Leuten aller Länder als die Hauptstadt Europas betrachtet wurde. Sie besaß eine freundliche Höflichkeit, die, frei von Sarkasmus, den Verwirrten ermutigte, den Ängstlichen beruhigte, und ihr natürliches Behagen dem anderen mitteilte. Ohne schön zu sein, erweckte Madame de Beauvau durch ihre offenen und freien Gesichtszüge Gefallen. Ein Reiz jedoch, den sie besaß, ließ alles übrige in den Schatten treten: ihr Unterhaltungstalent, die Kunst zu plaudern, die ihren Ruhm und ihren Zauber bildete. Und wie viele Gaben brachte sie doch mit, wenn man die Zeitgenossen hört: die Erhabenheit der Seele, eine Wärme, die sich bis zur Begeisterung steigerte, ohne gewaltsam oder affektiert zu werden, den Reiz der Schmeichelei und die Kraft des Urteils, eine von dem feinsinnigen Geist eines Weibes gezügelte männliche Logik!

Außerdem wies dieser Salon noch eine Art alte und reine Ehre auf, eine Art Blüte der häuslichen Tugenden, die die Gesellschaft hinlockten. Diesem glücklichen Haushalt, der das hohe Beispiel der ehelichen Liebe zeigte, schenkte man seine Sympathie und seine Achtung. Man liebte und schätzte die Beauvaus wegen ihrer seelischen Vornehmheit, wegen ihrer Unabhängigkeit, wegen der Verachtung, die sie gegen Begünstigungen hegten, trotz der Verbindungen, die ihnen am Hofe eine so hohe Stellung einräumten, wegen der Beständigkeit und Ergebenheit, die sie dadurch bewiesen, daß sie mit dem in Ungnade gefallenen Choiseul verbunden blieben und unter allen

Wandlungen seines Einflusses zu Necker hielten, und daß sie Loménié de Brienne seinen Sturz linderten. Die Gesellschaft überlief also diesen Salon, wo sie neben Madame de Beauvau zwei entzückende Frauen fand. Die eine, die nicht hübsch war und sogar etwas hinkte, war die Fürstin von Poix, die Schwieger-tochter der Madame de Beauvau; sie hatte jedoch einen so schönen Teint und so viel Geist in ihrem Antlitz, daß man von ihrer Person nur das sah; die andere, die Fürstin d'Henin, Tochter der Frau von Mauconseil, mit dem jungen Beauvau verheiratet, war das Schoßkind, das sie ihr ganzes Leben hindurch blieb; eine diabolische kleine Person, wetterwendisch, eigensinnig, gebierte-risch, kokett, die sich mit ihrer Güte, ihrer Lustigkeit und ihrem Witz im Innersten für alles Verzeihung erwirkte und einen beob-achtenden, raffinierten und nuancenreichen Geist besaß, der über die Höflichkeit der Männer so hübsche Worte fand.

Auf ein anderes Haus, das der Marschallin d'Anville, über-trug sich die von den la Rochefoucauld erworbene Hochachtung, die Schätzung der Tugenden und der Wohltätigkeit, die sich in diesem edlen Blut, in dieser Familie vererbten, welche Würden und Ehrenstellen nicht hatten bestechen können. In der Fort-führung dieser Traditionen großmütiger Nächstenliebe hatte Ma-dame d'Anville die Leidenschaft, für das öffentliche Wohl Gutes oder vielmehr das Beste zu stiften. Ihr Herz gehörte allen Uto-pien, ihr Geist allen Systemen der Illusion. Als Freundin der Philosophen, als Freundin des Fräulein Lespinasse, die man so häufig bei ihren einstündigen Diners Platz nehmen sieht, von denen die Gesellschaft sich erhob, um in die Akademie zu gehen, war Madame d'Anville die Frau, an die sich Voltaire wandte, um einen Freipaß zu bekommen, die Frau in Frankreich, die am meisten am Glücke Turgots und am Ruhme seiner Ideen hing.

Von dieser Hingebung erntete sie kaum mehr als eine Karikatur, die darstellte, wie sie beim Sturz des Ministers in einem Wagen mit dem alten Generalintendanten über einen Getreidehaufen stürzt, während auf ihren Röcken die Worte geschrieben stehen: *Liberté, liberté, liberté tout entière.*

Die philosophischen Ideen, der Geist der Enzyklopädie fanden noch Schutz und Zuflucht bei einer anderen großen Dame, die den Abbé de Prades aufnahm und ihn bei der Herzogin-Witwe von Aiguillon vor Verfolgung rettete. Ein eingedrückter Mund, eine schiefe Nase und ein mürrischer Blick hatten lange kein Hindernis gebildet, daß der Glanz ihres Teints sie schön mache. Massiven Leibes hatte sie einen schwerfälligen Geist: Geschmack hatte sie ebensowenig wie Anmut; aber in dieser Frau, bei der sich alles in Kraft ausdrückte, rettete die Kraft alles. Mit ihrer begeisterten, fast irren Rede setzte sie in Erstaunen, unterjochte sie. Ihre Intelligenz, ihre Unterhaltung, ihre Ideen, ihre Bewegungen, ihre Person, allem war ein Kennzeichen aufgeprägt, die Macht.

Mitten unter allen diesen Salons des Adels, in denen die neuen Lehren so viel Widerhall und Beifall fanden, wo man an so heftigen Leidenschaften teilnahm und aus so warmen Freundschaften Mut schöpfe, machte eine Frau aus ihrem Salon den Sammelpunkt der Proteste, des Widerstandes und des Zorns, den die Philosophen ehrenvollerweise gegen sich erregten. Wir besitzen von dieser persönlichen Feindin der Enzyklopädie und heroischen Gegnerin der philosophischen Partei, von der Fürstin von Robecq ein Porträt, auf dem ihr der Todeskampf eine Art Heiligsprechung verleiht: Der Kupferstich, auf dem sie von Saint Aubin mit dem Kopf auf dem Kissen in ihrer letzten Stunde dargestellt ist, gibt ihr die Heiligkeit des Todes. Man

findet und sieht sie in einer schlechten Broschüre der Zeit wieder, in der Gestalt der Humanität, mit dem Frieden auf der Stirn, großen blauen Augen unter schwarzen Wimpern, mit blonden Haaren, heiter und freundlich. Indessen welche Glut barg sich unter diesem Antlitz! Sie ist die Frau, deren Schmähungen der Philosophie nicht den Geist, sondern das Herz verletzen, die die Religiösen zur Wiedervergeltung anstachelt, die die Satire gegen ihre Meister kehrt! In ihrem Salon, unter ihren Augen wird die Komödie der Philosophen ausgearbeitet: Palissot schreibt sie; und diese Sterbende von sechsunddreißig Jahren, die nur noch ein paar Monate zu leben hat, treibt und drängt ihm die Hand, sie beseelt den Pamphletisten mit ihrer Ungeduld, feuert ihn an, inspiriert ihn und diktiert ihm die Hauptszene seines Werkes. Und sobald das Stück fertiggestellt war und sie durch ein besonderes Zutrauen von Choiseul, dem Minister der Philosophen, die Erlaubnis zur Aufführung erhalten hatte, verlangte die Fürstin von Robecq von Gott nur mehr die Gnade, bis zur ersten Vorstellung zu leben und mit den Worten sterben zu können: „Jetzt, o Herr, laß deine Magd dahinfahren; denn meine Augen haben die Rache gesehen“.

Im Salon einer gefügigeren Frömmelierin, einer etwas preziösen guten Person, der Schwester des Herzogs von Noailles, die nichts von dem Hochmut ihres Standes hatte, bei der Gräfin von Lamarck, glänzte und kokettierte, indem sie ihren kleinen Fuß, ihre entzückenden Hände zur Schau stellte, eine formvollendete und verführerische Frau, die ehemalige Madame Pater, die auch unter ihrem neuen Namen einer Madame Newkerque immer noch hübsch war und es auch blieb, als sie den Namen einer Madame de Champcenets trug.

Unter den sechs oder sieben großen Salons der Zeit darf der Salon der Madame de Ségur mère nicht vergessen werden, der natürlichen Tochter des Regenten, die sich trotz des Alters noch eine geistvolle und fröhliche Zunge bewahrte, sich in junger Gesellschaft vergnügte und sie mit ihrem Gedächtnis unterhielt, aus dem sie die Vergangenheit unter Lachen wieder heraufbeschwore. Ihre Schwiegertochter, die Frau des Marschalls von Ségur, die mit ihrer Freundlichkeit und Eleganz bezauberte, unterstützte sie darin, die Honneurs ihres Salons zu machen.

Es gab einen Salon, den der Gräfin von Noisy, dessen vornehmliche Belustigung der erbitterte geistige Krieg bildete, den dort ein Prinz von Geblüt und ein Polizeileutnant gegeneinander führten: der Prinz von Conti und Herr von Marville. Als Herr von Marville den Salon verließ, um den Sohn von Madame de Noisy auf dem Opernball zu patronisieren, fand er auf dem Ball alle Mädchen von Paris, die ihn nach einer Abrede, welche der Prinz von Conti mit ihnen hatte treffen lassen, ihn mit tausend Schimpfreden begrüßten. Dagegen fand der Prinz von Conti, als er am Morgen nach einem bei Madame de Noisy verbrachten Abend frühzeitig inkognito nach einem Landsitz abreiste, wo er zeitig zum Diner erwartet wurde, auf dem ganzen Weg, in allen Flecken und Dörfern, die städtischen Beamten in feierlicher Amtstracht bereitstehn und mit so langen Ansprachen an ihn versehén, daß er erst um sieben Uhr abends anlangte.

In einem Hotel am Karussellplatz fand die Gesellschaft eine Frau mit besonders schönen regelmäßigen Zügen, Madame de Brionne, eine Venus, wie sie von der Zeit genannt wurde, der nur die von der Gräfin von Egmont getragene Miene der Wollust fehlte, eine Venus, die eher einer Minerva ähnelte. Fürstin im wahrsten Sinne des Wortes und in allen Äußerungen des

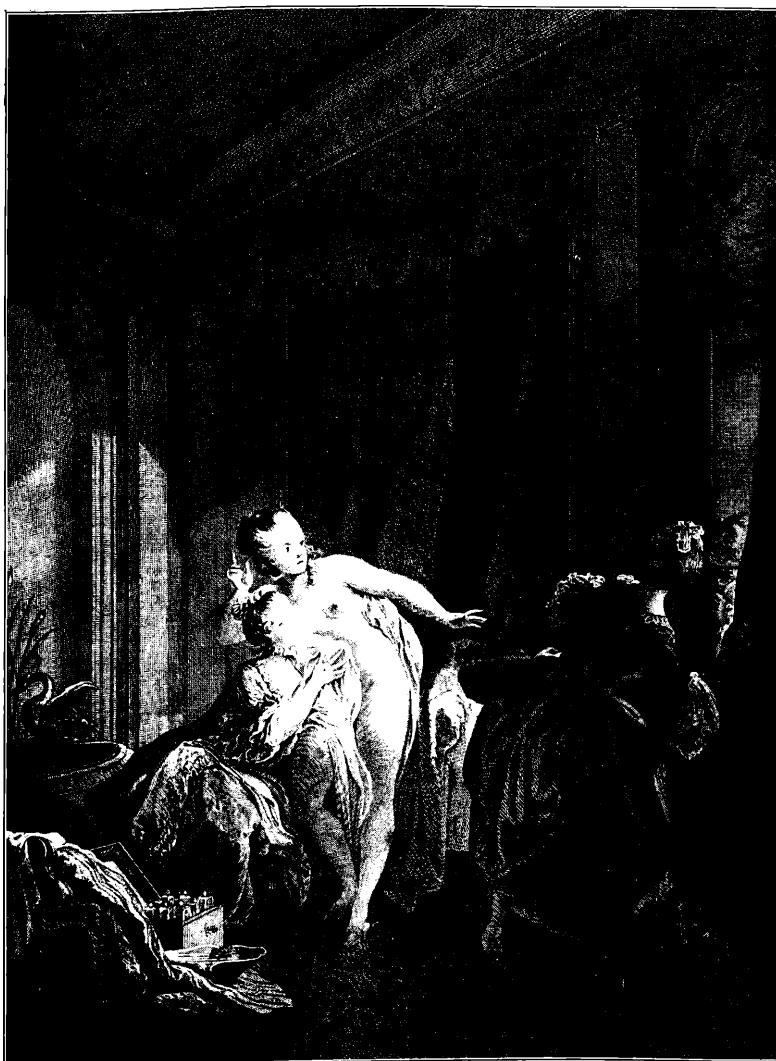
Stolzes, war sie würdevoll, imposant, hochmütig in ihrer Haltung und streng in ihren Formen; und indem sie die Leute in Entfernung hielt, machte sie den Eindruck, als sähe sie ihre Blicke als Dankeserweisungen, ihre Worte als Dienste, ihre Vertraulichkeit als Wohltaten an. Sie hatte die Seele, die ihr Antlitz verrriet: Wärme und Lebendigkeit fehlten ihr; aber die Sicherheit ihres Urteils, die Feinheit ihres Taktes, ein seltenes, in der praktischen Beschäftigung mit politischen Dingen erworbenes Verständnis, eine Leichtigkeit der Sprache, die sie auf den erhabensten Ton stimmen konnte, die Festigkeit ihrer Freundschaft, eine Mischung kalter Steifheit und Großartigkeit, erwirkten ihr die Hochachtung der Gesellschaft, die ihren Salon nur mit einer gewissen Verlegenheit besuchte. Obgleich sie keine Widmungen annahm und die Verachtung der großen Dame für das Parfüm der Verse kund gab, an dem ihr ganzer Gesellschaftskreis so großes Gefallen hatte, bot Madame de Brionne den Gästen ihrer Diners doch die Zerstreuung einer Vorlesung: bei ihr gab Marmontel zum ersten Male jene moralischen Erzählungen der Öffentlichkeit preis, die so viele schöne Augen mit Tränen füllten.

Nachdem die Diners, die man der Madame de Brionne nachahmte, in einigen Häusern mit den Soupers in Konkurrenz getreten waren, kam die Mode auf, nach den Diners Bälle zu veranstalten. Am meisten besucht wurden die Bälle der Gräfin von Brionne, die ihrem Gatten ein so ungeheures Vermögen mitgebracht hatte; ferner die Bälle der Marquise du Chatelet, einer der achtbarsten Frauen am Hofe, und der Madame de Monaco, die trotz ihrer plattgedrückten Züge in einem zu breiten Gesicht für schön galt.

Die Gesellschaft drängte sich in den Salons einer anderen,

bis zum Übermaß galanten, großen Dame, der die Welt den Erzbischof von Lyon, Herrn de Montazet, Radix de Sainte-Foix und noch ein paar andere beigesellte. Im übrigen war dies die einzige Großmut der Gesellschaft dieser Frau gegenüber, der Madame de Mazarin, die von einer bösen Fee verwünscht zu sein schien. Sie war schön; die Gesellschaft, die bei ihr verkehrte, fand sie aber nur fett, frisch; die Marschallin von Luxembourg sagte, sie besäße nur die Frische des Fleisches aus dem Metzgerladen; die schönsten Diamanten der Welt²²⁾ gehörten ihr und war sie damit geshmückt, so verglich man sie mit einem Lüster; gefällig und höflich war sie, und doch galt sie für schlecht; sie war geistreich, wenn sie gut aufgelegt war, und stand im Ruf, lächerlich zu sein; man hatte sich daran gewöhnt, sie dumm zu finden; während sie ihr Vermögen verzehrte, hielt man sie für geizig. Ihre Schönheit, ihr Schmuck, ihr Geist, ihre Verschwendung, nichts, was dieser Frau eigen war, fand Gnade beim Publikum, und „ihr Pech“ erstreckte sich obendrein auf ihre Feste. Lange hatte man über jenen merkwürdigen Einzug in den großen, vom Parkett bis zum Plafond mit Spiegeln dekorierten Tanzsaal gelacht, über jenen Einzug einer Herde von

²²⁾ Die Herzogin von Mazarin hinterließ bei ihrem Tode eine der reichsten Ausstattungen des Jahrhunderts. Zwei Auktionen waren nötig, um sie zu verteilen. Die erste fand am 10. Dezember 1781 statt und war folgendermaßen angezeigt: „Catalogue raisonné des marbres, jaspes, agates, porcelaines enrichies, laques, beaux meubles formant le cabinet de Madame la Duchesse de Mazarin par J.-D.-R. Lebrun.“ Die zweite fand am 27. Juli 1784 statt: „Notice d'objets rares et précieux provenant de la succession de Madame la duchesse de Mazarin.“ Dieser Geschmack für Luxussachen, für kostbare Zieraten, war übrigens in der Familie erblich. So erschien die Herzogin von Valentinois, die Tochter der Herzogin von Mazarin, im Jahre 1778 in Longchamps in einer Porzellankutsche.



Die Abendtoilette.
Kupferstich von E. de Ghendt nach P. A. Baudouï



gewaschenen und bebänderten Schafen, die von einer Opernschäferin geführt, an einem Transparent vorüberdefilieren sollten; scheu geworden, waren sie auseinander gelaufen, hatten sich in rasender Masse in den Salon gestürzt, einen schrecklichen Aufruhr erregt und soviele Spiegel zerbrochen! Soviele Tänzer und Tänzerinnen über den Haufen geworfen! Der Vorfall hatte indessen die Feste keineswegs gehemmt; und die Salons der Madame de Mazarin bildeten auch später noch den großen Ballsaal dieses tanzenden Jahrhunderts, das seinen Sittenrevolutionen die Revolutionen der Tänze folgen läßt. Auf das ernste, majestätische, einförmige Menuett folgen die lebhaften, feurigen, fliegenden Tänze. Der Kontertanz herrscht vor; man tanzt *la Nouvelle Badine, les Étrennes mignonnes, la Nouvelle Brunswick, la Petite Viennoise, la Belzamire, la Charmante, la Belle Amélie, la Belle Alliance, la Pauline*²³⁾. Aber die Formen und sogar die Namen aller dieser Tänze bringt ein aus der Fremde gekommener Tanz in Vergessenheit. Es verlieren sich alle und verschwinden im Triumph der Allemande, unsrer einzigen Eroberung aus dem siebenjährigen Krieg,

²³⁾ Die Aufzählung der Kontertänze des 18. Jahrhunderts wäre endlos. Das *Répertoire du bal ou Théorie pratique des contredanses* vom Herrn de la Cuisse, Tanzmeister, 1762, gibt bloß für ein paar Jahre an: *la Marquise, la Mienne, l'Originale, l'Intime, le Tambourin de Daquin, la Bonne Foy, les Moulinets brisés, la Dubois, les Amusements de Clichy, la Fleury, ou Amusements de Nancy, les Festes de Paphos, la Bonne Année, la Baudri, les Babillardes, la Belotte, la Cocotte, les Jolis Garçons, la Strasbourg, la Nouvelle Cascade de Saint-Cloud, la Trop Courte, les Caprices, les Plaisirs grecs, la Clairon, la Coaslin, la Marseillaise, la Rosalie, les Échos de Passy, la Roucouleuse, les Quartre Vents, la Gardel, la Tigrée, la Promenade des Mesdames etc. etc.*, ohne noch die neuen deutschen Kontertänze zu rechnen.

deren Herrschaft von keinem anderen Tanz streitig gemacht wird und die die Ehre genießt, im *Bal paré* Saint Aubins dargestellt zu werden. Ein entzückender Tanz, der nur eine Verschlingung, ein Hindurchschlüpfen der Tänzerinnen unter der von den Armen der Tänzer gebildeten Liebesbrücke ist, während die Tänzer selbst rücklings mit den Händen aneinander gefesselt sind. War sie noch von einer plumpen Ausgelassenheit bei ihrem Einzug in Frankreich, so bekommt die Allemande von der französischen Grazie eine neue Form, sobald sie das Pariser Parkett berührt. Befreit von der ursprünglichen Röheit und Schwerfälligkeit, wird sie biegsam, zart, geschmeidig und folgt dem leichten Gang eines lebendigen Taktes. „Wollüstig, leidenschaftlich, langsam, beflügelt, nonchalant, feurig, zart und rührend, bequem und mutwillig, bringt die Allemande alle Koketterien des weiblichen Körpers zur Erscheinung; sie gibt Gelegenheit, ihrer Physiognomie den verschiedensten Ausdruck zu verleihen. Durch die Lässigkeit der Haltung, durch das Verschlingen der Arme, das Vereinigen der Hände, durch die Blicke, die sich suchen und sich ein Lächeln oder einen Kuß über die Schulter hinüber zu werfen scheinen, bringt sie die Paare so lieblich und gelind zusammen, daß sie von der Zeit beschuldigt wird, eine der großen Gefahren der weiblichen Tugend zu bilden.

Eine Frau, die das Talent hatte, in ihre Fehler und in ihre Schwächen ihre Anmut hineinzulegen, die Prinzessin von Bouillon, gab in ihrem Hotel am Quai Malaquais fröhliche Damensoupers, deren vertraute Teilnehmerinnen die Herzogin von Lauzun, Madame de la Trémouille, die Marquise von Jamaika und die Prinzessin d'Henin waren. Zum Dessert dieser Soupers kamen, wie Lästerzungen berichten, Herr von Coigny,

der sich sehr um die Prinzessin d'Henin bemühte und Herr von Castries, der sehr beflissen um die Prinzessin von Bouillon war.

Eine Kusine der Madame de Pompadour, die von der Favoritin vertraulich „mein Wischläppchen“ genannt wurde, Madame d'Amblimont, gab im Arsenal jene Feste, bei denen Herr von Choiseul zwei als Abbés kostümierte Schauspielerinnen mit ihren Wünschen zu Herrn von Jarente schickte; nachdem sie den Prälaten mit ihrem Schicksal gerührt hatten, erschienen sie auf dem Theater und spielten vor dem Saal unter Gelächter die Komödie, die sie soeben angestellt hatten.

Eine nicht bösartige, aber unerbittlich neugierige und grausam schwatzhafte Person, Madame d'Husson, die übrigens auch auf den Ruf einer amüsanten und witzigen Dame eifersüchtig bedacht war, hielt einen Salon, der vom Lärm der Anekdoten und vom Zischen der Boshaftigkeiten nur so erfüllt war: hier spielte die Medisance mit dem Skandal. Die Gesellschaft drängte dorthin, jedoch ohne sich verpflichtet zu fühlen, der Herrin des Hauses die geringste Beachtung zu schenken.

Bei der Gräfin von Sassenage fanden Bälle und Feste statt, die von den jüngsten und liebenswürdigsten Leuten von Paris besucht waren. Um sich hier zeigen zu können, und eine vom Marschall von Biron zuerst abgeschlagene Erlaubnis zu bekommen, ließ sich Létoière dreimal an einem Tag zur Ader.

Reizend waren auch die Soupers der Madame Filleul, die von der aufblühenden Schönheit und der Fröhlichkeit der jungen Gräfin von Seran, und von jener geistvollen Julia, später Madame de Marigny, so lustig, feurig und zauberhaft gestaltet wurden.

Lärm und Bewegung, köstliche Freuden, geistreiche Feste, Musik, Konzerte, Aufführungen, alle Vergnügungen, die der

Seele und dem Verstand lieb sind, finden sich in einem Salon vereint, in dem sich die Hoflustbarkeiten, die Opern und Komödienspiele zu wiederholen scheinen: ich meine den Salon der Herzogin von Villeroy, der Schwester des Herzogs d'Aumont, des ersten Kammerherrn des Königs; und dieser Salon ist die Frau selbst, die unternehmungsvoll, immer in Bewegung ist, spricht, sich betätigt, das personifizierte Getöse, „ein Orkan in der Gestalt eines Zugwindes“, eine Frau, für die das Theater die Leidenschaft, das Leben und Fieber ist. Bei ihr werden die verbotenen Stücke erprobt; ja sogar Opern mit großem Apparat werden aufgeführt. Sie lässt Clairon zum Theater zurückkehren, sie studiert die Aufführungen am Hofe ein, leitet sie und lässt die *Athalie* wieder in Versailles spielen. Bei allem entwickelt sie Geist, einen Geist, den der Widerspruch entflammt, Bemerkungen und Worte, die über die Personen der Hofleute niederhagelten, allerlei Geistesblitze über die Männer, die geistigen Erzeugnisse und die Operationen der Minister. Sie scheint in jedem Augenblick von ihrem Gedächtnis zu ihrer Intelligenz, von ihrem Verstand zu ihrer Phantasie zu rasen, ohne Aufenthalt oder Ruhe, immer außer Atem, getrieben, holterdipolter, unbesonnen, ausgenommen wenn sie haßt oder sich rächen will, weit weg von sich, sofern sie nicht Komödie spielt, Sentiments redet, keinen Dienst verspricht oder ihren Einfluß anbietet. Denn dann möchte man glauben, sie habe Herz, möchte sich schon tief zu Dankbarkeit verpflichtet fühlen und glauben, man hätte mit einer eifrigen Protektorin, mit einer hochherzigen Freundin zu tun.

Wenn die Herzogin und der Herzog von Choiseul zur Zeit, da der Herzog das Ministerium leitete, nicht in Versailles zurückgehalten waren, wenn sie zur Zeit, da sie in Ungnade

gefallen waren, Chanteloup verließen und in Paris Aufenthalt nahmen, entfalteten sie in ihrem Hotel in Paris die Pracht einer fürstlichen, ja fast königlichen Gastfreiheit. Ihren großen Empfang hielten sie nicht zum Diner, das einfach jeden Tag aus einem Tisch mit zwölf Kuverts bestand, sondern zum Souper. In der ungeheuren Galerie, die ein Kamin und zwei große Öfen kaum erwärmen konnten, unter dem Licht von zweiundsiebzig Kerzen, rund um einen großen Spieltisch, wo man bei dem aus allerlei Spielen dieser Zeit zusammengesetzten sog. makedonischen Spiel saß, an anderen kleineren Tischen, an denen man dem Kometenspiel, dem Whist, dem Piquet huldigte, an anderen, auf denen das Triktrak lärmte, in den Salons, wo die Kugeln auf einem Billard rollten, in anderen Räumen, wo man sich mit Lesen vergnügte, — da sammelte sich die ganze Gesellschaft der Zeit, die großen und die kleinen Herren, die hochstehendsten, die jüngsten und die schönsten Damen. Wie nach einer wahren Hofrangordnung drängte man sich um diese wunderbare Herzogin von Choiseul, um ihre vom Feuer des Herzens beseelte Vernunft, um die lieblichste unter den geistvollen Damen der Zeit, um jene Ministersgattin, der Madame de Pompadour die hohe Fähigkeit zuerkannte, immer das Treffende zu sagen, eine wunderbare Herrin des Hauses, die natürlich zu bleiben verstand, während sie sich nie ein schlechtes oder scharfes Wort entschlüpfen ließ. — Ein Viertel vor zehn Uhr warf Lesueur, der Hausmeister, einen Blick in die Salons; und nach seiner Schätzung ließ er dann fünfzig, sechzig, achtzig Kuverts auflegen. Diese Soupers fanden alle Tage statt mit Ausnahme des Freitags und des Sonntags, die sich der Herzog und die Herzogin freihielten, um zu Madame du Deffand oder in irgendeine andere intime Gesellschaft zu

gehen. Das Beispiel dieser Pracht und dieses Glanzes, dieses wunderbaren, höchst kostspieligen Haushalts, der noch mehr als die 800 000 Livres Rente der Choiseul verschlang, führte eine große Veränderung in den Gewohnheiten der Gesellschaft herbei: die Soupers, zu denen man einlud, kamen aus der Mode; alle reichen Häuser prunkten damit, für jeden, der kam, offenen Tisch zu halten, — eine verhängnisvolle Revolution, die allmählich den Salon zu einem banalen, fast öffentlichen Ort umwandeln mußte, an dem die Konversation unter dem Tumult erstickten, und die Gesellschaft sich nicht wiedererkennen sollte.

Neben diesem Salon erfüllte Herr von Choiseul noch einen zweiten, dem sein Name und Ruhm präsidierte, einen mit seiner Person ganz beschäftigten, auf sein Glück sehr stolzen Salon, den seine Schwester, die Herzogin von Grammont, hielt. Begrenzt trotz der Härte ihrer Züge und ihrer Stimme, wie sich Lauzun ausdrückt, drollig, ohne im Ruf zu stehen, Geist zu haben, ohne daß sich von ihr witzige Worte anführen ließen, fesselte Madame de Grammont die Leute durch etwas männliche Eigenschaften, und besonders durch die Pflege ihrer eigenen Höflichkeit, die sich bis auf das geringfügigste Detail, bis auf die äußerste Nuance erstreckte: niemals ließ sie jemand in ihren Salon eintreten, ohne aufzustehen, stehend ein Gespräch anzufangen und es zu beenden, bevor sie sich wieder setzte. Ihr Salon war schon vom Morgen an belagert; kaum war die Herrin aufgestanden, ging ihre Tür von den Fürsten, von den vornehmsten Herren und Damen. Die ganze Politik der Zeit lief bei ihr zusammen; alle Geheimnisse von Versailles, sogar die Staatsgeheimnisse, wurden hier von einer Stunde zur anderen aufgedeckt; dieser Salon hatte das bewegte Leben, die Autorität, die geheimen Türen, die verschleierten und furcht-

baren Tiefen des Salons einer Maitresse des Königs. Den ganzen Tag lang drängten sich bei ihr in Rang und Würden und in höchster Gunst stehende Leute, kamen, um von der Intelligenz dieser in die Praxis der Geschäfte gerissenen Frau Rat zu verlangen, unterstützten ihre Pläne, vertrauten ihre Projekte dieser freiwillig Verbannten von Versailles an, die sich von Paris aus mit allen großen Ereignissen am Hofe und Geheimnissen im Ministerium befaßte. Dennoch wurden, so sehr man sich auch mit der Politik in diesem Salon abgab, die Wissenschaften hier nicht vergessen, und bei den Soupers zu fünfundzwanzig Gedecken bildeten sie geradezu ein bezauberndes Intermezzo.

Im Salon Brancas, dem Grimm vorwarf, daß er zu sehr ans Hotel Rambouillet erinnere, führte jene schöne Herzogin von Brancas, die neben der Herzogin de Cossé die Ruhe der Erde gegenüber ihrer Bewegung schien, eine friedliche Herrschaft. Sie war das weiseste und trägeste Wesen, die in einem guten Lehnstuhl am Herd geborgene Grazie.

Eine geistreiche Frau, aber von dem Verlangen gequält, Geist zu zeigen, prätentiös, affektiert, die noch dazu durch das gewaltsame Auftragen ihrer Reize das Pendant zu Madame d'Egmont bildete, — man nannte beide die zwei Zieraffen des Jahrhunderts — war die Frau Gräfin von Tessé. Sie veranstaltete ihre Empfänge in Paris und später in Chaville, in jenem prachtvollen Schloß, von dem ihr lächerlicher Gemahl eine Ansicht auf seiner Tabatière trug, die von jenem Vers aus Phädra eingeschlossen war:

Je lui bâtis un temple et pris soin de l'orner.

Jener Salon der Madame de Tessé glich seiner Besitzerin: es herrschte ein vertrackter Ton darin, eine falsche Delikatesse

breitete ihre Kälte darüber. Indessen gingen Prüde in guter Zahl zum Souper hin, weniger wegen der Küche des von Senac gerühmten Kochs, als um von sich sagen zu hören: „Sie gehen hin.“

Das Vorbild jener ländlichen Empfänge war von der Marquise de Mauconseil in ihrem Maison Bagatelle im Bois de Boulogne gegeben worden, einem hübschen Landschlößchen, das von Festen, Vergnügungen, Überraschungen und Verwandlungen, die eine Feerie vors Auge zauberten, ganz erfüllt war. Ganz Paris hatte von den Festen gesprochen, die sie 1756 dem König Stanislaus gebracht hatte; ganz Paris unterhielt sich von den Festen, die sie jedes Jahr zu Ehren des Marschalls von Richelieu feierte, Feste, die zumeist Favart erfand, und deren Szenarium zwei in der Arsenalbibliothek aufbewahrte Manuskriptbände ausfüllt.

Um jene Zeit, in der Madame de Tessé sich in Chaville niederließ, versammelte Madame de Boufflers, die beim Tod des Prinzen von Conti den Temple verließ, ihre Freunde und ihre alte Gesellschaft in ihrem hübschen Haus von Auteuil, um das die Prinzessin von Lamballe sie sehr beneidete. Dreimal wöchentlich gab sie hier ein großes Souper; und täglich empfing sie hier zwölf bis vierzehn Personen zum Diner.

Die Mutter des Geliebten der Clairon, die Frau Gräfin de Valbelle, unterhielt in Courbevoie einen Salon, dessen Gesellschaft abscheulich war, wo jedoch das Spiel die Gesellschaft vergessen ließ. Man machte hier die wildesten Einsätze; und die ganze Nacht hörte man in dem Kreis der Frauen, die nur für ihre Nummern und Gewinnste Interesse hatten und nur mit Auszahlungen beschäftigt waren, nur die Worte fallen: „Ich habe mit einem beispiellosen Pech gespielt es ist ganz



Die Abendpromenade.
Kupferstich von Ingouf nach Freudenberg. 1774.



unmöglich, was ich verloren habe . . . ich hatte zwölf Felder, ich glaube, sie waren keine dreimal besetzt.“

In der Meinung, daß bei den Soupers keine Fröhlichkeit mehr herrschte, daß man keinen Champagner mehr trank, vor Lange- weile dabei starb, und daß die Frauen, anstatt ihnen Frohsinn zu verleihen, Verlegenheit, Zwang und Ernst über sie ver- breiteten, hatte Madame de Luxembourg den Gedanken aus- geheckt, Herrensoupers zu organisieren. Zur Opposition gegen- über diesen Herrensoupers und als Protest improvisierte die Gräfin de Custine Damensoupers, die an den Tagen abgehalten wurden, wo die Männer in Versailles nächtigten, um am anderen Morgen mit dem König auf die Jagd zu gehen. Diese Soupers bestanden fast ausschließlich aus der Herrin des Hauses, aus Madame de Louvois, Madame de Crenay, Madame d'Harville und der naiven und reizenden Madame de Vaubecourt. Wer hätte geglaubt, daß sie wegen skandalöser Abenteuer für das Ende ihrer Tage in ein Kloster gesperrt würde?

Eine amüsante, junge und lustige Gesellschaft, an deren Spitze man den Kardinal Rohan sieht, umgibt in der Zurück- gezogenheit ihrer Waldabtei die Marquise von Mariigny, die Schwägerin der Madame de Pompadour, die über ihre Scheidung und die 20 000 Livres, um die sich ihre Pension erhöht hat, sehr beglückt ist. Die einstige Julie Filleul ist immer noch eine der hübschesten Personen ihrer Zeit; frei von der Eifersucht ihres Gatten, des Argwohns seiner Liebe und der Neckereien seiner Zärtlichkeit ledig, scheint sie eine Wieder- geburt der Jugend, des Frohsinns und aller Freuden der Ver- nunft, des Geistes, des Charakters zu erleben, die die Schar der um sie versammelten Freunde vergrößerte.

Madame de Rochefort, von Bandeau die „geistreiche Zierpuppe“ genannt, unterhielt im Luxembourg einen Salon, wo die großen und kleinen Neuigkeiten der Politik die Hauptrolle spielten. Sie war eine nachdenkliche Person, mit feinem Geist und warmer Liebenswürdigkeit, gelehrt ohne Prätention, mit etwas verwischten Reizen, deren ganze Aufgabe darin bestand, die schickliche Freundin des Herzogs von Nivernois, nach dem Ausspruch einer Frau „die Hohepriesterin seiner Bewunderer“ zu sein. Um sich diesen ständigen Gast ihres Salons zu erhalten, seinen einschmeichelnden und leichten Geist, der sich so gut mit dem ihrigen vertrug, allabendlich zu haben, veranlaßte sie Herrn von Nivernois, gelegentlich des Todes Ludwig XV. ein Ministeramt auszuschlagen. Der Salon von Madame de Rochefort umfaßte, wenn er nicht auf den kleinen intimen Zirkel reduziert war, um eine Fabel des feudalen Fabeldichters anzuhören, sehr viel berühmte Leute. Zu den noch lebenden ständigen Besuchern des Hotel de Brancas, den Maurepas, den Flamarens, den Mirepoix, den d'Ussé, den Bernis kamen Bekanntschaften der zweiten Lebenshälfte dieser eleganten und preziösen Frau, die Belle-Isle, die Cossé-Brissac, der alte Herzog, der frühere Gouverneur von Paris, der antiquierte Chevalier, dem Walpole hier mit seinen roten Strümpfen begegnete, die Castellane, die Madames de Boisgelin und de Cambis und Herr von Keralio, der den Luxembourg bewohnte. Der *Freund der Menschen*, Mirabeaus Vater, war ein Vertrauter des Salons und ein aufmerksamer Diener der Dame des Hauses, der für ihre Schildkröten und die schlecht gebackenen Pfannkuchen ihrer Tafel sein Interesse bezeugte. Dann waren sehr viele Engländer und Engländerinnen anwesend, die der ehemalige französische Gesandte in England

einführte, unter anderen die Schwester von Lord Chatam, eine Engländerin, die unser Frankreich des 18. Jahrhunderts sehr liebte, und außerdem Ausländer, wie der Baron von Gleichen und der originelle und geistreiche Gatti. In diesem Salon vernahm man die gebieterische Stimme von Duclos und die wilde Begeisterung Diderots, die den Marquis von Mirabeau so sehr in Erstaunen setzte. Eine erkleckliche Anzahl Bischöfe und Abbés traten mit Frauen auf, wie Madame Lecomte, die öffentlich mit Watelet lebte, und Sängerinnen, wie die Billioni. Zuweilen wurde in einem Saal ein Theater aufgebaut und die Schauspieler der italienischen Komödie führten ein dramatisiertes Proverbe des Herzogs von Nivernois auf, ein Proverbe, das mit Arietten und Couplets gewürzt war, die an die großen Damen und an die Prälaten der Versammlung gerichtet waren.

Ein angenehmer Sammelpunkt waren die Konzerte der Gräfin d'Houdetot, wo die Stimme ihrer Schwägerin, die keinen großen Umfang hatte, die diese aber mit Geschmack brauchte, die Opernlieder aus *Atys* und aus dem *Roland* zum Klavier mit Erfolg wiedergab.

Eine Zeit lang hatten die großen Häuser des 18. Jahrhunderts sogenannte *journées de campagne* eingeführt, an denen man die Eingeladenen einen ganzen Tag lang beherbergt und mit allen Vergnügungen des Schloßlebens bekannt wird. Zeitweilig amüsierten sich die Salons damit, Cafés zu spielen, die Frauen gefielen sich in dem Kleid und der Rolle einer Caféhauswirtin. Nach einem Brief der Madame d'Epinay sieht man sie in ihrem Kleid à l'anglaise, in einer Musselinschürze, im Spitzentuch, mit einem kleinen Hütchen, in einer Art Laden sitzen, in dem Orangen, Biskuits, Broschüren und sämtliche

Zeitungen ausliegen. Um den Laden sind kleine Tische, die Caféhaustische vorstellen sollen, mit Karten, Spielmarken, Würfeln, Damenbrettern und Triktraks belegt. Auf dem Kaminsims prunkt die Reihe der Liköre. Der Speisesaal ist gleichfalls ganz voll von kleinen Tischen, auf denen Vorspeisen stehen, bereichert um Zwischengerichte, während der Hauptgang, Huhn mit Reis und Braten, auf dem Büfett angerichtet ist. Die Domestiken, die ihrer Livree entkleidet sind, tragen Westen und weiße Hüte; jedermann ruft sie „Garçon!“, während sie das Souper dieser Salon-Komödie auftragen, die Furore macht, zu der man einlädt wie zu einem Ball und der man Musikstücke, Pantomimen und am häufigsten improvisierte Proverbes folgen lässt, deren Bedeutung die Zuschauer erraten müssen. Welches Fest hätte damals keine „Sprichwörter“ zur Aufführung gebracht? Es ist die herrschende Mode; nach der Mode der *bouts-rimés*²⁴⁾ beschäftigt sie die Phantasie der Frauen. Aber alle werden übertrumpft von Madame de Genlis und genötigt, ihr zu folgen, seitdem sie in dem Salon jener Madame de Crenay, die trotz ihrer Dicke und ihrer Größe ins Tanzen vernarrt war, die wunderbare Quadrille der Sprichwörter organisiert hatte. Gardel, dessen Thema lautet: *Reculer pour mieux sauter*²⁵⁾ macht daraus die schönste Konter-Figur. Madame de Lauzun tanzt mit Herrn de Belzunce, im einfachsten Kostüm, was besagen will: *Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée*²⁶⁾. Madame de Marigny, die mit Herrn von Saint-Julien als Neger auftritt und ihm bei der Darstellung mit ihrem Taschentuch über das Gesicht wischt, soll darstellen: *A laver*

²⁴⁾ Gedichte mit gegebenen Endreimen.

²⁵⁾ Zurückgehen, um einen besseren Anlauf zu nehmen.

²⁶⁾ Ein guter Ruf ist mehr wert als ein Gürtel aus Gold.

*la tête d'un More on perd sa lessive*²⁷). Und die anderen Paare, die Herzogin von Liancourt und der Graf von Boulainvilliers, Madame de Genlis und der Vicomte von Laval haben eine ebenso sprechende Bedeutung.

Von Zeit zu Zeit schoß dergestalt eine neue Mode durch alle Salons, die zur Herrschaft kam, die Frauen unterhielt und wieder verschwand. Der Eifer, Proverbes auszuführen, wird in den Gesellschaften durch die Leidenschaft der Synonyme abgelöst, eine Leidenschaft, die bei dem Erscheinen des Buches von Roubaud epidemisch wurde, einem Handbuch der Mode, das Madame de Créqui in ihren Briefen freundlich empfiehlt. Dann wirft der Erfolg *Ninas*, der Erfolg des *König Lear*, die in der Comédie-Française zur Aufführung gelangen, Roubaud und die Synonyma auf die Seite; und in den Salons gibt es nur mehr Stegreifproduktionen, schwarze Geschichten, kleine traurige Romane, rührende Erzählungen, die von schönen Erzählerinnen vorgetragen werden; das Vergnügen dabei bestand darin, daß man weinte.

Eines Winters kommt eine neue Zerstreuung aufs Tapet. Man lädt nicht mehr zu Soupers mit Tanz ein. Man lädt, und zwar schon vierzehn Tage vorher, zu Soupers ein, an denen Blindekuh, oder Traîne-Ballet gespielt wird; und nachdem man das Souper in Eile hinuntergestürzt hat und die Schwiegermütter sich an den Spieltisch gesetzt haben, beginnt jenes Spiel, das der Frau und der Gesellschaft der Zeit ziemlich unwürdig ist: das Blindekuhspiel und das Taschentuchzuwerfen. — Dann kam das Lotto auf.

Unter den großen Salons des Adels, die während des ganzen Endes des 18. Jahrhunderts in Paris geöffnet bleiben, führt

²⁷⁾ Beim Mohrenwaschen verschwendet man bloß seine Seife.

Madame de Ségur den Salon von Madame de Montesson an, dessen Festordner Dauberval und Carmontelle waren. Der Wunsch der Herrin des Hauses, zu gefallen, alle ihre Anstrengungen, Freunde zu gewinnen und für eine schiefe Situation Verzeihung zu erlangen, eine Herrlichkeit, der sie sorgfältig den verletzenden Hochmut und den erdrückenden Prunk nahm, ein Luxus, den sie mit den Einfachheiten der Eleganz und eines guten Geschmacks milderte, schlechte Stücke, die auf ihre Art vortrefflich gespielt und von einem ausgezeichneten Souper gefolgt waren, — diese Reize, diese Vergnigungen, lockten eine ungeheure Gesellschaft in den Salon, in dem der Herzog von Orléans nur als Herr von Montesson auftrat. Und als der Geschmack an den Empfängen allmählich erlosch, die großen Häuser mit ihrer ungehemmten Gastfreundschaft sich nacheinander schlossen oder einschränkten und die Gesandten nicht mehr empfingen, war jenes Haus von Madame de Montesson eine Weile, unter Ludwig XVI., das große Haus der Hauptstadt, wo es nur mehr die Diners beim Marschall von Biron und die Freitage bei der Herzogin Lavallière gab.

In der Gesellschaft der großen Damen befand sich eine Dame, die man fast nie zu Hause traf, aber überall vorfand, wohin die vornehme Gesellschaft ging. Bei dieser Frau, die, wie Madame de Graffigny von Frankreich gesagt hat, den Händen der Natur schon entschlüpft zu sein schien, als erst Luft und Feuer ihre Vereinigung hergestellt hatten, bei der Frau Herzogin von Chaulnes war die Seele, das Herz, der Charakter, die Empfindungen, war alles Geist. In ihr entsprang alles dem Geist und wurde wieder zu Geist. Handelte es sich um Unterhaltungen, Gespräche, Abhandlungen, immer war Geist die Sprache oder das Thema ihrer Rede. Schoßkind und enfant terrible dieses Jahr-

hunderts, wo man so viel Geist brauchte, um genug zu haben, hatte sie zu viel. Sie ließ ihn in jeder Richtung schießen, blindlings, unter plötzlichen Einfällen, mit Worten, die wie ein Pritschenschlag wirkten, in Zügen, Bildern aus dem Leben entnommenen Porträts, Possenreißereien, einem zügellosen Kauderwelsch, Lächerlichkeiten, mit denen sich die Gesellschaft kostümmieren, Epitheta, die einen Mann umbringen konnten, Vergleichen, die sie aus der Luft griff, Karikaturen, die sie gleichsam mit der Schere ausschnitt; und ohne es zu wollen, ohne auf die Rolle, die die Marschallin von Luxembourg spielte, abzuzielen, bildete ihre beißende schwungvolle Ironie in den höchsten Salons des Adels eine Polizei für die Dummheiten und Niedrigkeiten, ähnlich der, die der Verstand von Madame Geoffrin in der Gesellschaft an den Verfehlungen gegen Ordnung und Vernunft übte.

Sie wagte alles mit einer herzoglichen Frechheit. „Genie! was soll das für einen Zweck haben?“ sagte sie eines Tages. Als sie ihre Mesalliance geschlossen hatte und „la femme à Giac“ war, sagte sie einmal, als in ihrer Gegenwart die Rede auf eine hochgeborene Dame kam, die einen Bourgeois geheiratet hatte: „Ich glaube es nicht; man begeht diese Torheiten in einem Jahrhundert nur einmal, und ich habe ihr den Appetit dazu glücklicherweise vorweggenommen.“ Ihre Rede war ebenso klug wie sprudelnd vor Leben. Erstaunt über die Unzulänglichkeit einer Frau, die heiß gewünscht hatte, sie zu sehen, eine Unzulänglichkeit, die eine Freundin der Dame als Furcht auslegen wollte, einer so geistvollen Persönlichkeit wie ihr gegenüberzustehn, sagte Madame de Chaulnes: „Ach! diese Furcht ist das Gewissen der Dummköpfe.“ Wenn man will, ist das die Devise ihres Lebens und Denkens; ihr Bewußtsein besteht

nur aus Antrieben. Und Senac de Meilhau charakterisierte sie vollständig, indem er ihren Kopf mit dem der Gewalt Phaethons überlassenen Sonnenwagen verglich. Ihre Intelligenz, die jede Strömung fortreißt und von Flammen erfüllt ist, setzt doch immer durch eklatante und unvorhergesehene Dinge in Erstaunen. Ihr tolles Genie, die Laune ihrer Possenhaftigkeit, ihre Geistesblitze, die Regellosigkeit und Hitze ihrer Ideen, das Fieber ihres ganzen Wesens, ja sogar das Feuer ihrer Gebärden und ihres Blickes beleben die Gesellschaft; und alle um die Herzogin wollen es dieser Frau mit dem wachsbleichen Teint und den Adleraugen nachtun.

Unter den Salons des Adels standen die Salons der Finanz. Da war zuerst der Salon jenes Patriarchen des Geldes, des alten Samuel Bernard, der an der Last seines Goldes und seiner Jahre trug, — ein Haus, in dem es hoch herging und stark gespielt wurde, wo ganz Paris verkehrte, wo der Präsident Hénault, in die Gesellschaft eintretend, den Grafen von Verdun antraf, einen großen Jansenisten und Balleteusenpapa, auch den Prinzen Rohan, Madame de Montbazon, Desforts, den zukünftigen Generalkontrolleur, Madame Martel, die damalige Schönheit von Paris, den Marschall von Villeroy, den die schönen Augen von Madame de Sagonne, der Tochter Bernards, anlockten, — und den man mit Rücksicht behandelte, damit er vor dem 32 Millionen-Bankrott, den Bernard am Lyoneser Platze machte, die Augen schlösse; Hénault fand dort ferner Brossoré, den späteren Sekretär der Kanzlei der Königin, Madame de Maisons, Schwester der Marschallin von Villars, den Parlamentsrat, Haute-Roche, Madame Fontaine, die Tochter der Dancourt und Maitresse Bernards²⁸).

²⁸⁾ Mémoires de Hénault. Die Tafel Bernards kostete nach dem Zeugnis Barbiers jährlich allein für das Diner 150 000 Livres.



Die Whistpartie.
Kupferstich von Dambrun nach Moreau.



Ein anderer Salon, von dem die *Mémoires d'un homme de qualité* reden, war der Salon Law. Hier versammelte man sich um ein Souper, das die Fröhlichkeit der Herrin des Hauses erheiterte, und bis Mitternacht, bis zur Stunde der Geschäfte, hörte man hier tausend reizende Torheiten aus dem Munde des Mannes kommen, der das Vermögen eines Volkes auf den Achseln trug und den Kredit Frankreichs unter sich zusammenbrechen fühlte.

Neben diesem Salon glänzte der Salon von Madame de Pléneuf, jener Frau, die nach dem Ausdruck Saint Simons dazu geschaffen war, „die Wolken in der Oper entzwei zu reißen, und sich als Göttin bewundern zu lassen“. Zu ihrer Schönheit gesellte Madame de Pléneuf noch Geist und Intrigue und eine Art Anmut des Herrschens. In ihrem Salon glänzte außerdem die Anmut ihrer Tochter, der späteren Madame de Prie, die d'Argenson „die feinste Modedame des Jahrhunderts“ nennt; mit dem Aussehen einer Nymphe, einem feingeschnittenen Gesicht, hübschen Wangen, aschfarbenen Haaren, Augen, die etwas chinesisch, aber lebendig und lustig waren, besaß die anziehende Persönlichkeit alles, was damals zu den seltsamen hinreißenden Eigenschaften rechnete. Die Musik war das große Vergnügen dieses Salons, und bei Madame de Pléneuf entstand auch, von Madame de Prie patronisiert, die Idee jener Konzerte *degli Paganti* die bei Crozat stattfanden und von einer der letzten Federzeichnungen Watteaus unsterblich gemacht wurden, einer im Louvre aufbewahrten Zeichnung, die leicht ist, wie die Seele einer italienischen Weise²⁹⁾; das waren die ersten großen

²⁹⁾ Die von Watteau dargestellten drei Virtuosen dieses Konzerts waren der Flötist Antoine, der italienische Sänger Paccini, die Sängerin d'Argenon. Mathieu Marais unterrichtet uns, daß Mademoiselle d'Ar-

Konzerte des Jahrhunderts, denen die berühmten musikalischen Aufführungen des Hotel Lubert nachfolgten, welche die Tochter des Präsidenten selbst leitete, und die von den hervorragendsten Leuten von Frankreich besucht wurden. Und manchmal trieb es die gute Gesellschaft dieser Zeit bis nach Plaisance, bis zum schönen Schloß der Paris-Montmartel, wo nach dem Diner eine mit prachtvollen Juwelen besetzte Lotterie den Frauen Diamanten in den Schoß schüttete.

Das Geld hat in Frankreich immer eine glorreiche Rolle gespielt, und die Tradition Bullions, der seinen Gästen goldene Medaillen vorsetzte, wird von den Geldleuten, die ihm nachfolgten, weitergeführt. Aber die Gastgeber finden dafür im 18. Jahrhunderts neue Formen; sie passen sich den Feinheiten und Raffiniertheiten der Zeit an. Ihre Freigebigkeit tritt nicht mehr plump und roh auf: sie will nun erzogen, galant, wohlwollend sein, sie wird kokett und bescheiden. Ihr Reichtum schrillt nicht mehr auf; versetzt den Leuten keine Ohrfeigen mehr: er wird ebenso geistvoll wie erfängerisch. Er widmet sich Forschungen, Phantasien, legt eine Grazie an den Tag, in welcher sich der Geschmack einer Frauenlaune mit den Tollheiten eines Grandseigneurs zu mischen scheint. Er versteigt sich zu der entzückenden Aufmerksamkeit und sonderbaren Laune jenes Bouret, der einmal einer Dame, die zur Milchdiät verurteilt war und ein Schüsselchen mit kleinen Erbsen — ein Frühgemüse Primeur im Wert von hundert Talern — bei ihm nicht essen konnte, diese ihrer Kuh geben ließ!

genon, die ganz vorzüglich sang, eine Nichte des Malers Lafosse war, der bei Crozat wohnte; es war ein von Madame de Prie eingerichtetes italienisches Musikkonzert; sie hatte 60 Zuhörer ausgewählt, die jährlich 400 Livres kosteten.

In dem Gesellschaftskreise der Finanz, dieser Kapitalistenklasse, bricht, nur mühsam verhüllt, das Verlangen und der Ehrgeiz, ja, eine wahre Wut aus, Leute von Stand an sich zu ziehen. Herren und Herrinnen des Hauses schrecken vor keiner Anstrengung, Mühe und Ausgabe zurück, um die so umstrittene und beneidete Ehre zu erlangen, ein paar Hofleute und vornehme Damen bei sich zu empfangen. Es ist ihre fixe Idee, mit der sie sich unausgesetzt beschäftigen, und häufig der Ruin des Finanzmannes und seiner Gemahlin. Und wie verschwenderisch streuen sie ihren Reichtum über ihre Gemächer, ihr Mobiliar, ihre Küchen und Feste, um den Adel zu verlocken, zu ihnen zu kommen, sich einen Augenblick zu setzen und ihre glänzenden Titel fallen zu lassen, die man dann auffängt, um ihren Klang auszukosten! Was tut man nicht, um sich solcher Visiten würdig zu machen und sein neues Geld an einem alten Namen zu reiben? Man schmilzt vor Ergebenheit, schickt tausend Botschaften, unterbreitet dem Herrn oder der Dame von Versailles die Liste seiner Gesellschaft; man läßt ihn die Wahl treffen, gibt ihm die Erlaubnis, Leute, die er wünscht, mitzubringen, und drückt ihm sogar den Schlüssel zur Tür des Salons in die Hand.

Der größte Salon der Finanz im 18. Jahrhundert war der Salon von Grimod de la Reynière, „das erste Souper von Paris“, wie man ihn zu nennen pflegte³⁰⁾). Geboren in Iarente und

³⁰⁾ „Haben Sie die zwei Lobreden gelesen? — Ach! mein Gott? Der kleine Cossé ist tot, das ist trostlos! — Herr von Clermont hat soeben seine Frau verloren! — Nun! Madame, und Herr Chambonneau, der die seine wieder nehmen muß; aber es ist schrecklich! — Apropos, man sagt, man hat soeben für Madame Elisabeth zwei Damen ernannt. Ich weiß es! — Gut! hat er nicht geklatscht, daß

durch ihre Familie zu einem großen Haus gehörig, war Madame de la Reynière untröstlich, nicht mit einem Mann von Stand verheiratet zu sein, untröstlich, eine Finanzdame zu sein, der verboten war, sich bei Hofe vorzustellen. Wenn man dem Porträt Glauben schenken darf, das Madame de Genlis von ihr unter dem Namen Madame d'Olcy in *Adèle et Théodore* entworfen hat, konnte sie vom König, von der Königin, von Versailles, von einem Hofkleid, von allem, was sie an die Gesellschaft erinnerte, in die sie mit ihrem Gelde nicht eindringen konnte, nicht reden hören, ohne von heftigen inneren Beklemmungen erfaßt zu werden, die sich äußerlich darin kundgaben, daß sie alsbald das Gespräch abbrach. Um sich zu betäuben und zu täuschen, hatte sie Versailles zu sich gerufen. Eine ausgezeichnete Tafel, wunderbare Feste, ein Luxus, der durch seine Maßlosigkeit ans Majestätische grenzte, hatten die höchstgeborenen Männer und Frauen in ihr Hotel geführt, und es war ihr gelungen, die intime Freundschaft der Gräfin von Melfort und der Gräfin von Tessé zu erlangen, so daß ihre dauernde Gesellschaft die besten Namen aufwies. Dadurch zog sie viel Wut und Undankbarkeit auf sich, sehr viele Eifersüchteleien, die noch obendrein durch ihre Schönheit, ihr freigebiges Auftreten, die höchste Eleganz ihrer Toilette, die so vornehme Leichtigkeit ihres Empfangens angestachelt wurden. Man übertrieb die Lächerlichkeiten dieser zarten und hysterischen Finanzdame, die sich stets über ihre Gesundheit be-

ich mich soeben bei Madame de Boucherolles habe einschreiben lassen! — *Soupieren Sie zufällig mit bei Madame de la Reynière?*“ Das war nach Walpole die stenographierte Unterhaltung der Quintessenz der Pariser Gesellschaft, am 9. September 1775, um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr.

klagte; und man vergaß, ihrer Güte, Freundlichkeit und Wohl-tätigkeit einen Blick zu schenken, Eigenschaften, die ihre von der Gesellschaft so hart gedemütigten Schwächen und kleinen Eitelkeiten, die Soupers und Cochonnerien ihres Sohnes reichlich aufwogen³¹⁾). Es scheint einen gewissen Grad des Reichtums zu geben, für den man keine Entschuldigung findet, und bei dem selbst die Tugenden nicht verziehen werden.

Aus dem Salon Grimod de la Reynière begab man sich in den Salon Trudaine, der familiär „le salon du garçon philosophe“ hieß, in den zwei große Diners wöchentlich und ein Souper allabendlich die Herzöge und Pairs, die Gesandten und Ausländer von Rang, den höchsten Adel, den einfachen Edelmann, Schriftsteller, Juristen, die Finanz, überhaupt alles führten, was in Paris einen Namen trug oder bekannt war. An diesem Ort versammelte sich die beste Herrengesellschaft, und man fand die gediegenste Unterhaltung ebenso wie das feinste Gespräch. Indessen wurde die reine Freude an dieser Gesellschaft von Madame Trudaine, der Herrin des Hauses, etwas beeinträchtigt, einer geistreichen, liebenswürdigen, gefühlvollen Dame, die mit Affektation ihre Verachtung vor den Vorurteilen des Jahrhunderts äußerte, und deren schweigende, etwas verächtliche Aufmerksamkeit eine gewisse Kälte um sie verbreitete.

Im Gegensatz dazu herrschte Ungezwungenheit und Gemütlichkeit in einem Hause, das durch seinen Tisch, vielleicht dem prunkhaftesten von Paris, und durch seine gesuchten Konzerte berühmt war. Dieses Haus gehörte dem Herrn Laborde und wurde von einer tüchtigen und vernünftigen Frau geleitet,

³¹⁾ Nini, der feine Modelleur von Chaumont, formte 1769 in der Büste von Susanne Iarente de la Reynière das Meisterwerk seiner Terrakottenmedaillons.

die klüger als die anderen Finanzdamen und weniger versessen auf adlige Gesellschaft war, die Entgegenkommen und Schmeicheleien der großen Damen höflich, aber ohne Eifer aufnahm, und die sich in diesem Salon, den die Gesellschaft frequentierte, eine kleine Ecke der Intimität, einen kleinen Zirkel gewählter Freunde reserviert hielt³²⁾).

Wieviel Leben und Lärm herrschte in einem anderen Salon, von dem heute kaum noch der Name übrig ist, im Salon der Madame Dumoley! ein Salon, der ein wenig jene Hotels am Place Vendôme und am Place Royale imitierte, in denen man, ohne es zu ahnen, Turcaret so komische Szenen vorspielte, und wo man Leute, die ohne Spitzen und zu Fuß kamen, nicht empfing. Madame Dumoley war eine Person, die sich die ganze Woche über mit den Menschen beschäftigte, die sie an ihrem Montag bei sich haben wollte, die schon im voraus die Lobeshymnen genoß, die dem Reichtum ihrer Möbel, dem Luxus ihrer Tafel und dem Geschmack ihres Prunkes gespendet wurden. Sie richtete ihren Empfang nach dem Vermögen und dem Adel der Leute ein, brüstete sich laut mit Leuten von Rang und Würden und setzte die erhabenste Hofmiene auf, sie empfing aber auch gern zuweilen einen geistreichen Mann um seines Geistes willen. Diese Freundlichkeit rettete sie etwas vor der Lächerlichkeit. Madame Dumoley besaß außerdem noch einen Rest von Liebenswürdigkeit in ihrem Gesicht, einen angenehmen höflichen Anstrich und einen netten kleinen Frauenverstand, der ihr zuweilen die Feder in die Hand drückte und sie eine amüsante

³²⁾ Aus der Finanzwelt zitiert Métra noch die feinen Diners von Madame Herbert und Madame Chanteclair, Diners, die 1775, nach der Aufhebung ihrer Dorfbälle und der Einrichtung öffentlicher Wagen an Stelle der Kutschen seltener wurden.

Skizze der „Zickzackfigur des Abbé Delille“ entwerfen ließ. Das Porträt der Finanzdame ist vollkommen, wenn wir mit der Bosheit eines Zeitgenossen hinzugefügt haben: „Auf den Wegen, die sie einschlägt, um glücklich zu werden, räumt sie der Liebe keinen Platz ein. Auf dem Land, auf Reisen, auf dem Wasser akzeptiert sie kleine, ohne irgendwelche Gemütsunkosten angebotene Aufmerksamkeiten, die von ihr mit fast reinen Empfindungen erwidert werden, nur einem Mann von Rang und Würden gegenüber wäre sie aber fähig, zu etwas entschiedeneren Gefälligkeiten hinabzusteigen³³⁾).

Der Finanzsalon jedoch, in dem die Gesellschaft die lebhaftesten Zerstreuungen, die feurigsten Feste, ein fortwährendes Schauspiel fand, war das Haus des Herrn de la Popelinière zu Passy, wo Gossec und Gaiffre die Konzerte dirigierten, wo Deshayes, der Ballettmeister der italienischen Komödie, die Divertissements regelte; ein Haus, das einem Theater glich mit seiner wie eine kleine Oper eingerichteten Szene und seinen Korridoren, die voll steckten von Künstlern, Schriftstellern, Virtuosen und Tänzerinnen, die hier speisten, schliefen, hausten, wie in einem gewohnten Hotel-Garni; ein Haus, das Gastfreiheit gegen alle Künste übte, das von lärmenden Talenten aller Art widerhallte, ein Opernvestibüle, in dem alle italienischen Geiger, Sänger und Sängerinnen abstiegen, wo die Tänze, Gesänge und

³³⁾ Galerie des dames françaises. *Félicie*. — Es gibt ein hübsches Porträt von Madame Lecoulteux de Moley, das Augustin de Saint-Aubin 1776 nach einer Zeichnung Cochins gravierte. Derselbe Cochin hat ein Porträt der früheren Sängerin auf den Kopf einer Sammlung von Musikstücken gezeichnet, auf dem ihr hübsches Profil in einem gegen ein Fortepiano gelehnten Medaillon steht, unter dem Amoretten in den Noten lesen, Geige spielen und den Brummbaß streichen.

Symphonien, das Klingen großer und kleiner Lieder vom Morgen bis zum Abend nicht aufhörten! Und dabei hatte es noch nicht einmal sein Bewenden mit den Tagen, an denen Aufführungen stattfanden, und mit jenen großen Dienstagsempfängen, zu denen d'Olivet, Rameau, Madame Riccoboni, Vau-canson, der Dichter Bertin, Vanloo und seine Frau, die Sängerin mit der Nachigallenstimme kamen; das Haus hatte außerdem noch seine Sonntage, an denen Paris sich schon am Morgen für die musikalische Messe von Gossec einstellte, später zum großen Diner kam, um fünf Uhr zum Kouvert in der großen Galerie, um neun Uhr zum Souper erschien und nach neun Uhr zur intimen Kammermusik vorsprach, wo Mondonville spielte.

Alle diese Feste veranstaltete Madame de la Popelinière, eine seltene und entzückende Frau. Zur Schönheit und zur Anmut ihrer Schönheit gesellte sich ihr Geist, der Schwung ihrer Phantasie und Rede, die Delikatesse, die Feinheit, ein exquisiter Geschmack in der Kunst und der Literatur, ein natürlicher Ton und eine schlichte Seele. Tochter einer Schauspielerin, der Dancourt, und zuerst Maitresse des Finanzmannes, der ihr die Ehe versprochen hatte und sich ganz sachte seinem Versprechen entziehen wollte, hatte sie ihren Kummer Madame von Tencin erzählt. „Er soll Sie heiraten, das werde ich schon besorgen“, hatte ihr Madame von Tencin gesagt und hatte nichts besseres gefunden, als heimlich die frommen Skrupel des alten Fleury zu bearbeiten; so daß Fleury bei der Wiedervergebung der Pachten de la Popelinière die Bedingung stellte, seine Maitresse zu heiraten. Nachdem die kleine Dancourt einmal verheiratet war, erwies sie sich als eine bewundernswerte Salondame. Sie machte ihre Vergangenheit wieder gut, indem sie sie vergaß, ohne indessen auf dieses Vergessen stolz zu sein; sie suchte zu



Putzhändlerin beim Austragen ihrer Waren.
Kupferstich von Dupin nach Le Clerc. 1776.
Aus der Galerie des Modes.



gefallen, was ihr so gut gelang und wobei sie so sehr in Mode kam, daß sie nach und nach unmerklich und ganz natürlich in eine Gesellschaft geriet, in die ihr der Geldmann nicht folgen konnte und zu Soupers hinzugezogen wurde, zu denen er nicht eingeladen war. Er wollte sie zurückhalten und von diesen großen Verbindungen, die ihn eifersüchtig machten, abziehen; denn als er sie so umworben sah, hatte er seine alte Liebe zu ihr wieder gewonnen. Sie behandelte diese Ansprüche als eine launenhafte Tyrannie und eine demütigende Sklaverei; und bald kam die Entdeckung ihrer Liaison mit Richelieu, der die Trennung der Ehegatten nachfolgte. Aber schon lag sie an der Krankheit, die sie töten sollte, und auf die sie hinzuweisen scheint, um ihn schweigen zu heißen, wenn sie an Richelieu schreibt. Ein Krebsleiden raffte das arme Weib hinweg.

Nur einen Augenblick verdüsterte dieser Tod das Haus de la Popelinières, der sich bald mit dem schönen Fräulein von Mondran wieder verheiratete, die er auf den Ruf ihrer Talente hin nahm. Aber es war nicht mehr wie bei der einstigen Madame de la Popelinière. Trotz aller ihrer Talente, ihres Geistes, ihrer großen schauspielerischen Kunst besaß die neue Herrin des Salons de la Popelinière nicht mehr die anziehende verlockende Anmut ihrer Vorgängerin. Die Gesellschaft strömte immer noch herzu; aber sie kam nur mehr aus Neugierde für die Feste und den Luxus des Gastgebers.

III.

DIE ZERSTREUUNGEN DER GESELLSCHAFT.

Mitten aus dieser Welt heraus wollen wir das Dasein der Dame der Gesellschaft herausgreifen und ein Bild davon zeichnen.

Erst gegen elf Uhr beginnt es bei einer Dame der feinen Welt des 18. Jahrhunderts hell zu werden. Bis dahin „ist es noch nicht Tag“. Das ist die heilige Formel, die ihre Tür verschlossen hält. Ein Lichtstreif, der oben im Fensterladen hereinschlüpft, das Bellen eines Bologneserhündchens oder einer Wachtelhündin, das zu ihren Füßen auf dem Bett liegt, weckt sie auf: sie schlägt ihre Vorhänge zurück, öffnet ihre Augen in der Dämmerung ihres Zimmers, das noch ganz von der Lauheit der Nacht erfüllt ist, und läutet. Man hört ein Scharren: eine Kammerfrau macht soeben das Feuer an. Die Herrin fragt, wie das Wetter ist, beklagt sich über eine *schreckliche* Nacht und taucht ihre Lippen in eine Tasse Schokolade. Dann springt sie heraus, stellt ihre Füße auf den Teppich, setzt sich auf den Bettrand, und lässt sich, indem sie mit der einen Hand die kleine Hündin karessiert und mit der anderen ihr Hemd hält, von ihren beiden Kammerfrauen einen Rock anlegen, die dann vor ihr niederknien, um ihr die Pantoffeln anzuziehen. Nach diesen Vorbereitungen überlässt sie sich den Armen ihrer Frauen, die sie auf einen prächtigen *Ruhesessel* bringen, und damit befindet

sie sich vor ihrer Toilette. Dies ist das Triumphmöbel im Appartement der Frau, dieser Tisch, der von einem Spiegel überhöht wird, der gleich einem Altar mit Spitzen verziert und gleich einer Wiege mit Musselin umhüllt ist, der mit Zaubertränken und Zierraten, mit Schminken, Pasten, Schönheitspflästerchen, mit Parfüms, Zinnober, mineralischem Rot, vegetabilischem, chemischem Weiß, Adernblau, Mailleessig gegen die Runzeln³⁴⁾ ganz bedeckt ist, dazu kommen die Bänder, die

³⁴⁾ In diesem Jahrhundert, in dem die Toilette im Leben der Frau eine so große Rolle spielt, wo der Glanz des Teints in so hohen Ehren steht, die Frische eines *Klosterteints* so geschätzt, so gesucht ist, daß sich die alte Marschallin von Clérambaut niemals der freien Luft aussetzt, ohne eine Samtmaske zu haben, — gibt es, abgesehen vom Weiß und Rot, tausend Pasten, tausend Essenzen, alle Sorten von Wassern zur Verschönerung und Konservierung des Teints. Ich nenne den weißen Balsam; das Wasser, um die Gesichtshaut hochrot zu färben, das Wasser, um sie weiß zu machen, das Wasser für die rohen Teints, das Wasser zur Pflege und Waschung der zerbeizten Teints, das Wasser zum Bleichen, wenn man zu rot ist, das Fleischwasser, das auf die gelben und galligen Gesichter von wunderbarer Wirkung ist, das Wasser zur Konservierung des feinen Teints der mageren Leute, endlich das Wasser, um „das Gesicht zum Aussehen eines Zwanzigjährigen zu verjüngen“. Dann das Wasser und die Milch gegen die Runzeln, Finnen Flecken, Sommerprossen, Hitzblättern, gegen die Sonnenglut und gegen die Kälte; dann die „*mouchoirs de Venus*“, die in jungfräuliches Wachs getauchten Bänder, die die Stirnhaut glätten und reinigen; ja man läßt sogar Goldblättchen in einer übers Feuer gestellten Erde schmelzen, mit der man dem Gesicht einen übernatürlichen Glanz verleihen will. Und vergessen wir auch die Pomade nicht, die die Spuren der Blättern austilgen und deren Narben ausfüllen soll, die Pomade, die jener *Eau de beauté* nachfolgt, die vom Parfumeur des Königs von England erfunden wurde und dem Gesicht und dem Busen ein natürliches frisches Aussehen verleiht, die eine Fleischfarbe entstehen läßt und durchs Waschen jede Spur der Blättern von der Haut entfernt (Mercure 1722). Für die Haare, die Zähne, die Nägel usw. gab es ebensoviel Rezepte, ebensoviel Balsame, Salben, Töpfchen, Fläschchen.

Tressen und Aigretten, die bezaubernde Kleinwelt der Koketterien des Jahrhunderts, dem in einer Puderwolke Ambraduft entströmt! — Seit langer Zeit haben kundige Leute der Toilette ihren Platz bestimmt: sie ist stets in einem Zimmer nach Norden untergebracht, damit auf die Frau während des Ankleidens das reine Licht, die reflexlose Klarheit eines Malerateliers fällt.

Dann legt eine Kammerfrau der Herrin vor dem Spiegel die ausgeschweifte und beiderseits zugeknöpfte Schnürbrust an, und bindet sie ihr am Rücken mit einem Schnürchen fest, das sie in Abständen aus dem Hemd nimmt, wodurch sich dieses bläht. Die an der Wand aufgehängte Uhr in dem leierförmigen Gehäuse zeigt schon über Mittag; die hinter dem Paravent halb geschlossene Tür hat sich bereits für einen reizenden Mann geöffnet, der neben dem Kleiderkasten mit den Roben sitzt, den Ellbogen auf die Toilette gestützt und, einen Arm um die Stuhllehne geschlungen, mit der Miene eines Vertrauten der Dame beim Ankleiden zusieht. Der Augenblick des großen Levers ist da; und schon erscheinen alle Höflinge und Vertrauten, die um die Dame im *Négligé* Cercle bilden wollen. Das ist der Augenblick, in dem die Frau regiert. Sie ist frisch, fein, entzückend, im Panzer ihres Korsetts, in jener liebenswürdigen Unordnung und dem zerknüllten Aussehen des Morgengewandes. Wieviel Gesellschaft steht aber auch um sie herum! Da ist ein Marquis, ein Chevalier, da sind Liebhaber und Schöngeister. Und ganz belagert von Komplimenten antwortet sie, lächelt sie, sprühend vor Beweglichkeit wählt sie bald den Hut, bald wieder einen anderen, dabei entzieht sie sich der Hand des Coiffeurs, der, mit dem Kamm in der Luft, gezwungen ist, zu warten, bis ihr Wetterfahnenköpfchen einen Augenblick stille hält, um ihr endlich heimlich eine Locke zu kämmen. Hier macht man die

grandes affaires ab, hier nimmt man eine Liebeserklärung entgegen, zankt den einen aus, karessiert, verabschiedet den anderen; hier, inmitten des ständig unterbrochenen Plauderns schreibt man jene entzückenden Morgenbillets, die bequemer sind als die am Abend und in denen sich das Herz im Negligé zeigt. Unterdessen bringen die beiden Klingeln des Zimmers unaufhörlich ein betäubendes Geläute hervor: Launen, Ordern, Aufträge; die ganze Dienerschaft wird mobil gemacht, um die Theateranzeigen zu holen, Buketts zu kaufen, nachzufragen, wann die Modistin Bänder vom neuesten Geschmack vorlegen wird, und wann das vis-à-vis gemalt werden soll. Der Kolporteur kommt mit den Tagesskandalen herein und zieht Broschüren aus seinem Packet, die bei einer Toilette nicht fehlen dürfen, und die man, wie er versichert, drei Tage aufhebt, ohne in Versuchung zu kommen, Papilloten daraus zu drehn. Der Arzt von Madame beglückwünscht sie zu ihrem prächtigen Teint, zu ihrem brillanten Aussehen, röhmt die „schöne Gesamtheit ihrer Reize“. Und der Abbé, denn der gehört von Haus aus zur Toilette, ein kleiner lebhafter und munterer Abbé, der auf dem Stuhl zappelt, den ihm eine Frau hingerückt hat, erzählt die Anekdoten des Tages, oder er trällert die beliebteste Arie, pirouettiert auf dem Absatz, schneidet Schönheitspflästerchen aus, ohne daß bei alledem sein Mund auch nur einen Augenblick ruhig wäre. Man kommt und geht; man läuft um die Toilette herum: ein talentvoller Mann klimpert auf einer Gitarre, die von den Lachern bald überstimmt wird, ein Seemann präsentiert einen Affen oder einen Papagei, ein kleiner Blumenhändler, der am Abend zuvor am Portal zum Vauxhall bemerkt wurde, bietet Parfüms an, Marseiller Druckschriften oder Bonbons. Eine Händlerin rollt über einem Fauteuil eine

schillernde oder pfirsichblütenfarbene Seide aus; und auf all das meint die junge Frau: „*Was sagt der Abbé dazu?*“ sie lehnt sich halb zurück, wendet sich dann wieder dem Spiegel zu und legt sich ein unwiderstehliches Schönheitspflästerchen unters Auge, während der Abbé die Seide und die Verkäuferin beäugelt³⁵⁾.

Diese entzückende Morgenstunde nannte das 18. Jahrhundert poetisch die *Jugend des Tages*. Die Koketterie schien im Treiben des Tages zu erwachen; in der Geschäftigkeit und Verehrung, die alles erfüllten, erblühte die Schönheit. Es herrschte noch eine ergötzliche Beweglichkeit um die Toilette, von der der Eifer der Kammerfrauen um ihre Herrin nur noch mehr angespornt wurde, die leichte Arbeit flinker und springender Zofen. Jeden Augenblick sah man sie hin- und hereilen, gehen und wiederkommen und sachte herumtrippeln, bald stäubten sie mit dem Wind ihrer Röcke den gefallenen Puder auf, bald knieten sie und streckten die Schuhe hin, oder sie nestelten kerzengerade mit den Fingerspitzen die Schnüre eines Leibchens, oder legten weitübergebeugt die letzte Hand an die Haare. Und mit welchem Benehmen taten sie das! Man stelle sich Clairette, Philippine oder Mutine vor, schlaue Schelminnen, entzückende Gesichtchen, mit einer graziösen Haltung des Köpfchens, den spitzbübishesten Augen, weißer Haut, niedlichen Füßchen, und in der ganzen Gestalt überaus frisch. Denn die damalige Frau verlangte in ihrer ganzen Umgebung nach *Hübschem*. Sie liebte die einnehmenden und appetitlichen Dienerinnen. Sie nahm sie ohne Eifersucht, damit sie ihre Schönheit begleiteten

³⁵⁾ „*Was sagen der Herr Abbé dazu?*“, gezeichnet von Lavreince, gestochen von Delaunay; die Toilette, gemalt von Baudouin, gestochen von Pone; das Lever, gestochen von Massard. —

oder sie an ihre Jugend erinnerten; und sie legte bei ihrer Wahl die Eigenliebe und den Geschmack der Herzogin von Grammont an den Tag, deren Kammermädchen in hohem Ruf standen. Anscheinend wollte sie Baudouin jene Musterbilder entzückender Mädchen verschaffen, denen die noch ganz neu ausschenden Kleider ihrer Herrinnen so gut stehen, mit dem kleinen Spitzenschmetterling über dem Kopfe, dem indischen Spitzentuch, das zwischen dem Busen hinunterschlüpft, den nackten Armen, die aus Spitzen hervorkommen, dem aufgeschürzten und mit Falten besetzten Rock, der großen leinenen Schürze mit dem Lätzchen auf der Brust³⁰), die Toilette der vornehmen Häuser, die bei der Kammerfrau das fröhliche Benehmen aus den bürgerlichen Häusern, wo sie zuerst diente, in Vergessenheit bringt; sie trägt ein Mieder aus gestreiftem Molton, den Rock aus Calemande, einen runden Hut aus schlichem Battist, an einer schwarzen Schnur das goldene Kreuz um den Hals, und die Schürze aus rotkarriertem Zeug. Früher konnte sie höchstens lesen und schreiben, ein Bett machen, ein Süppchen kochen, die kleine Wäsche waschen, nähen, ausbessern, aber wieviel Talente entwickelt sie jetzt! Sie ist Kammerfrau, Coiffeuse, Ankleidefrau, Schaffnerin, Nähterin. Sie versteht, Kanevasstickereien und Feinstickereien herzustellen, kann eine Seidenspitze aufsetzen, Falbeln oder Nähte aufheften. Sie ist geziert gegen Madame, von der sie fast als Gesellschaftsdame behandelt wird. Und da sie mit der besseren Gesellschaft in so nahe Berührung kommt, nimmt sie im Vorzimmer

³⁰) Man sehe die Stiche von Baudouin und die Stiche von Freudeberg für das *Monument du costume physique et moral de la fin du dix-huitième siècle*; die *Femme de chambre*, von Cochin, und die *Jolie Femme de chambre*, publiziert bei Aveline.

und bei der Aufwartung deren Haltung und feines Benehmen, deren Launen und Eleganz an; und zwar so gut, daß sie, wie Lisette, im *Jeu d'amour* ihre Herrin wohl vertreten könnte. Über ihrer ganzen Person liegt ein Schimmer der großen Welt, ein Zauber, der in diesem Jahrhundert eine so große Versuchung ausstrahlt, der die Untreue jener Gatten reizt, die Baudouin in der *Épouse indiscret*e gezeichnet hat, die dem Sohn des Grafen von Soyeourt jene rasende Leidenschaft für die Kammerfrau seiner Mutter einflößt. Die Reize der Kammerfrau sind die Reize Märthens, aus denen die Reize Susannens werden.

So elegant, so kokett und herausfordernd diese Kammerfrauen auch sein mögen, sie sind doch oft tugendsam; fast immer haben sie eine Tugend: die Ergebenheit, die sie allgemein dem von Freundlichkeit erfüllten Dienst dieser Zeit entgegenbringen, einer Zeit, in der die Herrinnen in ihrem Vorzimmer zu Liedern tanzen ließen und die Choiseul der Dienerschaft ihrer Freunde einen Ball gaben. Hat die Geschichte neben dem Namen der Madame du Deffand, des Fräuleins von Lespinasse, des Fräuleins Aüssé, nicht die Erinnerung an jene drei Dienerinnen aufbewahrt, die mit ihrem Gedächtnis verknüpft sind, wie sie mit ihrem Leben verknüpft und sozusagen vermischt waren: Devreux, Rondet und jene Sophie, die nach dem Tod ihrer Gebieterin vor Kummer in ein Kloster ging?

Nachdem die Toilette beendigt ist, — und diese Toilette bildete häufig nur eine der drei Toiletten des Tages — wiederholt die Frau die neue Ariette und läßt sich dazu am Klavier begleiten; oder sie nimmt ihre Harfenstunde, jene von Moreau im *Accord parfait* gezeichnete Stunde, die den Arm so schön ins Licht setzt, das Spiel der Hand so hübsch zur Schau.



*Palastdame der Königin.
Kupferstich von Martini nach Moreau. 1777.*



stellt, und dem Gesicht einen von dem Jahrhundert der Madame de Genlis sehr geschätzten begeisterten Ausdruck verleiht. Stehen wir in der Herrschaft Tronchins, der von der Frau das Talent dazu wie eine Art modischer Pflicht fordert? Es wird befohlen, ein schönes Pferd zu satteln, dessen Mähne in ihrer ganzen Länge mit Bändern durchflochten und dessen Schweif mit einer im Winde flatternden Rosette geschmückt ist. Und gefolgt von einem einzigen Stallknecht galoppiert die Frau ins Bois de Boulogne, in einem goldbetressten Reitjackett aus grünem Atlas, in einem rosafarbenen, mit silbernen Spitzen besetzten Rock. Darin liegt die große Zerstreuung der eleganten Damen, solange die körperliche Pflege vom guten Ton diktiert ist. Das Bois de Boulogne füllt sich mit Kavalkaden, in denen sich die Amazonen mit den Kavalieren kreuzen. Das Pferd ermöglicht der Frau tausend Koketterien, ein neues pikantes freies Benehmen, den Zauber einer halben Verkleidung, die besonderen Anreize jenes Männerkostüms, in dem Madame du Barry gemalt und graviert werden wollte: man könnte sich so die Wollust vorstellen, wie sie Cherubins Uniform probiert. Schneider und Schneiderinnen setzen ihren Eifer darein, die theatralische Mode vom Anfang des Jahrhunderts wieder aufzubringen; sie strengen ihren Kopf an, die ungewöhnlichste Bekleidung ausfindig zu machen, die zugleich am einfachsten und galantesten ist. Die reitenden Frauen, die das Bois de Boulogne 1786 durch seine staubigen Alleen kommen sieht, tragen ein Jackett aus flohbrauner Pekingseide mit drei Krägen, das vorn und auf den Öffnungen der Taschen mit kleinen Elfenbeinknöpfen garniert ist; der Rock aus dem gleichen Stoff, der mit einem rosafarbenen Band eingefäßt ist, verdeckt und zeigt beim Gehen und Kommen einen Schuh aus rosafarbenem Leder mit

flachem Absatz. Die Brust bedeckt eine kleine Weste aus apfelgrüner Seide unterhalb einer breiten Kravatte aus weißer Gaze mit einem großen Knoten am Hals. Auf einem Hut aus zeisigfarbenem Wollfilz, dem Ton en vogue, zittert, schwankt und flattert ein Bukett aus weißen und grünen Federn; und die Haare, die, wie bei den Männern, zu einem großen Zopf geflochten sind, — zuweilen sind sie von einer Coiffure *au flambeau d'amour* umschlossen —, schlagen den Amazonen auf den Rücken.

Vor Tronchin begleitete die Frau die Lektüre neuer Schriften, ein paar Broschüren, in denen sie blätterte, zum Diner³⁷⁾). Sobald das Diner beendigt war, wurden die Pferde angespannt und die Frau fuhr aus. Sie machte ihre Visiten, tausend Fahrten; sie fuhr zum Palais-Marchand, und fuhr bei den Modistinnen vor, um sich ein paar Spitzen auszusuchen oder die elegantesten Säckelchen. Sie trat beim *Chagrin de Turquie* ein, dem Juwelierladen à la mode, in dem ihr Aigretten vom neuesten Geschmack, Girandolen, Schnallen, Anhänger und Diamantrivieren gezeigt wurden. Sie rannte die Stadt ab, lief nach den Neuigkeiten des Tags, warf einen Blick auf ein fertiges Gebäude, guckte einem Brand zu und sah sich einen ausgestellten Teppich an. Während sie nun von hierhin dahin stürzte, von einer Sache zur anderen lief, gab sie Visitenkarten ab, ließ sich an zehn Türen einschreiben, trat in zwanzig Häuser, und verweilte da, solang eine Umarmung, ein Lästerwort und ein Kom-

³⁷⁾ Die Dinerstunde wird im 18. Jahrhundert von 1 Uhr auf 4 Uhr verlegt. Diese letztere Stunde paßt den alten Leuten nicht, die an die Zeiten des Jahrhundertanfangs gewöhnt sind, der Grund, weshalb sich Madame de Crequi an den Diners der Madame Necker nicht beteiligte.

pliment dauern. Oft legte sie eine Unhöflichkeit an den Tag, die „blank wie der Himmel“ war; wenn der Tag sich neigte, ließ sie sich in die Tuilerien fahren: das war der glänzende Moment der Promenade, die schöne Stunde der vornehmen Welt; sich früher zu zeigen, wäre unschicklich gewesen. Die Diamanten funkelten in der großen Allee, deren ganze Breite vier Reifröcke einnahmen; und bis zu jenen Tuilerien hin, wohin sich Richelieu noch sterbend schlepppt, um zum letztenmal Paris, die Sonne und das Weib zu grüßen, sah man, wie große Damen mit zerstreuter Miene den Männern, die vorbeispazierten, ihre Verbeugungen machten. Stolze Anzüge und große Toiletten kamen vorüber, untermischt mit den kleinen Toiletten, den Hauskleidern der Frauen, die „ihre Nonchalance oder ihre üble Gesundheit“ spazieren führten; in dem Reifrock der auf Taille gearbeitet war, den kleinen Hund unterm Arm, schritten diese letzteren in langsamem Gang, mit hervortretender Coiffüre, einen Schatten Rot auf der Wange, in offener Robe, in einem Rock, der mit Falbeln besetzt und kurz genug ist, einen mit weißen Pantöffelchen bekleideten Fuß zu zeigen. Jeder Schritt in dieser ganzen durcheinander wimmelnden Gesellschaft brachte Begegnungen, ein Wiedererkennen, den Austausch eines Blickes, eines Wortes, das Anerbieten eines Arms, den man nahm, um ihn einer anderen zu rauben. Zuweilen kam man beim Spazierengehen auf den Gedanken, eine Partie zu improvisieren. Indem man um das große Bassin herumspazierte, wartete man auf die Schließung der Drehbrücke; und nach einem Souper bei Suisse hatte man den Garten und die Nacht für sich. Zuweilen beschloß man außerdem noch den Tag durch eine Vergnügungsparty, durch ein Souper in den Porcherons oder am Port à l'Anglais, sofern man nicht vorzog, sich in jenen

nuits blanches des Cours-la-Reine die Zeit zu vertreiben, fröhlichen und glänzenden Nächten, die erfüllt waren mit Symphonien, Illuminationen und Spielen, die den Mann und die Frau à la mode bis zur Morgendämmerung fesselten.

Aber zumeist ließ sich die Frau an den Tagen, an denen keine großen Aufführungen in der Oper oder in der Komödie stattfanden, zu einer jener Messen mitschleppen, die ein Stück Karneval nach Paris oder in die Pariser Umgebung verpflanzten. Eine lustige Gesellschaft führte sie zur Messe von Bezons, und von Saint-Ovide, zur Sankt Lorenzer Messe und vorzugsweise zur Messe von Saint-Germain, die sie mit ihren tausend Lichtern, ihrem Tosen und Lärm, ihren hunderterlei Schaustellungen blendete, betäubte und amüsierte: die Schreie der Händler, die Zurufe und Aufforderungen, die Ankündigungen und die Darbietungen von Seiltänzern, von Taschenspielern, von Kunststückchenmachern, von Verfertigern mechanischer Werke, Budiken, in denen man alles verkauft, neue Broschüren, kurz, ein babylonischer Trubel, dessen ermüdenden Spektakel die Frau dann in der komischen Oper wieder vergaß.

Später hat sich alles verändert, die Vergnügungen, die Promenaden, der Ruf der Kaufläden und die Rendezvous der Mode. Man geht nicht mehr zum Palais-Marchand, man geht zum Palais-Royal. Man kommt nicht mehr zum Chagrin de Turquie, kaum daß man diesen Namen noch kennt, sondern die müßiglägerischen Putzdämmchen halten sich am Abhang vom Pont Neuf, im *Petit Dunkerque* oder wie man familiär sagt, bei *Petit* auf, und verlieren hier zwei angenehme Stunden damit, eine entzückende Wertlosigkeit zu kaufen. Und genau wie das Palais-Marchand für das Palais-Royal verödet ist, sind die Tuilerien verlassen und an ihrer Stelle die Boulevards, die neue renom-

mierte Promenade geworden, die ihren Modetag hat, den Donnerstag, wo man alle Gefährte eleganter Damen sich drängen sehen kann, Allemanden, Eilwagen, Reisewagen, Zweisitzer, Einsitzer, Faullenzer, Kabrioletts, Droschken, Gondelwagen, Berlinen mit einem Affenstein, Rollwagen und Diables. Und nur vornehm aussehende Männer und Frauen begucken sich von einer Kutsche zur anderen, begrüßen sich, indem sie die Kutschenfenster hinauf- und herunterziehen. Die Pferde gehn im Schritt, um den Spaziergängern zu gestatten, an den Wagenschlag zu treten und ihren Bekannten guten Tag zu sagen, und die Blumenmädchen steigen auf die Trittbretter, um ihre Blumen den Damen anzubieten³⁸⁾). Man hält an, man steigt aus; an den Tischen, die vor dem Café Gaussian oder vor dem Café Alexander der Große aufgestellt sind, geht man Eis essen; und da sieht man diese ganze Gesellschaft vorbeikommen, sieht alle diese Wagen, die Livreen, die Gestalten, die Mode in diesem aus allen Geräuschen zusammengebrauten Lärm der Boulevards vorüberpassieren: Geräuschen, wie der ferne Lärm des Schaugepränges, das summende Brummen der Trinker, das Pfeifen der kleinen Kuchenverkäuferinnen, die Leierkastenmusik der Montagnarden, das Klatschen von Peitschenschlägen, das Wiehern der Pferde, und der Klang der Trommeln und Trompeten.

Der Rahmen der Zerstreuungen von 1730, von 1740 und von 1750 ist sehr viel umfassender geworden. Die Frauen gehen jetzt nach dem Diner, das auf drei Uhr verschoben ist, zu den Predigten des Pater Anselm. Sie besuchen das Lyceum. Sie sehen sich die Fabrikation des Theriaks im Jardin des Plantes

³⁸⁾ Die Portraits à la mode, die Remparts de Paris, gezeichnet von Saint-Aubin, gestochen von Courtois und Duclos.

an. Sie gehen zum Uhrmacher Furet, um die Negerin zu sehn, die in ihrem rechten Auge die Stunden, in ihrem linken die Minuten anzeigt. Sie gehen nach Vincennes, dem ehemaligen Gefängnis, um die Kammer zu besuchen, in der der große Condé eingesperrt war, oder auch zu Greuze, um sein Danaebild zu bewundern³⁹). Sie sehen sich ferner den Aufzug von 313 französischen Sklaven an, die von Algier zurückgekauft wurden, oder das im Bau begriffene Hotel Thélusson, oder die zwei sprechenden Köpfe des Abbé Mical, die vier Sätze herausbringen. Sie lassen ihr Profil zeichnen und es von dem Kalligraphen Bernard mit einer Namensunterschrift versehn. Sie wohnen der Inventarisierung bei der Marquise de Massiac bei, sehen sich ihr Mobiliar im Wert von zwei Millionen an, dieses Magazin von Stoffen, von Porzellanen und Kleinodien, die in Paris einzig in ihrer Art waren. Nachdem sie am Morgen zum glücklichen Gelingen des Aufstiegs eines Luftballons haben eine Messe lesen lassen, umarmen sie die Brüder Robert oder Pilatre du Rozier, bevor diese sich emporschwingen. Die in die Gesellschaft eingedrungene Eingenommenheit für die Wissenschaften, die Künste und die Industrie, hat bei der Frau einen allgemeinen und fieberhaften Wissensdurst entwickelt, eine Lust, alles zu sehn und alles kennen zu lernen. Ihre Einbildungskraft fliegt von einer Idee zur andern, von einem Schauspiel zum andern, von einer Beschäftigung zur andern, ihr Tagewerk besteht nur aus Bewegung, Geschäftigkeit, Augenblicksplänen, aus einem unbeständigen, wirbelnden Eifer, der sie an alle vier Ecken von Paris wirft, auf die Spuren der Meinung, auf die Anzeigen der öffentlichen Blätter hin, hinter dem Lärm der Systeme, der Theorien, der Lehrkurse und der Experimente

³⁹) Adele und Theodor.

her, ein Spiel der herrschenden Witterung, des wehenden Windes, des Flügels der Laune, der ihr beim Vorübergleiten die Stirn streift. Ein ausgefülltes und doch leeres Tagewerk, das von Wünschen, Absichten, Entschlüssen strotzt, das mit dem, was sie sich an wichtigen Vergnügungen und philosophischen, ja sogar ökonomischen Zerstreuungen verspricht, das Inhaltsverzeichnis einer Enzyklopädie in Tätigkeit zu setzen scheint! Ein Boshafter, der nicht einmal ein Karikaturist ist, hat dies Tagewerk einer Frau vom Ende des Jahrhunderts nach der Natur gezeichnet, und wird uns die Gehetztheit, das Fieber, das Hin und Her, das Stillestehen auf halbem Weg, die Tollheit in ihrem Lauf und in ihrer Gebrochenheit malen. Die Frau fährt aus; sie läßt sich dazu einen Kavalier holen und nimmt ihn mit: er soll sie in den anatomischen Kursus begleiten, zu dem sie geht. Unterwegs trifft sie die Marquise, die sie notwendig wegen der allerwichtigsten Angelegenheit der Welt befragen muß und sie mit zu ihrer Modistin bringt. Drei Türen von der Modistin entfernt, tritt der Jäger des Barons an den Wagen der Damen heran, der von einem Gedränge aufgehalten wird; der Baron macht ihnen den Vorschlag, neue Experimente mit brennbarer Luft zu sehn. „Nichts lieber als das“, antwortet die Frau, „aber Ihr garantiert mir, daß es keine Explosion dabei gibt. Steigen Sie ein, Baron.“ Und der Baron wirft dem Kutscher ein: „Rue de la Pépinière!“ hin. Man kommt an. „Ich verlasse Sie,“ sagt die Dame, „es ist spät, und ich würde meine Musikstunde verfehlen. Werden Sie mit uns kommen, Chevalier?“ In der Nähe des Arsenals: „Germain, das ist die Adresse.“ Man fährt und fährt. Aber da sieht man hübsche Papageien; man muß anhalten, um sie zu betrachten, sie anzureden; der Händler nötigt die Damen einzutreten und sich

einen prächtigen Papagei anzusehen, der, wie er versichert, Unanständigkeiten sagt, die zuviel Menschen um den Wagen sammeln würden. „Ah! laßt uns aussteigen, meine Teure, wir werden uns göttlich unterhalten!“ Der Papagei wird gekauft. Eine Droschke rasselt vorüber. Die Frau ruft dem Mann, der darin sitzt, zu: „Auf ein Wort. Wohin fahren Sie, Graf?“ — „Ich will die Blindendruckerei besuchen.“ — „Einzig! Entzückend! Köstlich! Wir wollen alle hinfahren!“ Aber unterwegs fragt die Frau den Grafen, ob das die Droschke ist, die er damals hatte, als er sie zu dem Bilde bei Drouais begleitete: sofort ist die Marquise von der Beschreibung des Bildes hingerissen und will es durchaus sehn. Man sagt sich, daß die Blinden noch lange drucken werden, daß aber das Bild von einem Augenblick zum andern verschwinden kann: „Zu Drouais!“ Man ist dazu übergegangen, von Malerei zu plaudern und der Chevalier gesteht, daß er malt: sogleich fassen die Damen den Gedanken, seine Mappen in ihrer Unordnung zu überraschen und seine Blumen zu kritisieren. „Zur Barrière Blanche!“ Die Pferde wenden um und greifen aus. „Ach! lieber Gott! Da fällt mir bei den Blumen ein“, fängt die Marquise wieder an, „man hat mir neulich gesagt, die große Serpentinekerze im königlichen Garten wäre aufgeblüht, was erst in dreißig, oder vierzig, oder fünfzig Jahren vielleicht wieder eintreten wird. Wenn das der letzte Augenblick wäre, hätten wir sie fürs ganze Leben versäumt!“ Und vom Jardin des Plantes geht es noch, bevor man hingekommen ist, zu einem Architekten des Parthénon, der Rue des Marais wohnt, vom Architekten zu einem Stukkateur am Boulevard de l'Opéra, vom Stukkateur zu Réveillon, von Réveillon zu Desenne, um Broschüren zu kaufen. Danach sagt der Chevalier zur



Vor der Opernloge.
Kupferstich von Launay le j. nach Moreau. 1777.



Dame: „Sie wollten doch ins Lyceum gehn
Wort schließt der Tag ab.

Mit diesem

Keine Ruhe, keine Stille, immer in Bewegung, immer umlärmt, eine ewige Ablenkung von sich selbst, das ist das Leben dieser Zeit. Die Frau will durchaus keine Stunde der Sammlung, keinen Augenblick der Einsamkeit haben. Und selbst in Stunden, in denen sie keine Gesellschaft hat, in Stunden, in denen ihr Selbstbesinnung droht, braucht sie neben sich, unter ihrer Hand, etwas Lebendiges, Geräuschvolles oder Betäubendes. Damit sie sich nicht allein fühlt und Gesellschaft hat, braucht sie das Spiel und den Lärm vertrauter Tiere. Hier ist's ein Affe, das auserlesene Lieblingstier des 18. Jahrhunderts, die Chimäre des Rokoko, ein Wickelschwanzaffe, der mit seiner Herrin einem Papagei gegenüber die Schokolade einnimmt. Dort, kapriös und flink, springend wie eine Phrase Carracciolis, läuft ein Eichhörnchen über den Atlas einer Ottomane und klettert im Rocaillewerk einer Täfelung hinauf. Die Schlafzimmer und die Salons füllen sich mit jenen hübschen grauen Angorakatzen, mit denen sich Madame de Mirepoix umgibt und die sie auf ihrem großen Lottotisch installiert, wo sie mit der Pfote die Spielmarken um sich herumstoßen. Welche Frau hatte nicht wenigstens einen Hund? Einen geliebten, gehätschelten Hund, den man zu sich ins Bett legt, von seinem Teller mitessen lässt, dem man ein Rehfilet vorlegt, einen Fasanenflügel oder einen Hühnchenrumpf; einen Wachtelhund oder einen Mops, der auf den Decken und Kissen als Herr regiert, ein weißes Windspiel oder eine englische Hündin, von denen man, wenn sie einmal nicht mehr sind, sagt: „Meine arme verstorbene Diana, oder meine arme Mitonette!“ Und welche Liebe, welche Sorgfalt käme der von Maria Leczinska

gleich, die hundertmal in der Nacht aufsteht, um ihre Hündin zu suchen! Mit dem Kurieren kleiner Hunde verdiente sich Lionais ein Schloß und eine schöne Besitzung: man nannte ihn Monseigneur in Burgund. Und was für schöne Erziehungsresultate! Unter den Händen ihrer Herrinnen nehmen diese Tiere, wie es scheint, etwas von ihrem Herzen oder vom Geist der Zeit an: Patie, der Hund der Mademoiselle Aüssé, ist immer an der Tür, um die Leute des Chevaliers zu erwarten; der Hund des Herrn von Choiseul, Chanteloup, folgt der Frau von Choiseul ins Kloster, und die Prinzessin Conti richtet den ihrigen ab, daß er ihren Gemahl beißt! Verstand und Schmeicheleien, ja sogar Immoralität, nichts mangelt im 18. Jahrhundert allen diesen hübschen kleinen Haustierchen, Tieren, die mit der Grazie fast ebenso wie der Abbé Trublet mit dem Esprit in Berührung gekommen sind. Der Mercure ist voll von den Elegien, deren Inspiration ihrem Tod entsprungen ist. Solange sie leben, sind sie berühmt, sie haben einen Namen und eine Genealogie: so Filon, der Hund des Königs; so Puff, der kleine Hund der Madame d'Epinay, Sohn der Thisbe und Sibelis, der einen Augenblick lang beinahe Chevrette und Grandval entzweit hätte. Man läßt sie zeichnen, man läßt sie stechen. Cochin überliefert die Katzen der Madame du Deffand der Nachwelt. Die Hunde der Madame de Pompadour genießen nicht allein die Ehre in Kupfer gestochen zu werden, sie haben auch den Ruhm in Stein geschnitten zu werden. Poeten, Künstler und Maler besingen sie oder stellen sie unter dem Namen oder der Gestalt einer Frau dar; und wird ihr Glück nicht widergespiegelt von jenem Hund der *Gimblette*, den Fragonard malte, Clodion modellierte, umrahmt von einer Erzählung Lafontaines?

Indessen hat die Frau trotz alledem Stunden, die sehr leer

wären, wenn sie ihnen nicht eine physische, ja fast maschinenmäßige Beschäftigung widmete. In der Wohnung, am Kamin, wo sie von einem schlechten Winterwetter oder von einem Anfall von Trägheit festgehalten wird, ja sogar im Salon, in dem sie sich für einen ganzen Abend niederläßt, bedarf sie einer jener Arbeiten, die zu allen Zeiten die Arme und die Hände ihres Geschlechts beschäftigen: kleine Arbeiten, die von der Frau nur eine gedankenlose und gewohnte Aufmerksamkeit verlangen, ein Zeitvertreib für ihre Mußstunden, der ihren Be-tätigungsdrang ausfüllt. Man entwickelt im 18. Jahrhundert in diesen kleinen Frauenbeschäftigungen eine große Phantasie; sie wachsen wie eine Mode, verbreiten sich wie eine Epidemie und verschwinden wie eine Meinung; eine Laune führt sie herbei und nimmt sie wieder hinweg. Unter der Regentschaft herrscht die Besessenheit, auszuschneiden. Alle Stiche müssen ausgeschnitten werden, besonders die kolorierten, und der Müßiggang der Frau setzt die Schere gerade an die schönsten, ältesten, seltensten, an die Stiche, die hundert Livres das Stück kosten⁴⁰), wenn sie nun ausgeschnitten sind, klebt man sie auf Kartons, firnißt sie, macht Möbel und Behänge daraus, eine Art Tapeten, Paravents, Lichtschirme. Allgemein ist die Narrheit, groß die Kunst, diese Kunst des Ausschneidens! Crébillon läßt sie denn auch vom Sultan Schah-Baham das Meisterstück des menschlichen Geistes nennen; und sollte diese Kunst in ihrem Jahrhundert nicht auch ihren großen Mann und ihr Genie haben, den berühmten Huber, einen Watteau, Callot und Paul Potter des improvisierten Ausschneidens?

⁴⁰⁾ Lettres de Mademoiselle Aïssé. — 1777 wurden die Frauen wiederum von der Lust befallen, Stiche zu bemalen und zu firnissen, „und man huldigte der Herzogin und Präsidentin nur damit, sägte Metra, daß man ihr eine Farbenschachtel brachte“.

Sobald das Ausschneiden seine Zeit erfüllt hat, kommt 1747 die Invasion der Hampelmänner, der an Fäden aufgehängten kleinen Figuren aus Karton, die Arme und Beine bewegen. Es gibt keinen Kamin, der nicht damit geziert wäre; sie bilden ein von allen Frauen und Mädchen gewünschtes Geschenk, und überall baumeln die kleinen Figuren nach der Weise des Liedes:

Wie froh wäre der Hampelmann,
Wenn er euch gefiele,
Wie froh wäre der Hampelmann,
Gefiel er euch beim Tanz!

Überall tanzen und hampeln die Scaramuzze, die Harlekins, die Bäckerburschen, die Schäfer und Schäferinnen, ein Komödien- und Opernvolk en miniature, Hampelmänner von allen Gattungen und um jeden Preis, vom Fünfzigpfennig-Hampelmann bis zu dem Hampelmann, der eintausend-fünfhundert Livres kostet, und den die Frau Herzogin von Chartres von Boucher selbst zeichnen und malen läßt. — Auf die Mode der Hampelmänner folgt 1749 die Mode der Kamine à la Popelinière, kleiner Kamine mit einem sich öffnenden Schildchen: ein Vergnügen, das in einem Skandal gipfelt. — Einige Jahre danach, 1754, enthält eine Broschüre das merkwürdige Publikationsdatum: *L'an 42 des bilboquets, 8 des pantins, 1 des navets*. Wir erfahren hieraus, daß die Mode der Stehaufchen, die Mademoiselle vor der Mode des Ausschneidens angezeigt hat, schon ein halbes Jahrhundert alt ist, und daß die Hampelmänner einer Novität Platz gemacht haben. Collé enthüllt uns das Geheimnis dieses merkwürdigen Vergnügens, auf dessen Idee die Frau vielleicht deshalb kam, weil sie gewöhnt war, ihre Bouquets zum Ball in einer Art Flasche aus Weißblech, die ein grünes Band bedeckte, mitzubringen und

sie so unter Wasser frisch zu erhalten. Man höhle also eine Steckrübe aus, setzte in die Höhlung eine Hyazinthenzwiebel und stellte das Ganze ins Wasser; das Vergnügen bestand dann darin, daß man die beiden Pflanzen zusammen und eine in der andern wachsen sah, indem die Hyazinthe ihre Blüten trieb und die Rübe ihre Blätter. In dieser Zeit gibt es keine einzige Frau, die nicht ein chinesisches Kabinett und keine Porzellannaffen von dem Mann in der Rue du Roule hätte; und scheint es nicht, als stäke in ihren Vergnügen, ihren Moden, in der Laune ihrer Zerstreuungen ein chinesischer Geschmack?

Mitten unter diesen Augenblickslaunen und Kindereien greift die Frau eine Arbeit auf, mit der sich alle befreunden, die vom guten Ton geheiligt wird und alle andern Arbeiten, sogar die Feinstickerei außer Gebrauch bringt. Eine reizende Mode kommt wieder auf und beginnt sich zu verbreiten: die Mode der Knüpfarbeiten⁴¹⁾). Während sie die weiblichen Finger mit einer leichten und lässigen Arbeit beschäftigt und den kleinen Finger bald krumm, bald gerade macht, kann die Frau selbst dabei auf einer Chaiselongue ruhen. Diese Mode erlaubt ihr, sich der Anmut der munteren Lässigkeit, der scheinbar beschäftigten Faulheit kokett hinzugeben. Man trifft keine Frau mehr, die nicht mit diesen hübschen Schiffchen bewaffnet wäre, mit diesen Schiffchen, aus denen Martin, der Malerlackierer, Kunstkleinodien machen wird, „die Kämmerchen der Grazien“, wie man sie nennt, die man bald nur mehr aus Perlmutter, Stahl oder Gold haben will. Und wo würden keine Knüpfarbeiten gefertigt? Man macht sie bei sich zu Hause aus An-

⁴¹⁾ Diese Mode war nur wiedergekommen; denn schon 1718 schenkten die Karmeliterinnen der Mutter des Regenten einen Knüpfbeutel (*Briefe der Herzogin von Orléans*).

stand, in seinem Zimmer, um sich ein Air zu geben, in seinem Boudoir, weil man zu gefallen wünscht, aus Gefühlen der Verlegenheit oder der Schicklichkeit. Man macht sie in der Gesellschaft und im Theater; und man sieht im Saal, während gespielt wird, die Damen eine nach der andern aus einem gestickten Sack ein goldenes Schiffchen hervorziehen und sich mit einer sehr beflissenen Miene ans Knüpfen machen, ohne dem Publikum kaum welche Beachtung zu schenken.

Gegen 1770 werden dann die Knüpf- und die Filetarbeiten, die das Knüpfen abzulösen scheinen, nicht mehr für geschmackvoll gehalten; man zupft. Man zupft Tressen und Epauletten aus, überhaupt jede Posamentierarbeit, an der Gold ist. Man zupft, um zu zupfen, und daneben, um aus seinem Zupfen einen Gewinn von hundert Louisd'ors im Jahr zu ziehen. Der Gewinn als Mode wurde zu einer Leidenschaft, die in den Gesellschaften sogar die Liebe zum Spiel zum Schweigen brachte. Sie artete dermaßen aus, daß ein Mann bei seinem Eintritt in einen Salon, wo man zupfte, von den Zupferinnen überfallen, ihren Händen und Scheren erst entrinnen konnte, wenn sein Kleid der Tressen völlig beraubt war. Damals dachte sich der Herzog von Orleans, um die Frauen wieder an Diskretion und Anständigkeit zu erinnern, die reizende Perfidie aus, an seinen Rock Schnüre aus falschem Gold machen zu lassen, die er sich ohne ein Wort von den Damen im Salon von Villers-Cotterets abschneiden und mit echtem Gold verzupfen ließ. Nachdem ihr diese Gewalttaten abgewöhnt waren, fand die Frau im Handel bald tausend Gegenstände zum Zupfen. Die Fabriken verspannen für sie das Gold zu allen Arten von Spielsachen. Am Neujahrstag von 1772 sah man einen Laden voll von goldenen Sachen zum Zerzupfen, die zu Geschenken

dienten: Spulen in jeder Preislage, Möbel, Fauteuils, Wägelchen, Lichtschirme, Geschirre, Kaffeetassen, Tauben, Hühner, Enten, Mühlen, Seiltänzer. Etwa zehn Jahre lang dauerte der Brauch und die Sitte, daß der Mann der Frau und besonders eine Frau der andern Geschenke zum Zerzupfen gab: sie bildeten die Überraschung und die Erinnerung der Freundschaft. Madame du Deffand schickte der Herzogin von la Vallière einen mit Zupfeiern gefüllten Reifrock, der Frau Marschallin von Luxembourg einen Zupfstuhl, den sie in jene Verse eingewickelt hatte, die ihr von Grimm bestritten werden, um sie wem zuschreiben? Herrn Necker!

Vive le parfilage!
Plus de plaisir sans lui:
Cet important ouvrage
Chasse partout l'ennui:
Tandis que l'on déchire
Et galons et rubans,
L'on peut encore médire
Et déchirer les gens.

In der Gesellschaft und im Hause bildete das Zupfen die Hauptbeschäftigung für alle Stunden, in denen man die Hände frei hat; es ist die Zuflucht, die alle gegen den Müßiggang suchen, und man hört unter Frauen nur diesen Dialog: „Haben Sie schweres Gold, liebes Herz? Sicherlich, Spindelgold? — Ein anderes zupfe ich niemals. — Wollen Sie ein Bündel daraus haben? Gut, ich werde Ihnen ein Bündel machen, das ist mein höchstes.“

Um diesen Zeitpunkt gegen Ende des Jahrhunderts stehen der Frau nach Tages Neige alle Häuser offen, in denen sie ihre Abende verbringen kann, alle jene Gesellschaften und Feste,

deren Liste und Physiognomie wir eben erst wiedergegeben haben. Dazu kommen noch alle Schauspiele von Paris, die sie zu besuchen pflegt, ohne sich jedoch in großen Logen aufzuhalten, sondern in kleinen, der Sitte gemäß. Diese waren von Vorhängen verdeckt, kleine bequeme Salons, durch die die Gesellschaft und das Geheimnis zu gleicher Zeit durchflutet, wo Lauzun und Frau von Stainville sich ihre Rendezvous gaben. Im bequemen Hauskleid kommt man an, bringt seinen Wachtelhund, sein Kissen und seine Wärmflasche mit. Hier entrinnt man den Zudringlichen, die eine Frau vor der Souperstunde umlagern. Man empfängt hier die Gesellschaft, die man haben will, und führt eine laute Unterhaltung, deren Geplauder und Rufe man nur unterbricht, um durch das Glasfensterchen im Fächer die Eintretenden und die Fortgehenden zu betrachten, ohne daß sie einen selber sehen. Eine reizende Neuerung, die ein Glück für die französischen Schauspieler ist, und sie veranlaßt, ihren Saal umzugestalten: ein Teil des Parterre wird beseitigt, um die Zahl jener kleinen Logen zu erhöhen, von denen jede der Comédie jährlich 4800 Livres einbringt.

Aber die Frau hat zu ihrer Zerstreuung noch etwas weit Besseres, als alle Schauspiele; sie hat das Theater, in dem sie selbst spielt: das Gesellschaftstheater.

Dieses Gesellschaftstheater in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gleicht einer Tollheit und Raserei. Die Lust, Komödie zu spielen, erfaßt alle Klassen. Sie greift von den kleinen Appartements in Versailles über bis zu den dramatischen Gesellschaften der Rue des Marais und der Rue Popincourt. Die *Mimomanie*, die Spielsucht, herrscht in der großen Welt, und Mütter, wie Madame de Sabran geben ihren Kindern einen Larive und Mademoiselle Sainval zu Lehrern. Die



Am Ausgang der Oper.
Kupferstich von Malteste nach Moreau.



Mimomanie bricht an allen Ecken von Paris aus. Sie verbreitet sich auf den Landgütern in der Umgebung von Paris. Ein kleines Theater wird in den Hotels hergerichtet, ein großes in den Schlössern gebaut. Die ganze Gesellschaft von einem Ende Frankreichs bis zum anderen träumt vom Theater, und es gibt keinen Staatsanwalt, der in seinem Landhäuschen nicht eine Schaubühne und eine Truppe haben wollte. Die Gesellschaftsstücke haben ihre beiden großen Autoren: Herrn de Moissy, einen Sittenmaler in Wasserfarben, und Carmontelle, einen Satiriker in Gouache. Die großen Damen können nicht mehr leben, ohne selbst ein Theater oder eine Bühne zu besitzen; und was ist die erste Tat der Frau von Guéménée, als sie nach dem „allerhöchsten Bankrott“ der Guéménée verbannt ist, bei der Ankunft in ihrem Exil? Sie ruft den Tapezierer und lässt ihn ein Theater einrichten.

Nehmen Sie nur einmal alle diese Bühnen her, auf denen sich die höchste Gesellschaft von Frankreich drängt, deren Einlaß so begehrte ist, zu denen man sich so sehnt, zugelassen zu werden, und die während der Fastenzeit und besonders, während die Schaubühnen geschlossen sind, vor Tollheit schäumen; da ist das Theater von Monsieur, wo die historischen Dramen von Desfontaines, und die Komödienschaustücke von Piis und Barré aufgeführt werden; das Theater im Temple, bei dem Prinzen von Conti, wo Jean Jacques Rousseau seine große Oper *Die neun Musen* spielen lässt, die von der ganzen Gesellschaft im Temple für unaufführbar erklärt wurde; das Theater von l'Ile-Adam, wo Arnauks Drama *Der Graf von Comminges*, alle Frauen zum Weinen bringt; das Theater von Frau von Montesson, wo Frau von Montesson in ihren Stücken als veritable Schauspielerin figuriert, während sie in den anderen in ihrem Spiel an Fräulein

Doligny, Fräulein Arnould und Madame Laruette erinnert; das Theater bei der Herzogin von Villeroy, wo die französischen Schauspieler den *l'Honnête Criminel* aufführen, ehe sie ihn auf ihrer eigenen Bühne geben; das Theater bei dem Herzog von Grammont in Clichy, wo Durosoy eine Rolle in seiner Tragödie, die *Belagerung von Calais*, spielt, und wo die Fräuleins Fauconnier auftreten; das Theater bei dem Baron Esclapon im Faubourg Saint-Germain, wo die Aufführung zum Benefiz Molés stattfindet, dessen sechshundert BILLETS mit so viel Eifer von den Hofdamen abgesetzt werden; das Theater in Chilly bei der Herzogin von Mazarin, die ihren Damen die Aufführung der *Jagdpartie Heinrichs IV.* darbietet; das Theater bei Herrn von Vaudreuil in Gennevilliers, wo *Figaros Hochzeit* zum erstenmal zur Darstellung gelangt; das Theater des Herzogs von Ayen in Saint-Germain, wo seine Tochter, die Gräfin von Tessé, und der Graf von Ayen in einem von Herrn Trudaine übersetzten Lessingschen Drama so viel Talente entfalten; das Theater von Madame d'Amblimont; das Theater de la Folie-Titon; das Theater der Madame de Genlis in der Chaussée d'Antin, in dem ihre beiden Töchter *la petite Curieuse* spielen, eine pikante Satire gegen die Sitten des Hofes; die Theater von Auteuil und Paris der Fräuleins Verrière, die für die Frauen der Gesellschaft, die nicht gesehen werden wollen, vergitterte Logen haben; das Theater des Herrn von Magnanville in Chevrette, das Muster aller Gesellschaftstheater, das sogar dem Theater der Frau von Montesson durch den Geschmack, die Pracht, den Raum, die Dekorationen, die Autoren, die Schauspieler und die Schauspielerinnen überlegen war; das Theater, zu dem im Umkreis von drei Meilen von Paris zweihundert Kutschen gefahren kommen, das Theater, in dem *Romeo und Julia* vom Chevalier

Chastellux gespielt wird, „dem englischen Theater entnommen und für das unsrige eingerichtet“, das Theater, wo die Marquise de Gléon ein so ehrbares, leichtes und vornehmes Spiel sehen läßt, wo Fräulein Savalette die Soubretten darstellt, daß darob sogar Fräulein Dangeville Eifersucht empfinden mußte!

Denn hier lag die große Verführung, die das Gesellschaftstheater auf die Frau ausübt: es erlaubte ihr, eine Schauspielerin zu sein, und ließ sie auf die Bühne treten⁴²⁾). Es gab ihr das

⁴²⁾ Zuweilen machten sich die großen Damen und ihre Cicisbeos das Vergnügen, für ein kleines Publikum von Bewunderern zu spielen, in einem gemieteten Saal, wo ein Theater aufgeschlagen wurde. Aus einer Sammlung handschriftlich überliefelter Stücke, die mir von Herrn Claudio mitgeteilt wurde und die das Exlibris der Bibliothek des Präsident Hénault trägt, entnehme ich den merkwürdigen Bericht, den der Präsident an den Kopf des *Jaloux de soi-même* schrieb:

„Dieses Stück wurde aufgeführt am 20. August 1740. Man wählte dafür einen Saal im Viertel der Porcherons, wo man ein durchaus galantes Theater errichtete; es durfte dabei nur eine sehr geringe Anzahl von Zuschauern geben, und in der Tat waren nur die Frau Herzogin von Saint-Pierre, die Frau Marschallin von Villars, Frau von Flamarens, Frau von Céreste und Herr d'Argental zugegen.

Die Aufführung begann mit einer Art Prolog, der sehr kurz war und die Diskretion behandelte, die wir von unseren Zuschauern forderten. Herr von Pont-de-Veyle, als Pythia gekleidet, sang die Parodie der Pythia von Bellérophon, begleitet war er von Rebel und Francoeur, die allein unser Orchester bildeten; nachher kam noch der Abbé hinzu, der das Violoncell übernahm.“

Am Ende des Stücks, des *Jaloux de lui-même*, steht zu lesen:

„Nach der Komödie fand ein Ballett statt, das der Herr Marquis von Clermont d'Amboise komponiert hatte, und das von ihm selbst, von seinem Sohn Herrn von Clermont und von der Frau Herzogin von Luxembourg getanzt wurde. Nach dem Divertissement fand ein Aufzug statt, den das Fräulein Quinault und die Herren de Pont-de-Veyle, d'Ussé und de Forcalquier aufführten. Dasselbe Stück wurde noch einmal in einem Saal gespielt, den man im Porcheronviertel gemietet

Amusement der Proben und den Rausch des Beifalls. Es legte ihr das Theaterrot auf die Wangen, das sie mit solchem Stolz trug und das sie noch zu dem der Aufführung folgenden Souper

hatte; danach kam eine Komödie in 3 Akten, die Graf von Forcalquier verfaßt hatte, sie hieß *l'Homme du bel air*. Die Herren de Rupelmonde und de la Marche spielten dabei zum ersten Male mit; das Stück ist vorzüglich geschrieben und amüsierte sehr. Ein Ballett kam vor, in dem man das folgende Vaudeville hören konnte

Nach diesem Divertissement zeigte sich der Herr de Pont-de-Veyle im Kostüm eines Marktschreibers an der Saaltür und bat um die Erlaubnis, seinen Laden aufzustellen und seine Drogen verkaufen zu dürfen. Um diese Erlaubnis brauchte er sich nicht erst zu bemühen. Er stieg auf die Bühne, und hier, unterstützt von dem als Harlekin kostümierten Herrn von Forcalquier, dessen Aussehen und dessen Spiel um so bewundernswerter waren, als es sicherlich nicht sein Genre war, fanden sie das Geheimnis, durch die Erzählung alles dessen, was ihnen im Verlauf ihrer Reisen Wunderbares begegnet war, Vergnügen zu bereiten. Darauf verteilte er an alle Welt seine Drogen, d. h. er teilte kleine Schachteln aus, von denen jede einen Witzvers enthielt, der sich auf den Empfänger bezog. Diese Szene war außerordentlich belustigend wegen des Feuers und wegen der Komik der beiden Akteurs; und Herr de Pont-de-Veyle hatte Grund, mit der Freude und dem beständigen Gelächter zufrieden zu sein, das allem gezollt wurde, was seine Phantasie produzierte. Das Fest endete mit dem Verschenken von Bändern, die die Herren de Pont-de-Veyle und von Forcalquier in Schachteln eingeschlossen hatten, und die sie allen Kammerfrauen und allen Kammerdienern zuwarfen, und mit dem Ausstreuen von Zuckersachen, die aus vollen Händen für das mächtig zugeströmte Volk im Saal flogen; denn die Aufführungen, die mit einer sehr geringen Anzahl von Zuschauern begonnen hatten, wurden von den Menschen nur so gestürmt, welche Maßregeln man auch ergriffen hatte, um es zu verhindern. Man hatte zuviel Gefallen gefunden an dieser Art von Festen, um nicht von den Schauspielern zu verlangen, sie möchten noch weitere neue geben. In der Tat führte man vierzehn Tage später den *Baron d'Albiérac* auf, dem ein Divertissement folgte und dann zum Schluß den *Baron de la Crasse*,

behielt, nachdem sie sich den Anschein gegeben hatte, als habe sie sich gewaschen. Es brachte die Illusion der Komödie in ihr Leben, die Lüge der Szene, die Freuden der Coulissen, die Trunkenheit, die einem aus der Begeisterung des Publikums ins Herz und in den Kopf steigt. Was bedeutete ihr eine sechs-

dem Herr de Pont-de-Veyle ein paar Szenen in seinem Genre anfügte. Man nahm sich vor, bald darauf neue Lustspiele zu geben; aber Unzuträglichkeiten, die eintraten, geboten den Aufschub der Vorstellung, und erst nach Verlauf eines Monats versammelte man sich wieder, um zwei Komödien zu spielen, eine jede in 3 Akten, die eine vom Herrn Duchastel, unterm Namen *Zayde*, und die andere *La petite Maison*. Das erste Stück ist einem Roman *la Belle Grecque* entnommen, der soeben erschienen war; und Herr Duchastel hatte aus dem Sujet einen weit höheren Gewinn zu ziehen verstanden, als Prévost, der Verfasser des Romans. Madame de Rochefort entfesselte in der Rolle Zaydens eine Flut von Tränen. Madame de Luxembourg verkörperte in türkischer Tracht reizend die Rolle Fatmes; Herr de Forcalquier übertraf sich in der Rolle Florimonds, des Liebhabers Zaydens; und Herr Duchastel, Verfasser des Stücks, verkörperte mit einem überaus großen Erfolg die Rolle Alcippas, des Rivalen Florimonds. Nach diesem Stück wurde *La petite Maison* gespielt. Der Erfolg von *Jaloux de lui-même* hatte mich veranlaßt, dies neue Lustspiel zu verfassen. Es war eine Schwierigkeit zu überwinden, die Verkleidung der Madame de Rochefort als Mann. Das unterbrach für einige Zeit den Gedanken, sie aufzuführen. Aber schließlich sann man eine Art Anzug aus, der mit der nötigen Illusion zum Vergnügen der Zuschauer die Schicklichkeit verband."

Mitwirkende in *La Petite Maison*:

Julie	Madame de Rochefort als Mann
Cidalise	Madame de Luxembourg
Araminte	Madame du Deffand
Phrosine	
Javotte	
Valère	Herr de Forcalquier
Clitandre	Herr d'Ussé
Mathurin	Herr de Pont-de-Veyle
La Montagne	Herr de Clermont.

wöchige Arbeit, eine sechsstündige Toilette, ein vierundzwanzigstündiges Fasten? War sie nicht für alle Langeweile, alle Entbehrung und Ermüdung belohnt, wenn sie bei ihrem Abgehen von der Szene hörte: „Ach! liebes Herz, wie ein Engel!

Wie kann man doch nur so spielen? Es ist erstaunlich! Laßt mich doch nicht so weinen Wissen Sie, daß ich gar nicht mehr kann?“ Und gab es denn eine entzückendere Erfindung, dem ganzen Geschmack der Frau, allen ihren Eitelkeiten Genüge zu leisten, ihre ganze Anmut ins Licht, und alle ihre Koketterien in Tätigkeit zu setzen? Für einige war das Theater eine Berufung: es gab in der Tat unter diesen Gesellschaftsschauspielerinnen Genies von Natur, große Darstellerinnen und wunderbare Sängerinnen. „Mehr als zehn von unseren Frauen der ersten Gesellschaft“, sagte der Prinz von Ligne, „zeigen im Spielen und Singen bessere Leistungen, als die besten, die mir von allen Theatern bekannt sind.“ Für viele war das Theater ein Zeitvertreib; für eine gewisse Anzahl war es eine günstige Gelegenheit; für alle ein Fieber und eine Bezauberung, die erst bei den Worten: „Es ist angerichtet, meine Damen!“ gebrochen wurde. Man lief zum Souper; denn um seines Organs sicherer zu sein, hatte man kaum gefrühstückt. Beim Vorübergehen sahen eine oder zwei Frauen im Spiegel, daß ihre Nadeln herabgefallen waren; man dachte wieder an die Fehler, die man begangen hatte und sagte sich: das hätte, ich anders sagen sollen. Dann erinnerte man sich, daß zwei Personen, die als sehr befreundet galten, auf der dritten Reihe miteinander gesprochen hatten. Man war nicht mehr Schauspielerin, man wurde wieder Frau, und die Komödie endete mit einem Gefühl der Eifersucht um das Talent, den Liebhaber, oder das Aussehen.

Im Winter und im Karneval schloß die Nacht der Frau gewöhnlich mit irgend einem Maskenball und vorzugsweise mit dem Opernball^{43).}

Die Ballvorbereitungen im Anfang der Regierung Ludwig XV. hat uns der Maler Detroy erhalten; ihm danken wir es, wenn wir uns nun in jenem reichen Gemach befinden, wo die angezündeten Kerzen, deren Arme sich an den Wändenwinden, ihre Strahlen über die prachtvoll ausgeschweiften Spiegeltäfelungen werfen. Die Flamme knistert im Kamin, hinter Feuerhunden aus vergoldeter Bronze, Sirenen mit Haaren à la Maintenon. Die dicken Kerzen aus gelbem Wachs brennen an den beiden Enden der Toilette. Und stehend oder sitzend, prunkvoll herausstaffiert in ihrem dunkeln Gewand, plaudern die Dominos, machen sich wieder zurecht, knüpfen den dicken Knoten wieder fest, der auf ihren Ärmeln starrt. Die Hände spielen mit den schweren pappenen Masken, von denen zwei Bänder herabhängen; ein leichter Fächerschlag kitzelt da unten zwei Augen wach, die sich gerade schließen wollen. Hier gibt eine Kammerzofe, von den lustigsten der Bande am Ellenbogen gestoßen, der flachen Coiffüre einer jungen Frau den letzten Schliff, und schon glüht sie in der Freude und im Geist des Balles, die Schultern bedeckt, den Busen halb verhüllt von einem wallenden Schlafmantel, der die prunkenden Blumen ihrer Brokatrobe sehen läßt^{44).} —

⁴³⁾ Die Opernbälle, die damals am St. Martinstag begannen, fingen um 11 Uhr abends an und endeten 6 Uhr morgens. Der Eintritt kostete 6 Livres. Ihr Erfolg war am Ende des Jahrhunderts derartig, daß die Oper im Sommer *Après-Soupers* gab, Maskenbälle, denen Serenaden vorangingen (*Mémoires de la République des lettres*, Bd. 23).

⁴⁴⁾ *Les préparatifs du bal*, gemalt von Detroy, gestochen von Beauvarlet.

Wenn die Stunde schlägt, bricht man auf; man kommt an, und sobald man einem begegnet, der „die Mühe wert ist“, fangen auch die Schäkereien an, deren Blendwerk mit der alten, ewig jungen Phrase eröffnet wird: „*Schöne Maske, ich kenne dich!*“ Man nimmt sich Freiheiten, erbittet sich Verzeihungen und Kühnheiten, denen Entschuldigungen folgen und Entschuldigungen, die von Dreistigkeiten begleitet werden, Hymnen, die der Schönheit gespendet werden, indem man sie mit dem Gebärdenspiel unterstützt. Während die beiden Orchester ihren Lärm machen, teilen die Fächer Schläge auf Finger aus, und keine Minute geht vorüber, ohne daß man ein Knistern von Seide hört und aus einem Frauenmund das Wort: *Nun Schluß mit ihren Torheiten!* Da ist ein Hin- und Herfluten, das sich sogar noch auf die Korridore erstreckt. Wieviel Rendezvous werden nicht auf den Treppen des Amphitheaters gegeben! Wie oft erkennt man sich nicht wieder oder verachtet einander! Alles vermischt sich, die Ränge, die Klassen, die größten Damen und die Bürgerinnen, die sich unter ihrer Pappe aufblähen, um die Dame von Stand zu spielen. Was bedeutet dieser Lärm? Daß einer Herzogin die Maske auf dem Gesicht zerrissen wurde von einem Prinzen von Geblüt. Was bedeutet diese Hand, die eine Maske auf demselben Balle küßt? Die Hand der Königin von Frankreich, einem Marktweib hingehalten, das Marie Antoinette frohgelaunt den Vorwurf macht, daß sie nicht bei ihrem Gemahl sei.

Aber das Vergnügen, das wahre Ballvergnügen ist das Gespräch. Dem Geist des 18. Jahrhunderts behagt es unter der Maske: die Maske gibt ihm die Verve, sie emanzipiert seine Bosheiten, läßt seine Ironien funkeln. Unter der Wölbung der Oper fliegen die Worte und zischen die Entgegnungen. Das



Der Tanzlehrer.
Kupferstich von Le Bas nach Ph. Canot. 1745.



Epigramm Pizons vermischt sich mit dem Lied von Nivernois; und alle Geister Frankreichs, trunken und bezaubernd, wie am Ende eines Soupers, erinnern jeden Augenblick daran, daß da, wo sie sprechen, der Regent mit Voltaire über Rabelais plauderte.

Und auf dem Grund dieser Gesprächssaturnalien findet und schmeckt die Frau die zerstreuende Lust der Zusammenkünfte, das Amusement der Koketterie, das lebhafte und leichte Spiel der Liebe. Sie hält ihre Freunde am Arm an, flößt ihnen im Vorübergehen ein Verdachtsgefühl der Eifersucht ein. Ohne erröten zu müssen, nimmt sie die Komplimente Unbekannter an. Unter dem Schutz der Verkleidung hat sie den Genuß von Geständnissen und Erklärungen. Sie kann sich die Worte, die sie unbedeckten Antlitzes nicht sagen will, entschlüpfen lassen, sie kann die Ängstlichkeit ermutigen, nach einem Bruch wieder anknüpfen, den Roman eines Augenblicks flüchtig umreißen, wie aus Versehen, ihr Lächeln auf ein Wort, ihr Herz einem Passanten zufallen lassen. Und selbst, wenn sie nur spielen, nur tändeln will, hat sie nicht jene Tabatière in der Hand, die den Damen auf dem Opernball so gern entgleitet, damit sie, wie Frau von Epinay, am andern Morgen den Besuch des liebenswürdigen Mannes haben können, der sie überbringt?

Der Geschmack und das Benehmen der Gesellschaft, die inmitten der Ungebundenheit des Geistes aufrecht erhalten werden, eine freie aber von Eleganz erhöhte Galanterie, bewahren den lebendigsten Freuden des Karnevals während des ganzen Jahrhunderts den Reiz der Feinheit. Eine unbändige Freude, ein tolles Toben zeigen sich in diesem Jahrhundert nur einen Augenblick in der Oper: Damals als die Harlekins, die Pierrots, die Polichinells, die Bettler, die Podagristen, die

Chinesen, die Fledermäuse, die *Fastnachtsschwalben* aufkamen; aber alle diese Spektakelmasken werden sehr geschwind wieder auf die Bälle der Tanzlehrer in der Stadt zurückgeschickt, und sogar noch tiefer, auf die Bälle der Courtille und des Grand-Salon. Die Mode der spanischen Kostüme, die den Saal mit Duennas und Señoras anfüllen, hat kaum eine Dauer; und nach ein paar Wintern kommen Männer und Frauen wieder auf das Kostüm der Causerie, auf den Intriguenmantel zurück: Der Domino tritt wieder auf und verkündet die Rückkehr der alten Vergnügungen, die den Echos der Oper wieder den Lärm, das Gelächter und die Fröhlichkeit eines Salons verleihen. Als dann am Ende des Jahrhunderts der Domino seine volle Herrschaft hat, findet man an seiner braunen oder schwarzen Farbe eine zu strenge Einförmigkeit. Von da ab sieht man unter dem Glanz der Kronleuchter und der Kerzen nur mehr helle und zarte Farben, weiß, rosa, lila, rötliches blaugrau, flächsern, mohnrot, Schwefelfarben, frische und lustige Töne, die von der Gaze und den künstlichen Blumen noch mehr aufgeheizt werden. Und die Narrheit weiß für ihre festlichen Nächte keine schönere Hülle über eine Frau zu werfen, als einen mit rosa-farbenen Bändern geknüpften blaßgelben Domino, der vorn und an der Kapuze eine blühende Rosengirlande trägt, die zweimal über eine Falbel aus weißer Gaze läuft, während an der schwarzen Maske ein Bart aus rosafarbenem Tafft glänzt.

Die Frau des 18. Jahrhunderts hat den Ball verlassen. Aber ihre Nacht ist noch nicht zu Ende. Nach einem Mitternachts-schmaus, einem Souper, ist der Tag angebrochen oder im Begriff anzubrechen; da packt sie die Laune, die Champagner-dünste mit einer Ratafia zu säften, die man am geschmack-vollsten am Pont de Neuilly einnimmt und die man trinken

muß, indem man Makronen dazu ißt, wenn man sich schon auf den Brauch etwas zugute tut.

Kommt endlich das Schlafengehn. Ich habe es hier vor meinen Augen, dies Niederlegen der Frau der Zeit, in einer feinen und koketten Zeichnung von Freudeberg. Bei einem Kamin, dessen helles Feuer hinter einem Beauvaise Schirm verborgen ist, läßt sich die Dame, auf einem sammetartigen Teppich stehend, auf den sie soeben einen Brief hat fallen lassen, von einer Kammerfrau auskleiden. Neben ihr ist die Fußbank am Bett mit den beiden goldbeschlagenen Tritten, hinter ihr das Bett, über dem sich die federbuschgezierte Krone erhebt und die Laken sich durch die Wärmeflasche bauschen, die eine Kammerzofe herumschiebt. Sie hat schon das Häubchen auf, das ihre Haare für die Nacht umschließt; ihr Hemd gleitet über ihren entblößten Busen, ihr mit Falbeln gezielter Rock fällt über die hohen Hacken ihrer Pantoffeln hinunter. Die Lichter der Kerzenhalter sind im Begriff, zu verlöschen; die Frau verlangt ihre Nachtlichter, — und hinter ihr, in einem vom letzten Schimmer erhelltten Rahmen, lacht ein Amor wie der Gott ihrer Träume und der Engel ihrer Nacht.

Dieser Saus und Braus des Lebens, dieses Zerflattern der Gesellschaft und dieser Taumel der Sinne, des Kopfes und der Seele, mußten bei der Frau eine gewisse Betäubung des Herzens herbeiführen. In dem Zirkel von Vergnügungen, in dem sich die Gattin jeden Tag etwas mehr von ihrem Gemahl entfernte, sich von ihm loslöste, sei es, daß sie das Ressentiment neuer Benachteiligungen gegen ihn hegte, sei es, daß sie in natürlicher Weise und von selbst kalt wurde, begann sie bald wie unter einer vagen Beunruhigung zu leiden. Sie fand es im Innern ihres unruhigen Daseins hohl und leer, und in diesem schwank-

kenden Zustand, in dem sie zwischen Zurückhaltung, Bedenklichkeiten, einer zarten Stimmung, der Schwäche und den ersten Verlockungen der Gedanken schwiebte, glaubte sich ihr unbeschäftigttes Herz dadurch verteidigen und zufriedenstellen zu müssen, daß sie zu einer Frau, zu einer Freundin ging, bei deren Wahl man damals fast ebensoviel Eitelkeit an den Tag legte, als bei der Wahl eines Liebhabers. Vom Beispiel und vom Geist der Zeit ermutigt, warf sie sich auf die glänzende Freundschaft einer Dame à la Mode, und brachte die Voreingenommenheit, die Tollheit, die maßlos leidenschaftliche Aufwallung ihres Geschlechts dazu mit. Das bedeutete für sie einen ersten Schritt zur Liebe und gleichsam ihren kindlichen Versuch und ihr unschuldiges Spiel. Denn in diesen Liaisons steckten mehr Sorgen, als sie ausschließlich der Familie gewidmet werden, mehr als ein Interesse oder eine banale Freundlichkeit, wie sie von einer Frau über ein Dutzend Leute verstreut wird; es steckte ein Gefühl darin, eine lebendige Illusion, eine Art Leidenschaft. Man schwur sich Freundschaft, die das ganze Leben dauern sollte; und dabei welche Mienen, Umarmungen, Zärtlichkeiten, verzückte Liebkosungen und welch ein Gewisper! Man konnte einander nicht lassen, konnte eins ohne das andere nicht leben; und alle Morgen wechselte man Briefe. *Mein Herz, meine Liebe, meine Königin*, nur so nannte man sich, mit einer hellen und gedehnten Stimme, indem man dazu sanft den Kopf senkte. Man trug dieselben Farben, man sorgte um einander, man pflegte einander in seinen Migränen, man sagte sich tausend Geheimnisse ins Ohr; man ging nur zu den Soupers, zu denen man zusammen gebeten war und mußte die eine einladen, wenn man die andere haben wollte. Man ging in den Salons umher, die Arme um die Taille geschlungen, oder saß auf einem Sofa

in Stellungen, die eine Gruppe der Freundschaft zeigten. Man sprach nur von den Reizen der Freundschaft und war stolz darauf, seine *intimité sentimentale* offen kund zu geben; das Bildnis der liebreizenden Freundin zitterte unbedingt am Armreif.

Als gegen Ende des Jahrhunderts die innere Hohlheit sich mit neuer Tatkraft zu erfüllen, oder vielmehr durch die Empfindsamkeit zu täuschen sucht, als die Mode Zartheit verlangt, werden die Frauenfreundschaften noch lärmender und ihre Affektation noch übertriebener. Es herrscht eine Tollheit, der Freundschaft Altäre zu bauen und Hymnen zu singen. Die Frauen tragen einen Haarputz nur noch deshalb, um ihre Freundschaft darauf anzubringen; und die Manufaktur von Sèvres fabriziert zu Ehren dieser Freundschaft Gruppen von einer leidenschaftlichen Empfindsamkeit. Um diese Zeit werden in die Sprache alle Arten von kleinen Künsteleien und Spitzfindigkeiten, von weichen Ausdrücken und von koketten Mutwilligkeiten eingeführt. Eine Frau spricht von einer anderen und sagt: „Ich habe ein *Sentiment* für sie, sie hat einen *Reiz* für mich . . . Was sie mir einflößt, ist etwas so Lebendiges und Zartes, daß es in Wahrheit *Leidenschaft* ist. Und dann herrscht eine solche *Übereinstimmung* in unserem Wesen, eine solche *Sympathie* zwischen uns . . . Das ist der Ton, die Sprache und sozusagen der Klang dieser ganz neuen und diesem Jahrhundert wahrhaft eigentümlichen Freundschaft, deren größte Lächerlichkeit und Extravaganz des Herzens uns in einem kleinen Frauenspiel aufgezeichnet sind, in jenem Lustspiel, das Juliette, die Kammerfrau der Marquise von Germini, eröffnet, indem sie die Rechnungen der Lieferanten liest. „Für ein Bureau, 800 Livres! . . . Es ist wahr-

haftig sehr notwendig, um an die Vikomtesse Dorothea zu schreiben; denn das ist Gott sei Dank die Hauptbeschäftigung der gnädigen Frau: ihr Leben zusammen verbringen und sich regelmäßig zehn Billets täglich schreiben! Ein großes Schreibzeug, 300 Livres! Eine Geheimmappe Eine Déjeuner aus Sèvres, mit zwei Namenszeichen aus Myrten und Rosen, zehn *Taler*! Zwei Vasen, mit Namenszeichen, aus Immortellen und Stiefmütterchen, 400 Livres! Eine Gruppe, darstellend „Die Vertraulichkeit zweier junger Leute“, 120 Livres Rechnungen für Haarringe, Haaruhren, Haarketten, Haararmreife, Haarsiegel, Haarhalsbänder, Haarschachteln .

Diese große Freundschaft unter den Frauen flaute denn doch einen Augenblick ab wie eine vorübergehende Mode. Die süße *Freundin* wurde auf ein paar Jahre entthront und durch einen Vertrauten, einen Freund ersetzt, einen Mann, dem die junge Frau „ihre wahren Geheimnisse“ anvertraute. — Es gab damals in der Gesellschaft sehr nichtige, sehr unbedeutende Leute, die im allgemeinen die Altersgrenze überschritten hatten und höchst ungefährlich waren, bei denen alles zusammenkam, die Freundlichkeit des Geistes, ein abgeflachter Charakter und eine Liebenswürdigkeit ohne Verlangen, damit der Dame, die sich ihnen näherte, jeder Gedanke, kompromittiert zu werden, genommen würde. Bescheiden hatten sie sich dadurch ins Recht gesetzt, daß sie ihren Ehrgeiz in der Gesellschaft auf die freundschaftliche Vertraulichkeit mit den Frauen einschränkten und ihre Rolle in der Lenkung der weiblichen Koketterie suchten. Das Ansehen, das ihnen diese beschwerde- und aufregungslose Stellung, im Dunkeln hinter der Frau, oft dritteils in ihrem Herzen, einbrachte, genügte ihnen. Diskret, in ihrer ganzen Person den Schein der Zurückhaltung zur Schau tragend, auf

der Seite stehend und dem allgemeinen Gespräch den Rücken kehrend, faßten sie in einer Kaminecke Posto, wo sie verharnten, um sich zu wärmen: kam eine Frau in ihrem Bereich vorüber, sofort war sie ergriffen, sie beschlagnahmten sie für den ganzen Abend, verließen sie nicht mehr, setzten sich beim Souper an ihre Seite, und waren immer um sie besorgt, beschäftigt, vertraulich niedergebeugt im leisen Gespräch; jeden Augenblick flüsterten und murmelten sie ihr etwas ins Ohr, kleine Witze, Redensarten, Nichtigkeiten, die sie mit einer geheimnisvollen Miene, einer beabsichtigten Pause, unterbrachen. Die Frauen, die Gatten, sogar die Liebhaber ließen sie gewähren, ohne darüber mißtrauisch zu werden: verlangten sie doch so wenig zu ihrem Glück! Und wo übrigens hätten die Frauen mehr Nachsicht finden sollen? Diese Beichtväter für ihre Geheimnisse hatten so wenig böse Gedanken oder versteckten sie so gut, daß sie stets zu glauben schienen, die Intrigen, die ihnen anvertraut wurden, wären platonische Leidenschaften. Und warum soll man sich, da sie doch so viele gute Eigenschaften besaßen, über den Erfolg der beiden großen Frauenfreunde wundern; der Marquis von Lusignan, genannt *Dickkopf*, und der alte Marquis d'Estréhan, der von allen Frauen familiär *Papa* genannt wurde, war der höchste Vertraute der ganzen weiblichen Welt, der sich so sehr im Vollbesitz des allgemeinen Vertrauens fühlte, daß er es als eine schlechte Handlung erachtete, wenn eine Frau vergaß, sich ihm vollständig zu eröffnen?

Es ergab sich, daß diese Tändelei der Freundschaft mit einem Mann und der von einer leidenschaftlichen Empfindung getragene Umgang mit einer Frau, der das Herz der jungen Gattin amüsierte, ohne sie zu befriedigen, sie langsam und unmerklich dem Gedanken einer ernsteren Caprice entgegenführten. Das

vertrauliche Gespräch der Freundschaft, das ziemlich kalt und matt war, sobald es nicht mehr in der Öffentlichkeit, in der Schaustellung eines Salons stattfand, wandte sich natürlicherweise dem zu, was die Gedanken der Frau beschäftigte: das Gespräch, dem man den Lauf ließ, richtete sich auf die Lächerlichkeiten der Gatten, auf die Unbequemlichkeiten der Ehe. Man gab sich Diskussionen über die Liebe hin, Reflexionen und Vertraulichkeiten; und da die Eigenliebe sich ins Spiel mischte, erzählte man sich die Leidenschaften, die man erweckte, alles das arglos, wenigstens von seiten der jungen Gattin, ohne an Böses zu denken oder an die Gefahr zu glauben. Aber die Koketterie erhitzte sich, die Einbildungskraft wurde kühner, das Denken aufgeregter. Die Worte, die die beiden Frauen aneinander richteten, die Fragen, die sie aufwarfen, die Bilder, die sie vor einander aufsteigen ließen, waren der Anbeginn einer Versuchung und erweckten in der keuschen Frau eine dumpfe Lust, der anderen nachzueifern. Dieses Gespräch hielt sich zwar in einem scherhaften und schäkernden Ton, aber dennoch rührte jedes Wort ins Innerste einer von Verwirrung erfüllten Seele. Und da zumeist diese Freundin der jungen Frau weder so jung noch selbst ein solcher Neuling wie diese war, da sie die Welt kannte und zu denen gehörte, deren Beschäftigung es ist, die jungen Frauen zu bilden, so bedurfte es keiner langen Arbeit, dieses junge Köpfchen völlig zurecht zu setzen und die kleine Person vollständig auf die Liebe zu irgend einem hübschen Mann abzurichten, der des Augenblicks und der Stunde harrte.

Diese Zwiegespräche der Frauen, die die Ereignisse so sehr beschleunigen, scheint man zu erlauschen, wenn man Frau von Epinay mit Fräulein d'Ette plaudern hört, jene flandrische



Die indiskrete Kammerjungfer.
Kupferstich von Vidal nach Lawreince.



Geliebte des Chevalier de Valory, die Diderot mit den Worten zeichnet: „ein großer Milchnapf, über den Rosenblätter geworfen sind, und Brüste, auf denen das Kinn wie auf Kissen ruht.“ Es ist ein Tag, an dem die junge Frau in schlechter Stimmung, niedergeschlagen von Mattigkeit, gleichsam erstickend in einer großen Leere, auf ihrer Chaiselongue liegt; die Augen geschlossen und von aufsteigenden Tränen benetzt, stellt sie sich schlafend, um nicht aufzugebären mit ihrem übervollen, überfließenden Herzen, das ihr brechen und sich ausschütten möchte. Zuerst versucht sie, ihren Zustand, ihre Stimmung auf krankhafte Laune oder Langeweile zurückzuführen, die sie nicht definieren kann. „Ja, Langeweile des Herzens, und nicht des Geistes,“ sagt Mademoiselle d'Ette zu ihr, und mit diesen Worten dringt sie auf sie ein, deckt den Schaden auf und erhellt alles, was Madame d'Epinay zu ergründen und sich zu gestehen fürchtete. Sie bestätigt und beweist ihr, daß sie ihren Gatten nicht mehr liebt und nicht mehr lieben könnte, daß in ihr nur mehr der Aufruhr einer niedergetretenen Liebe herrscht. Und das Heilmittel besteht darin, nun einen anderen zu lieben, der ihrer würdiger ist. Madame d'Epinay schreit lebhaft auf, „daß sie keinen anderen Mann mehr lieben könne“. Als dann diese erste Aufwallung vorüber ist, fragt sie, wo sie einen Mann finden könne, der sich für sie aufopferte und damit zufrieden gebe, ihr Freund zu sein, ohne zugleich ihr Liebhaber sein zu wollen. „Aber das fordere ich ja gerade, daß er Ihr Liebhaber wird,“ unterbricht die d'Ette, indem sie das große Wort spricht und in diese Illusionen einer Pensionärin die Wahrheit der Dinge wirft. Als jedoch Frau von Epinay in ihrem Schrecken verharrt und stammelt, daß sie sich nicht schlecht betragen wolle, entwickelt

ihr Mademoiselle d'Ette die Theorie, daß nur eine schlechte Wahl oder die Unbeständigkeit einer Frau deren Ruf schädigen könnten. Nach dieser Einführung ist die junge Frau schon über die ersten Anfänge hinaus; sie redet nur mehr von der Schwierigkeit, eine Liebesintrigue vor den Augen der Welt zu verbergen. Mademoiselle d'Ette wirft ihr zur Antwort ihre eigene Geschichte hin, nennt den Liebhaber, mit dem sie lebte, den niemand vermutet, und den Madame d'Epinay gar nicht kannte. Und wie sie sieht, daß Madame d'Epinay unter diesem Streich wankt, daß sie betäubt, verwirrt und bestürzt ist, daß sie sagt, sie würde Zeit brauchen, um sich an diese Gedanken zu gewöhnen, antwortet sie: „Nicht soviel, als Sie glauben! Ich verspreche Ihnen, daß meine Moral Ihnen binnen kurzem ganz einfach vorkommen wird und Sie dazu geschaffen sind, Geschmack daran zu finden.

IV.

DIE LIEBE.

Bis zum Tode Ludwigs XIV. scheint Frankreich damit beschäftigt, die Liebe zu vergöttern. Aus der Liebe wird eine theoretische Leidenschaft gemacht, ein Dogma im Kreis einer Anbetung, die einem Kultus gleichsieht. Eine geheiligte Sprache wird ihr beigelegt, die die Feinheiten der Formeln jener Idiome hat, welche von strengen, glühenden und formenreichen Religionskulten erfunden und aufgegriffen werden. Die Körperllichkeit der Liebe wird von der Unkörperlichkeit des Gefühls verdeckt, der Leib des Gottes mit seiner Seele. Bis zum 18. Jahrhundert spricht, beeifert, erklärt sich die Liebe, als ob sie kaum mit den Sinnen zu tun hätte, und als ob sie, im Manne wie im Weibe, eine Tugend der Größe und der Hochherzigkeit, des Muts und der Feinheit wäre. Sie fordert alle Beweise und alle Anstandsregeln der Galanterie, die Sorgfalt, zu gefallen, Aufmerksamkeiten, einen langen Willen, eine geduldige Anstrengung, Ehrerbietung, Eidschwüre, Dankbarkeit und Verschwiegenheit. Sie will flehentliche Bitten, dankende Verbeugungen, und umgibt ihre Schwächen mit so zahllosen offensbaren Lieblichkeiten, ihre größten Skandale mit einem solchen Zug der Majestät, daß ihre Fehler, ja sogar ihre Schande eine Höflichkeit und eine Entschuldigung, ja sogar eine Schamhaftigkeit an sich bewahren. In jenen Jahrhunderten erhebt ein

Ideal die Liebe auf seine Höhe, ein Ideal, das dem schönen Geiste Frankreichs durch die Ritterlichkeit übermittelt wird, ein heroisches Ideal, das zu einem Ideal der Vornehmheit geworden ist. Was wird aus diesem Ideal aber im 18. Jahrhundert? Das Ideal der Liebe im Zeitalter Ludwigs XV. ist nur mehr das Verlangen und die Liebe ist Lust.

Lust! Das ist das Wort für das 18. Jahrhundert; sein Geheimnis, sein Zauber, seine Seele. Es atmet die Wollust, es macht sie frei. Die Lust ist die Stimmung, von der sie sich nährt und die sie beseligt. Sie ist ihre Atmosphäre und ihr Atem. Sie ist ihr Element, ihre Inspiration, ihr Leben und ihr Genie. Sie kreist in ihrem Herzen, in ihren Adern und ihrem Kopf. Sie legt einen Zauber über ihren Geschmack und ihre Gewohnheiten, über ihre Sitten und Werke. Sie kommt aus dem Mund der Zeit, schlüpft unter ihrer Hand vor, strahlt, entwischt ihrer Seele und ihrem Äußern. Sie schwebt über dieser Gesellschaft, besitzt sie, sie ist ihre Fee, ihre Muse, der Charakter aller ihrer Moden und der Stil aller ihrer Künste; nichts bleibt von dieser Zeit, nichts überlebt dieses Jahrhundert des Weibes, was die Wollust nicht geschaffen, nicht berührt und im Duft des Vergnügens wie eine Reliquie unsterblicher Anmut bewahrt hat.

Das Weib dieser Zeit besteht nur aus Wollust. Die Wollust kleidet sie. Sie steckt ihr jene Pantöffelchen an die Füße, die den Gang ins Gleichgewicht setzen. Sie wirft ihr jenen Puder über die Haare, der wie aus einem Gewölk die Physiognomie eines Antlitzes, den Blitz zweier Augen, den Glanz eines Lachens hervorspringen lässt. Sie badet ihre Arme in einer Flut von Spitzen. Oben am Kleid zeigt sie eine Art Versprechen des ganzen Körpers des Weibes; sie enthüllt ihren Busen, und man sieht nicht allein des Abends im Salon, sondern sogar den

ganzen Tag auf der Straße zu jeder Stunde die Frau dekolletiert und aufreizend umhergehn und jene Verführungen des nackten Fleisches und der weißen Haut spazieren führen, die in einer Stadt für die Augen Liebkosungen sind wie ein Licht und wie eine Blume.

Das Kleid und die Einzelheiten des Kleides der Frau werden von der Wollust erfunden und diktiert; sie gibt den Entwurf und das Muster dazu und richtet sie zur Liebe her, indem sie aus ihren Schleiern sogar eine Versuchung macht. Schmucksachen und Koketterien werden mit Namen getauft, die die Laune des Mannes zu attackieren und seinen Sinnen entgegen zu gehen scheinen.

Von der Wollust so geschmückt, findet das Weib überall um sich die Wollust wieder. Alle Seiten ihres Bildes wirft die Lust auf sie zurück, die galanten Formen vervielfacht sie unter ihren Augen, wie in einem Spiegelkabinett. In den stummen und gewohnten Gegenständen des Interieurs einer Frau singt und lächelt die Wollust, sie lädt mit der Dekoration des Zimmers ein, mit dem Halblicht des Alkovens, mit der sanften Wärme des Boudoirs, mit der Weichheit der Seidenstoffe und mit den *Reveilleusen* aus schwarzem Satin, in deren Himmel ein großer Spiegel steht. Über die Wände streut sie immer glückliche Abenteuer aus, die aus einem Frauengemach sogar die Sprödigkeit in der Malerei zu bannen scheinen. Sie hüllt die Frau in einen Ambraduft und lässt sie inmitten einer zarten verschleierten Helle leben, träumen und erwachen, auf Möbeln, die zum Liebesschmachten geschaffen sind und zur matten Trägheit einladen, auf Sofas und Ruhebetten, auf den *Duchessen*, auf denen der Körper in müden und gleichsam lässigen Lagen so hübsch zerfließen kann, wo der Rock, wenn er sich auch nur ein bißchen

hinaufschiebt, eine Fußspitze, ein Stückchen Bein sehen läßt. Die Phantasie der Wollust ist die Phantasie aller Industrien, die für die Frau arbeiten, aller Luxusgegenstände, die ihr gefallen wollen. Und verläßt sie diese Wohnung, in der alles sanft, kokett, süß, karessant und geheimnisvoll ist, so folgt ihr die Wollust in einen jener Wagen, die eine so treffliche Erfindung gegen die Furchtsamkeit sind, in eines jener vis-à-vis, in dem die Gesichter sich anblicken, der Atem sich mischt und die Beine sich verflechten.

Besucht die Frau Gesellschaften, so wird sie von Geplauder, liebenswürdigen Gesprächen, Zweideutigkeiten, Komplimenten, Anekdoten, Charaden und Logogryphen, die à la Mode sind, empfangen, die in der höchsten Gesellschaft den Cynismus unter Schmeicheleien verstecken, der Geist der Zeit trägt ihr unaufhörlich das Echo der Galanterie ans Ohr und läßt es in ihrem Innersten widerhallen. Der Geist der Zeit umringt sie und erweckt zu jeder Stunde ihre Sinne; auf ihre Toilette wirft er die Bücher, die er diktiert hat und die seinen Beifall haben, er legt ihr die Alkovenheftchen in die Hände, die kleinen Schriftchen des Leichtsinns und Zeitvertreibs, die kleinen Romane, in denen die Allegorie vor einem freien Hintergrund spielt und auf einer gefälligen Zote tanzt, Feenmärchen, die vor Ausgelassenheit und Unart strotzen, Gemälde von Schelmenstitten, erotische Phantasien, die in einem barocken Orient dem Überdruß eines Hirschparksultans Karnevalsbilder aus Tausend und einer Nacht vorzaubern. Daran knüpft sich eine Poesie um die Frau, die ihr huldigt, die sie neckt; kleine Verse klingen in ihr Ohr, wie ein Kuß der Muse Dorats auf einer Opernkulisse. Es ist Phyllis, immer ist es Phyllis, die angegriffen wird, die kämpft, die sich schlecht verteidigt. ihre Blicke,

ihre Glut, ihre Süße. „Ich inspiriere, indem ich tändle“, sagt der Apollo von Marivaux. Eine schale Poesie, die mit Wohlgerüchen betäubt und den Kopf benimmt! Rondos von Marot, die von Boucher überarbeitet sind, Gedichte, in denen sich die Reime mit einem rosenfarbenen Band paaren, in denen der Gedanke nur mehr ein Girren ist! Es scheint, die Literatur des 18. Jahrhunderts, die vor der Frau kniete, reichte ihr jene Turteltauben in einem Blumenkörbchen, mit denen die Blumenmädchen den Königinnen von Frankreich ihre Huldigung bezeugten.

Setzt sich die Frau ans Klavier und singt sie, so sind es derlei Gedichte; sie singt: *De ses traits le Dieu de Cythère . . .*, oder: *Par un baiser sur les lèvres d'Iris . . .*, oder: *Non, non, le Dieu qui fait aimer . . .*, Lieder, die überall geschätzt wurden und auf allen Bücherbrettern lagen, die der Dauphine gewidmet wurden, und an denen die Zeit so wenig Übles findet, daß sie Marie Antoinette den Refrain auf die Lippen legt:

En blanc jupon, en blanc corset .

Die Wollust, jene allgemeine Wollust, die sich vom Lebenden losöst wie vom Unbeseelten, die sich mit der Sprache verquickt, die in der Musik zittert, die die Stimme, den Akzent, die Form dieser Gesellschaft bildet, findet die Frau in der Kunst der Zeit noch materieller und sozusagen inkarniert. Statue und Gemälde ziehen ihren Blick auf sich durch eine Art aufreizender Lust, durch die amüsante und pikante Grazie des Hübschen. Unter dem Meißel des Bildhauers und dem Pinsel des Malers springt in einer Wolke von Amoretten ein ganzer Olymp aus dem Marmor und wächst aus der Leinwand, auf dem keine andere Gottheit herrscht als die Koketterie. In

diesem Jahrhundert bekommt die Nacktheit das Aussehen des Entkleideten und die Kunst, die dem Schönen die Scham wegnimmt, erinnert an jenen kleinen Amor Fragonards, der in dem Gemälde *La Chemise enlevée* einer Frau lachend die schickliche Verhüllung entführt. Was für niedliche, schalksmäßige und draufgängerische Szenen! Was für mythologische Zoten! Wieviel *ängstliche Nymphen*, wieviel *geheimnisvolle Schaukeln*! Wieviel Blätter von geistvoller Unanständigkeit, vom großen Baudouin und vom kleinen Queverdo, von Freudeberg, von Lavreince herstammend, von tausend Meistern, die eine Idee von Collé in einer Miniatur von Correggio so vortrefflich zu entkleiden wissen! Dazu kommt noch die Stecherkunst mit ihrem raschen, lebendigen und schelmischen Griffel, um in Kupferstichen und Holzschnitten, die öffentlich verkauft werden, jene Ideen zu verbreiten; sie dringt noch in die vornehmsten Räume und bringt jene unkeuschen Bilder an die Wände der Zimmer junger Mädchen, über ihr Bett und ihren Schlummer, jene kokette Unzucht, jene von Blumenbändern umflochtenen Paare und Szenen der zärtlichen Rührung, der Beträgerei, der Überraschung, an deren Fuß der Stecher häufig in einem naiven Titel das Vergnügen bei seinem Namen nennt⁴⁵).

Welchen Widerstand vermochte die Frau dieser Lust, die sie in allen Dingen atmete und die zu allen ihren Sinnen redete, entgegensetzen? Ließ ihr das Jahrhundert, das ihr mit lauter Verführungen über den Hals kam, wenigstens um zu vertreiben und zu bekämpfen, jene letzte Tugend ihres Geschlechts, die Ehrbarkeit ihres Leibes: die Schamhaftigkeit?

Man muß es sagen: Die Schamhaftigkeit der Frau des

⁴⁵) S. den Kupferstich Queverdos, der dem Grafen von Saint-Marc gewidmet ist.



Junge Dame in großer Hoffoilette mit einem Pouf à la Victoire.

Kupferstich von Voysard nach Desrais. 1777.

Aus der Galerie des Modes.



18. Jahrhunderts kannte einen großen Teil der Sittsamkeit nicht, die sich seitdem das Schamgefühl ihres Geschlechts angeeignet hat. Damals war sie eine wenig feine, ziemlich wenig respektierte Tugend, die noch dazu im Rohzustand verharrte, wenn sie sich nicht an Impressionen, an Sensationen und Offenbarungen hinverlor, die das Jahrhundert sie erproben ließ. In den Sitten herrschte eine Naivität, Freiheit und eine gewisse naive Roheit, die in allen Klassen etwas ziemlich Billiges daraus machte. Da die Schamhaftigkeit nichts mit den gesellschaftlichen Freuden zu tun hatte, lehrte man sie nicht einmal der Frau und ließ ihr kaum den Instinkt dieser Scham. Ein Mädchen, mochte es auch schon groß sein, wurde doch immer als ein Kind betrachtet, das man mit Männern schäkern ließ; man duldet sogar häufig, daß sie von ihnen geschnürt wurde, ohne dem größere Bedeutung beizumessen als einem Spiel. War das junge Mädchen Frau geworden, nahm ihr ein Mann, wie ein Kupferstich Cochins zeigt, auf ihrem Hemd das Maß zu einem Leibchen⁴⁶⁾. Als verheiratete Frau hielt sie im Bett Empfang, bei der Toilette, wo sie sich ankleidete und die Unanständigkeit eine Grazie war, wo die Freiheit manchmal in Cynismus ausartete. Im Widerhall der Vorzimmergespräche, in den Reden der launigen alten Verwandten, brachte eine Sprache, in der noch ein franker Ton von der Rede Molières her lebte, eine ausdrucksvolle, farbenreiche, von Prüderie freie Sprache, die lebendigen Worte dieser ungenierten Zeit an ihr Ohr. Auch ihre Lektüre war kaum strenger: Die galanten Sammlungen, die *Maranzakiniana*, die von irgend einer hohen Dame in die Feder Grécourts diktiert waren, gingen von Hand zu Hand; die *Pucelle* lag auf den Tischen herum, und die Frauen,

⁴⁶⁾ Le tailleur pour femmes, gezeichnet von Cochin.

die den größten Wert auf ihr Ansehen legten, verhehlten doch nicht, sie gelesen zu haben und erröteten nicht, sie zu zitieren. Und wenn sich die Frau trotzdem eine Jungfräulichkeit der Seele bewahrte, so war der Gatte der Zeit, wie er uns von den Memoiren gezeichnet wird, wenig dazu geschaffen, sie ihr zu lassen. In dieser Hinsicht trieb er es sehr kavaliermäßig mit seiner Frau, die er zur Gelehrigkeit einer Geliebten abrichtete; und wenn er gut soupiert hatte, gab er seinen Freunden mit dem Schlummer und mit dem Erwachen seiner Frau sehr gern ein Schauspiel. Wollte sich die Frau eine Befriedigung in der Freundschaft verschaffen, so fand sie galante Vertraulichkeiten, erfahrene Reden, die der Illusion den Schleier rauben, in der Gesellschaft irgend einer wie Madame d'Arty öffentlich bekannten Dame. Sie besuchte die Vorstellung eines ausgelassenen Proverbstückes auf einem gesellschaftlichen Theater, ein Stück von schreiender Lustigkeit wie das Stück *Vérité dans le vin*, oder auch einen jener gesalzenen Prologen der Schauspiele der Guimard, denen die anständigen Damen in vergitterten Logen beiwohnten. Sie erfuhr die „köstlichen Schauer“ der Soupers à la mode, sie trotzte den Scherzliedern à la Boufflers, die am Ende des Jahrhunderts in der Gesellschaft umliefen. Um ihr das Vorurteil für diese jammerbaren Empfindlichkeiten ganz und gar zu nehmen, kam endlich noch die Philosophie: Zu irgend einem Souper bei einer berühmten Schauspielerin mitgeschleppt, an die Tafel einer Quinnault, hörte sie in der rednerischen Ausschweifung eines Duclos und Saint-Lambert, mitten unter champagnertrunkenen Paradoxen, in der schönen Berauschttheit des Geistes und der Beredsamkeit, von der Schamhaftigkeit sagen: „Eine schöne Tugend! So eine, die man sich mit Stecknadeln anheftet“.

So wurden allmählich in der Frau auch noch jene letzten Reste dieser Unschuld, — im jungen Mädchen die unberührte Keuschheit, in der Gemahlin die Reinheit der Ehre —, von einem Lebensalter zum anderen durch die Leichtigkeit der Annäherungen, durch die den Sinnen gegebenen Schauspiele, durch die Respektlosigkeit des Mannes, die Korruption der Gesellschaft und der Ehe, die Naturlehren und die Natursysteme angegriffen und zerrissen. Daher fand die Frau an dem Tag, an dem sich die Liebe ihren Gedanken darbot, keine persönliche Kraft, sie zurückzudrängen; gegen die Versuchung dieses Wortes und seiner Bilder rief sie vergebens nach Schutz und nach Empörung ihres physischen Schamgefühles. Und welcher Anstrengung bedurfte es nicht bald in diesem Innern, das der Gatte verwüstete, um das zu bewahren, was sie noch an sittlicher Schamhaftigkeit zu besitzen glaubte, angesichts so zahlreicher öffentlicher Beispiele der gesellschaftlichen Unkeuschheit, so zahlreicher Haushalte, in denen die Liebe oder die Gewohnheit als Vertrag diente, angesichts so zahlreicher anerkannter Verbindungen, die die Weihe der öffentlichen Meinung empfangen hatten: Madame Belot und der Präsident de Meinières, Hénault und Madame du Deffand, d'Alembert und Fräulein von Lespinasse, Madame de Marchais und Herr d'Angivilliers usw., bis zu Madame Lecomte und Watelet, über die sich niemand wunderte, wenn er sie bei der strengen Madame Necker zusammen antraf!

Die Leichtigkeit des Zusammenkommens, die Verführungen, Sitten, Gewohnheiten und Moden, alles ist also gegen die Frau verschworen. Alles, was sie berührt, alles, was ihr begegnet, und alles, was sie sieht, macht ihren Willen schwach, setzt ihre Phantasie in Verwirrung und erschlafft sie. Auf allen Seiten

steigt um sie die Versuchung empor, nicht allein die grobe und materielle Versuchung, die an den Frieden ihrer Sinne röhrt, die die Lüste ihrer Phantasie aufstachelt und die Neugierden ihrer Laune, sondern die Versuchung, die sogar für die Tugendstolzesten und Feinsten furchtbar ist, jene Versuchung, die sich an die adlige Gesinnung, an die Gefühlsseite der Seele richtet, die röhrt, die langsam das Herz mit tränenden Augen erweicht.

Es herrscht ein Liebeszauber voller Frische und Poesie, auf dessen Probe das 18. Jahrhundert die reinsten Frauen stellt, um sie gleichsam der Anfechtung auszusetzen, deren sie würdig sind. Die Gefahr wird nicht mehr durch einen Mann, sondern durch ein Kind verkörpert. Die Verführung versteckt sich hinter der Unschuld dieses Alters, sie spielt beinahe auf den Knien der Frau, die sie zu bekämpfen glaubt, indem sie sie ausschilt, und selbst erst zurückdrängt, wenn sie selbst schon verwundet ist: gleichwie in der antiken Ode jenes kleine tränennasse und klagende Kind, das mit einer flehenden Stimme an die Tür des Dichters klopft; dann, wie es am Feuer sitzt und sich die kleinen Händchen an ihm gewärmt hat, spannt das Kind seinen Bogen, den Bogen der Liebe, und trifft seinen Gastfreund ins Herz.

Kindliche Bitten, kindliche Tränen, kindliche Wunden, hat man darin nicht die hübsche Geschichte der Madame de Choiseul mit jenem kleinen Musiker Ludwig, dem zarten, gefühlvollen, interessanten Jungen, der so vortrefflich Klavier spielte? Sie amüsiert sich über ihn und liebt ihn so närrisch wie ein Spielzeug; sie hegt für ihn die Passion, die eine Frau für ihren Hund hat. Als dann der kleine Mann an Grazie, Verstand, Zartheit und Empfindsamkeit wächst, kommt eines Morgens der Tag, wo man ihm diese kindlichen Liebkosungen, die bald nicht mehr seinem Alter geziemen, verbieten muß. Dann zeigt er keine

Freude und keinen Appetit mehr: er ist nicht. Schweren Herzens bleibt er am Klavier der Frau von Choiseul sitzen, so traurig, daß sie über seinem Köpfchen das freundliche Wort fallen läßt: „Mein liebes Kind“. Bei diesem Wort bricht das Kind los; es bricht in Tränen aus, in Schluchzer und Vorwürfe. Er sagt zu Frau von Choiseul, sie liebe ihn nicht mehr, sie verbiete ihm, sie zu lieben. Er weint, schweigt, er weint wiederum und ruft: „Und wie soll ich Ihnen beweisen, daß ich Sie liebe?“ Er will sich über die Hand der Frau von Choiseul stürzen und sie mit Tränen benetzen; aber Frau von Choiseul hat sich bereits geflüchtet, um ihre Rührung, ihre Tränen, ihr Herz von diesem süßen Gequälten in Schutz zu bringen, der um die Liebe einer Frau zu flehen scheint, wie man um die Liebe einer Mutter und einer Königin bittet, kniend und den Saum ihres Kleides küssend. Und wie kann man an den folgenden Tagen seinem Mitleid und seiner Nachsicht steuern? Er hat Fieber; und „sein Herz bricht“, wie er zum Abbé Barthélemy sagt. Er verharrt in Betrachtung und Anbetung, indem er in seine Augen die Tränen treten läßt, die er in einem anderen Zimmer wieder verbergen geht. Er nähert sich Frau von Choiseul, er umarmt, was sie streift, und wenn sie ihn mit einem Blick zurückweist, fleht er sie mit einem Wort an: „Was! nicht einmal das?“ Soviel Keuschheit und Feuer, soviel naive Kühnheit, eine so natürliche Kinderei der Leidenschaft, die die Leidenschaft selbst ist, lassen schließlich aus der Feder der Frau von Choiseul den Schrei der Zeit kommen, den Schrei des Weibes: „Was man auch liebe, es ist immer wohlgetan, zu lieben.“ Und vielleicht sagt sie eine größere Wahrheit, als sie selbst glaubt, wenn sie schreibt: „Meine Liebschaft zu Ludwig steht an ihrem Ende; den Abschluß bildet seine Reise nach Paris, dahin schicke

ich ihn Pfingsten wieder zurück. Sie sehen also, daß ich sehr mäßig sein werde."

Aber neben dem kleinen Ludwig begegnet man im 18. Jahrhundert größeren Kindern, von denen den Gatten eine größere Gefahr droht. Noch sind sie keine Männer, aber sie fangen an, es zu werden. Das letzte Lachen der Kindheit mischt sich bei ihnen mit dem ersten Seufzer der Mannbarkeit. Sie haben die Anmut des Lebensmorgens, die Flamme der Jugend, die Ungeduld, den Leichtsinn und die Unbesonnenheit. Es wird ihnen auch nicht schwer, zu gefallen, denn sie haben das Alter, in dem man eine Kompagnie bekommt, das Alter, in dem man eine hübsche Geliebte und ein ausgezeichnetes Schlachtpferd haben möchte. Sie verführen durch eine Mischung von Frivolität und Heroismus, durch ihre schöne Haut, die weiß wie die Haut eines Weibes' ist, und durch ihre soldatische Uniform, die vom Feuer noch getauft wird. Sie scherzen bei einer Toilette und der Gedanke der Frau, die sie betrachtet, folgt ihnen bereits durch die feindlichen Batterien und Eskadronen, auf die gebrochene Bresche, über die sie mit dem Mut eines Grenadiers hinwegsteigen. Und wenn sie fortmarschieren, welche Frau sagte dann nicht ganz leise zu sich: „Er geht fort, er will sich schlagen, er wird sterben!“ wie Bélise de Marmontel, als sie das Lebewohl des entzückenden kleinen Offiziers hörte: „Ich liebe Sie sehr, meine liebe Cousine! Erinnern Sie sich ein wenig an ihren kleinen Cousin: er wird treu bleiben, er gibt Ihnen sein Wort dafür. Wenn er tot ist, wird er nicht wiederkommen, aber man wird Ihnen seinen Ring und seine Uhr überbringen .“

O du Kinderliebe, o du Liebe junger Leute, am Ende des Jahrhunderts wird ein Dichter kommen, um eure Gefahren und eure Entzückungen unsterblich zu machen; Beaumarchais läßt

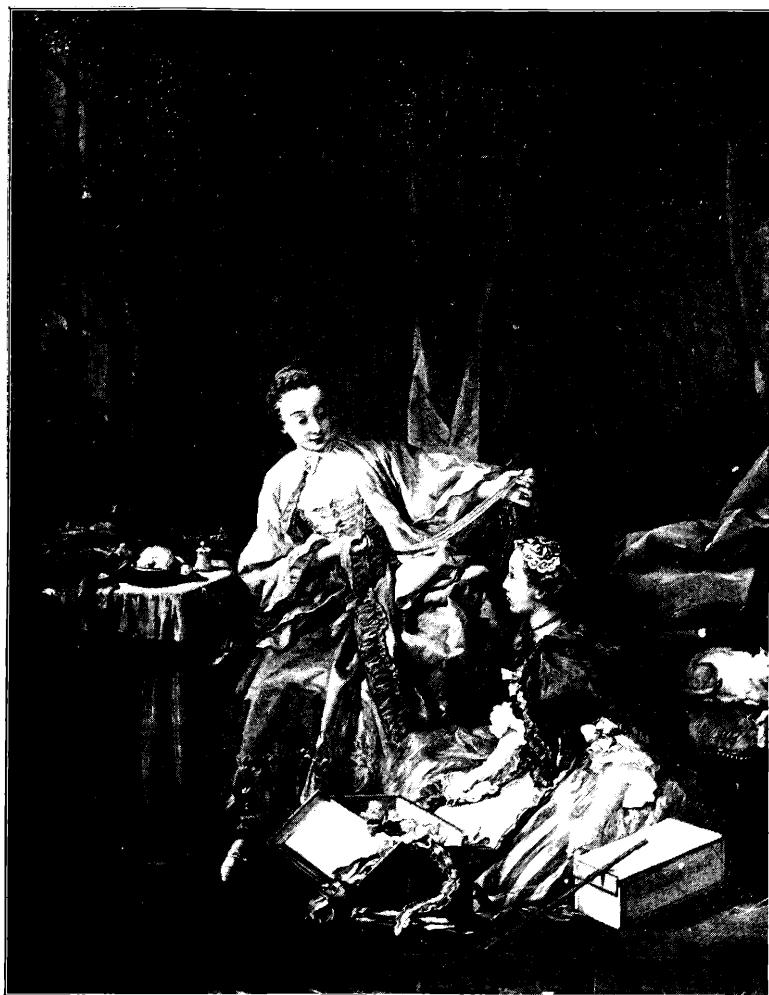
die Tränen des kleinen Ludwig auf die Uniform Lindors fallen und gibt uns jene naive und trotzköpfige Gestalt, in der sich der Zauber des Kindes, des jungen Mädchens, des Wildfangs und des Mannes vereinigt: Cherubin! Der Genius der Mannbarkeit des 18. Jahrhunderts.

Wieviel andere Gefahren aber drohen da neben der Tugend und Ehre der Frau in der großen Revolution, die vom 18. Jahrhundert in der französischen Seele bewerkstelligt wird: in der Revolution der Ablösung der Leidenschaft durch das Verlangen!

Wenn das 18. Jahrhundert sagt: *Ich liebe Euch, so will es nichts anderes sagen, als: Mich verlangt nach Euch. Haben* (für die Männer), *nehmen* (für die Frauen), darin liegt das ganze Spiel, liegt der ganze Ehrgeiz dieser neuen Liebe, einer launischen, veränderlichen, wechselnden, phantastischen, unbefriedigten Liebe, die die Sittenkomödie in jenem stürmischen, unverschämten und siegenden Cupido personifiziert, der zur früheren Liebe sagt: „Eure Liebhaber waren bloß Dummköpfe, sie konnten nur seufzen, nur ihr zärtliches Ach! flüstern, nur den Echos der Umgebung ihre Qualen erzählen. Ich habe die Echos abgeschafft, ich *Allons, sage ich, ich liebe euch, seht, was ihr für mich tun könnt, denn die Zeit ist kostbar, man muß die Menschen in Schwung bringen. Meine Untertanen sagen durchaus nicht: Ich sterbe, es gibt gar nichts so Lebendiges wie sie. Von Schmachten, von Ängstlichkeit, von süßer Marter, von allem ist nicht mehr die Rede; all das nenn ich Albernheit und Plattheit der Vergangenheit* *Ich schläfere sie auch nicht ein, meine Untertanen, ich wecke sie auf; sie sind so lebhaft, daß sie nicht die Muße haben, zärtlich zu sein; ihre Blicke sind Wünsche,*

statt daß sie seufzen, greifen sie an, sie sagen nicht: Seien Sie gnädig mit mir, sie nehmen sie: und das ist das Notwendige."

Das Jahrhundert ist damit bei der „Wahrheit der Dinge“ gelandet, es hat die Bewegung wieder „den Sinnen“ zurückgegeben. Die Übertreibungen, die Fratzen und die Affektationen unterdrückte es und rühmt sich dessen. Bei dieser neuen Liebe gibt es kein Geheimnis, keine dunkeln Mäntel mehr, in denen man sich verkältete! Mit dem Lärm seiner Lakaien, die mit verdoppelter Kraft schlagen, weckt der Galan das Quartier auf, in dem seine Schöne schläft, und vor dem Tor läßt er seine Equipage von seinem Glück künden. Es gibt kein Geheimnis, keine Verschwiegenheit mehr: Die Männer lernen es, sie nur noch aus Vorsicht für sich selbst zu wahren! Große Leidenschaften oder Gefühlsseligkeiten sind vorüber; die Leute würden mit dem Finger auf einen zeigen. Welche Spöttgerei würde die freie, die kühne und, wie man sagt, die grenadiermäßige Liebe über einen loslassen, wenn bemerkt würde, daß man die Gewohnheit bewahrt, schmachtend zu lieben, und zwar mit jener sehnüchtig frommen Sprache, mit der früher der Mann dem Weibe huldigte! Welche Verachtung birgt doch jenes Wort von den *ehrwürdigen Neigungen*, mit dem jene paar Liaisons getauft werden, bei denen der Geschmack an Stelle des befriedigten Sinnenrausches tritt, und deren Dauer die dadurch genierte Gesellschaft in Aufregung bringt! Respekt vor der Frau? — eine Beleidigung für ihre Reize, eine Lächerlichkeit für den Mann! Was ist denn dabei, wenn man ihr beim ersten Blick sagt, daß man sie liebt, ihr den ganzen Eindruck zu erkennen gibt, den sie auf einen macht, ihr eine Erklärung hinwirft? Gilt es nicht als ein überall gebräuchliches Prinzip als eine von den Männern überaus laut be-



Im Boudoir.
Nach dem Gemälde von Franç. Boucher im National-Museum zu
Stockholm. 1746.



stätigte Tatsache, daß es genügt, einer Frau dreimal zu sagen, sie sei hübsch, damit sie einem beim erstenmal danke, beim zweitenmal glaube und beim drittenmal dafür belohne? Nachdem so die Formen beseitigt sind, folgt bald die Wohlanständigkeit den Formen nach, und die Liebe erkennt zum erstenmal jene Übereinkünfte, die von Chamfort so nett „der Austausch zweier Launen und die Berührung zweier Epidermen“ genannt werden; Verkehrsgewohnheiten von einem neuen Genre bilden sich heraus, die sich unter all jenen Euphemismen wie *Passaden*, *flüchtige Launen* und *Proben* verstecken, Verbindungen, die man ohne besonderen Geschmack eingeht, in denen man sich mit der wenigen Liebe zufrieden gibt, die man selbst mitbringt, Bündnisse, deren letzten Tag man schon am ersten voraussieht, und in denen man jede Unruhe und Eifersucht, alle Langeweile und allen Kummer, alles Ernste, jede Verbindlichkeit zum Denken oder zeitliche Verpflichtung auf die Seite schiebt. Das beginnt mit ein paar Worten, die in einem Salon voller Menschen einer Frau von einem hübschen Mann ins Ohr geflüstert werden; im Scherz holt er sich die Erlaubnis wiederzukommen, die man ihm gewährt, ohne dem Bedeutung beizumessen. Bereits am anderen Morgen stattet er, bequem gekleidet, als Schelm und Witzbold, der Dame bei ihrer Toilette einen Besuch ab, die erstaunt und fast geschmeichelt ist über die Komplimente, die er ihrer Morgenschönheit zollt; dann kommt er mit der schroffen Frage, ob sie in der Gesellschaft ihre Wahl getroffen hat, und alle Menschen ihrer Bekanntschaft bekommen seinen mitleidlosen Spott zu spüren. „Sie selbst sind aber ja frei!“ sagte er ihr, indem er wieder auf sie zurückkommt. „Was machen Sie mit dieser Freiheit?“ Man spricht von der Notwendigkeit, diese Freiheit gelegentlich zu verlieren: „Wenn Sie Ihr Herz nicht

hergeben sollten, so würde sich dieses ganz von selbst geben.“ Man betont nachdrücklich den Vorteil, daß sich in einem Liebhaber ein Ratgeber, Freund, Führer, ein Mann finden würde, den die Welt geformt hat. Man bezeichnet sich als solchen; dann wirft man nachlässig hin: „Ich wäre schon ganz Ihr Fall, wenn mich nicht diese ganze Gesellschaft so belagerte.“ Dann kommt wieder die Frau aufs Tapet, die man augenblicklich hat: „Sie hat mich verpflichtet, ihr meine Sorgfalt angedeihen zu lassen, ihr meinen Eifer kund zu geben; es wäre nicht anständig von mir gewesen, wenn ich es ihr abgeschlagen hätte. Ich habe mich ihren Ansichten gefügt; um unserem Abenteuer eine größere Feierlichkeit zu geben, wollte sie ein kleines Haus mieten: es war nicht der Mühe wert, für einen Monat höchstens, den ich ihr widmen konnte; sie ließ es ohne mein Vorwissen möblieren, aber in höchst galanter Weise . . .“ Und dann erzählt man von dem Souper, das dort mit so viel Geheimnis zugerichtet wurde, und bei dem man im Tête-à-Tête gewesen wäre, hätte man nicht fünf Personen mitgebracht, und hätte die Dame nicht fünf andere eingeladen: „Ich war galant, höchst beflissen, und zog mich erst eine halbe Stunde später zurück, als jedermann weg war. Es genügte, um ihr den Ruf zu bescheren . . . Und er fügt hinzu, er könne Urlaub von ihr nehmen, ohne irgend welchen Vorwurf fürchten zu müssen. An dieser Stelle verfehlt man nicht, von seinen Eigenschaften, seiner Lebensart und dem Unterschied zu reden, der zwischen einem selbst und den anderen Leuten gezogen werden muß: man rühmt das Zartgefühl, mit dem man es duldet, um der Eitelkeit der Frauen willen verlassen zu werden, und als schönen Zug seines Lebens erzählt man, daß man sich drei Tage hintereinander eingeschlossen hat, um der, von der man sich trennte, die Ehre zu lassen den Verkehr ab-

zubrechen. Läßt nun die Frau, die man dergestalt mit Frechheiten betäubt, einen Ausruf hören? „Auf Ehre“, sagt man, aber ohne auf sie hinzuhören, „je mehr ich daran denke, um so mehr möchte ich in Ihrem eigensten Interesse, daß Sie jemand hätten, wie mich.“ Und wie die Frau erklärt, wenn sie die Absicht hätte, eine Wahl zu treffen, so möchte sie nur eine feste und dauerhafte Verbindung, erwidert ihr der liebenswürdige Mann lebhaft: „Wahrhaftig? Wenn ich das glaubte, wäre ich fähig, eine Dummheit zu begehen, klug zu sein und mich an Sie zu attachieren. Die Erklärung ist ja etwas übel geraten, es ist die erste in meinem Leben, weil man mir bisher immer entgegen gekommen ist. Aber ich sehe wohl, daß ich alt werde“ Darüber huscht über die Lippen der Dame ein verzeihendes Lächeln, und sie gesteht, sie finde an dem Manne, der ihr von reizenden und geistvollen Dingen rede, etwas Interessantes und Vornehmes; sie müsse jedoch eine tiefere Kenntnis seines Charakters und innigere Überzeugung von seinen Gefühlen haben; worauf zuweilen der Mann mit einer ernsten Miene antwortet, obgleich er der gesuchteste Mann von Frankreich sei und es ein wenig müde werde, à la mode zu sein, wolle er doch in Erwägung eines Gegenstandes, der ihn fesseln könne, der Dame die Bedenkzeit gewähren; vierundzwanzig Stunden: „Ich glaube, das ist anständig, ich habe niemals so viel gegeben“. Und diese Bewerbung, die mit geringer Übertreibung fast die Bewerbung der ganzen Zeit darstellt, schließt mit den Worten des Liebhabers: „Meiner Treu! Madame, ich habe nicht geglaubt, daß die Sache zwischen Ihnen und mir so ernst sei. Wir haben uns gefallen, das ist wahr; Sie haben mir die Ehre erwiesen, Geschmack an mir zu finden, Sie waren selbst sehr nach dem meinigen. Ich habe Ihnen meine Dispositionen an-

vertraut, Sie mir die Ihrigen, von einer dauernden Liebe ist niemals Erwähnung gewesen. Hätten Sie mir davon geredet, es wäre mir am liebsten gewesen, ich betrachtete jedoch Ihre Güte gegen mich als die Wirkung einer glücklichen und vorübergehenden Laune; ich habe mich danach gerichtet."

Die Frauen gaben sich fast ohne Widerstand zu dieser Revolution der Liebe her. Sie verzichteten rasch auf das „Metier, grausam zu sein“. Die Lektüre von Calprenède, der gewöhnliche Lesestoff der fünfzehnjährigen Mädchen, jene Romane *Pharamond*, *Cleopatra*, *Kassandra*, die die Taschen der kleinen Mädchen schwelten, alle jene Bücher, die das Herz und den Geist der Frau von Kindheit an formten, vergaß die Frau, sobald sie in die Gesellschaft eintrat und die Luft ihrer Zeit atmete. Das Jahrhundert, das sie umgab, die Winke des Beispiels und die Spötttereien ihrer im Leben weiter vorgeschriftenen Freundinnen nahmen ihr bald den Geschmack und die Erinnerung an die heroische Liebe: ihr Zögern, ihre zitternden Geständnisse, ihr edler Trotz, ihre Verzückungen nach unschuldigen Gunstbeweisen, ihre raffinierten Feinheiten des Rücksichtnehmens, ihr Wunsch so hochherzig und galant wie nur möglich zu sein löschten in ihrem Gedächtnisse aus. Rasch legte sie alle romantischen Illusionen ab, jene zarten Träumereien und Sehnsüchte des Tags, jene Schlaflosigkeiten und Fieber der Nacht und schönen Qualen der ersten Liebe, die ihr an den Tagen, an denen der im Sprechzimmer zuerst gesehene Geliebte fort blieb, so schmerzliche Seufzer entlockten, nach den Seufzern eine Anrede an „diesen lieben Pyramus“, nach der Anrede ein Selbstgespräch, in dem sie sich „unglückliches Mädchen“ nannte! Dann begann sie des Nachts aufs neue zu seufzen und apostrophieren, wenn sie zu Bett lag in dem

Zimmer, das sie bewohnte: ein großer Roman, den sie sich selbst bis zum Tage vorspielte. Aber wie kann man eine so kindliche Phantasie bewahren, für solche Spiele erglühen, wenn man inmitten einer Gesellschaft lebt, die sich nur auf das Materielle und Angenehme der Leidenschaften richtet, die deren Größe, Kraft, naive Übertreibung und unwillig ertragene Poesie verwirft? Die Frau sieht, wie um sie herum der Spott alles verfolgt und zerreist, was sie für die Entschuldigung der Liebe hielt, ihre Ehre, ihre Verhülltheit, ihre adligen Tugenden. Durch alle ihre Bekenner, durch ihre tausend Stimmen und stummen Lektionen lehrt sie die Gesellschaft oder gibt ihr zu verstehen, daß in den großen Worten eine große Leere und in den hohen Gefühlen eine große Albernheit liegt. Schamhaftigkeit, Tugend und Liebe, alles wird vor ihren Augen nackt, wie Ideen, die ihre Heiligkeit verloren. Ja, die Frau errötert schließlich vor den Regungen ihres Herzens und dem Schwung von Zärtlichkeiten, die ihre junge Mädchenseele in den Traum alter Romane hingerissen hatten; und da sich in ihr die Furcht vor der Lächerlichkeit zugleich mit der Beschämung paart, befreit sie sich so trefflich von den Vorurteilen und Dummheiten ihres ersten Charakters, daß sie ihren Klosterliebten, den Mann, an den zu denken sie anfangs so glücklich und so verwirrt machte, beim Wiedersehen mit einer mutwillig koketten Miene, einem frechen Blick und dem Lächeln einer fertigen Frau empfängt; man meinte, sie wolle ihm durch ihre ganze Haltung die Worte der jungen Frau bei Marivaux zu verstehen geben: „Ich erlaube Ihnen, in meine Fesseln zurückzukehren; aber Sie sollen sich nicht so sehr langweilen wie früher und eine gute Gesellschafterin haben.“

Hatte damit die Frau die Vorurteile der Vergangenheit und der Jugend überwunden, und war diese Stufe der Koketterie

erreicht, so brauchte sie nur noch sehr wenig Skrupel abzulegen und war nicht mehr weit von jener seelischen Verfassung entfernt, die in der Frau jener Zeit den sehnüchtigen Wunsch nach einer sogenannten „Affaire“ wachwerden ließ. Bald sah man sie bei ihrer Toilette, bei ihrem Spaziergang und im Theater in Begleitung eines Mannes, der mit jedem Tag beflissener wurde, und den sie zu allen Soupers bitten ließ, zu denen sie eingeladen war; denn bei ihrer ersten Affaire gehörte die Frau noch zu jenen Prüden, die es nicht über sich gewinnen konnten, nach Ablauf von vierzehn sorgeerfüllten Tagen die Entscheidung zu treffen, und bei denen ein ganzer Monat nicht immer zur Eroberung ihres Herzens ausreichte. Und doch gab es ein Ende: eines Abends zeigte sie sich mit ihrem Kavalier in der großen Loge in der Oper und erklärte damit ihr Verhältnis nach jenem Brauch, den die Damen der Gesellschaft für die offizielle Vorstellung eines Liebhabers vor dem Publikum eingeführt hatten. Aber nach kurzer Zeit kam die Enttäuschung, denn die junge Dame hatte sich in ihrer Wahl geirrt; es fand sich in dem Verhältnis, das sie eingegangen war, keine hinreichende Übereinstimmung, um sie darin festzuhalten, und so gab die Frau dem Manne den Abschied, den wir soeben den Mann seiner Frau haben geben sehen. Sie sagte zu dem jungen Mann, den sie zu lieben geglaubt hatte, fast, was Madame d'Esparbès zu Lauzun sagte, dessen Erziehung durchaus noch nicht vollendet war: „Glaube mir, mein kleiner Cousin, es lohnt nicht mehr romantisch zu sein, das macht lächerlich et voilà tout. Du hast mir sehr gut gefallen, liebes Kind; es liegt nicht an mir, wenn du an eine große Leidenschaft geglaubt und dir eingeredet hastest, das daure ewig. Was kann dir daran liegen, wenn die Liebe vorüber ist, mag ich nun einen anderen genommen haben, oder überhaupt

ohne Liebhaber bleiben? Du hast viele Vorzüge, um den Frauen zu gefallen, nütze sie aus, gefalle ihnen und sei überzeugt, daß der Verlust der einen von einer anderen stets wieder gut gemacht werden kann; auf diese Weise ist man glücklich und liebenswürdig.“

Man verließ sich, wie man sich genommen hatte. Man war glücklich gewesen, sich zu haben, man war entzückt, *sich nicht mehr zu haben*. Nun öffnete sich vor der Frau die Karriere der Erfahrungen. Ihr Eintreten war ein Sich-Hineinstürzen, sie wirbelte in den Katarakten herum, verlangte Liebe von Launen, Neigungen und Phantasien, von allem — was die Liebe täuscht, sie betäubt und ermüdet, war höher geschmeichelt, wenn sie Wünsche erweckte, als wenn sie Achtung einflößte; bald verlassend, bald selbst verlassen, nahm sie einen Liebhaber wie ein Modemöbel, so daß man sogar das Geständnis ihres Herzens aus der Antwort der *Gauzin* heraus zu hören glaubt, die auf die Frage, was sie täte, wenn ihr Liebhaber sie verließe, sagte: „Ich nähm' einen anderen dafür.“ Wer dächte übrigens daran, sie in dieser Zeit noch weiter zu fragen, ob es eine größere und erstaunlichere Seltenheit gibt, als einen liebenden Mann, einen Mann mit „Provinzvorurteilen“, einen Mann endlich mit „Gefühlsbedürfnissen?“ Es ist die allgemeine Meinung, daß eine Frau mit dreißig Jahren „jede Schande getrunken“ hat, und daß ihr nur eine gewisse Eleganz in der Unanständigkeit, eine leichte Grazie im Fallen übrig bleibt, und nach dem Fallen ein sachtes oder wenigstens anständiges Schäkern, das sie vor der Degradierung bewahrt. Nach dem vollständigen Vergessen ihrer selbst ist ein Rest von Würde alles, was sie an Schamhaftigkeit in die *Libertinage* mitbringt.

Getragen von der Freiheit, dem Wechsel, wird die Galanterie der Frau in diesem Jahrhundert bald die Allüren und Formen

der männlichen Ausschweifung annehmen. Die Frau will, wie sich eine Dame ausdrückte, „. . . den Verlust ihrer Achtfarbeit genießen“. Und um ihr Vergnügen zu beherbergen, haben diese Frauen kleine Häuschen, die genau denen der Wüstlinge gleich sind, kleine Häuschen, deren Ankauf sie selbst besorgen und deren Portier sie selbst auswählen, damit ihnen alles ergeben ist und sie von nichts gestört werden, wenn sie sogar ihren Liebhaber darin betrügen wollen.

Die Moral der Zeit ist gegen diese Sitten tolerant. Sie ermutigt die Frau durch bequeme, auf ihre Instinkte zugeschnittene Prinzipien zur Kühnheit der Galanterie und Frechheit des schlechten Betragens. Aus den damals kreisenden Gedanken, der herrschenden Philosophie, den Gewohnheiten und den Lehren, die sich gegen die Vorurteile von jederlei Art und jederlei Gattung verschworen haben, und aus jener großen Veränderung der geistigen Gesinnung, die in der Gesellschaft alle sittlichen Wahrheiten erschüttert oder umwälzt, taucht eine Theorie auf, die das Bewußtsein der Frau zu steigern sucht, indem sie diese den Kleinlichkeiten ihres Geschlechtes entzieht. Es ist eine ganz andere Regel für ihre Ehrbarkeit, eine Art Versetzung ihrer Ehre, die man unabhängig von ihrem Schamgefühl, von ihren Verdiensten und Pflichten vornimmt. Von Bescheidenheit und Anstand, diesen jämmerlichen Eigenschaften — die Frau zu befreien, macht eine Hauptarbeit des 18. Jahrhunderts aus. Und als Ersatz aller der Tugenden, die bis dahin ihrem Charakter auferlegt und von ihrer Natur gefordert wurden, verlangt es von ihr nur mehr die Tugenden eines anständigen Mannes.

Zu gleicher Zeit beginnt der Mann, ihr die Idee eines Glückes zu geben, nach dessen Genuß kein Band aufzulösen ist. Er setzt ihr eine Theorie der Liebe auseinander, wie sie



Morgentoilette.
Kupferstich von Le Bas nach Chardin. 1741.



vollständig in einer Novelle ausgeführt ist, deren Titel sie schon resumiert: *Point de lendemain*. Wenn man der neuen Lehre Glauben schenken will, gibt es, philosophisch gesprochen, „gar keine wirklichen Verpflichtungen, als die, die man mit der Öffentlichkeit eingeht, indem man sie in unsere Geheimnisse eindringen lässt und mit ihr einige Indiskretionen begeht.“ Darüber hinaus jedoch lässt man sich zu gar nichts herbei; nur zu einem Bedauern, für das eine freundliche Erinnerung die Entschädigung zu sein hat; und dann huldigt man dem Vergnügen ohne alle sonstigen Zögerungen, Plackereien und Tyrannieen des gewöhnlichen Verfahrens.

Die bequemen Sophismen, die Apologien der Schamlosigkeit und die Lektionen der Unkeuschheit liegen in der Luft der Zeit, vom Verstand steigen sie in die Herzen und nehmen allmählich der aufgeklärten, kühn gemachten und betäubten Frau jeden Gewissensbiss; forderten doch die Systeme, die Ideen, die vom Gipfel dieser Gesellschaft herunterkamen, die von den berühmtesten Lippen flossen, von den größten Seelen und angesehensten Geistern herührten, ihrer leichteren Auffassung Vorschub. Und die Liebe, die der Naturalismus und der Materialismus proklamierte, die Helvetius vor seiner Verheiratung mit Fräulein von Ligneville praktisch ausühte, die Buffon in seinem berühmten Satz: „In der Liebe ist nur das Physische gut,“ — die physische Liebe erschien endlich auch bei der Frau in ihrer Brutalität.

Wenn man die Schleier von dem Jahrhundert hebt, so erblickt man am Ausgang dieser neuen Philosophie der Liebe einen nackten, flatterhaften und freien Gott, der im Schatten von maskierten Anbetern gefeiert wird; und in vagem Schimmer

nimmt man Weihen und Mysterien, die Bande geheimer Bruderschaften wahr, die in einer Art von Tempeln gepflegt werden, wo die Statue eines Amor, der sich wie in der Erzählung Dorats umkehrt, den Gott der Gärten darstellt. Man vernimmt halbe Worte, Zeichen der Sammlung, Aufnahmelisten und -Ansprechenden. Von einer *Koterie* zur anderen, von den *Antiformalisten*, den Feinden der Formen und Zeremonien, die sich einmal monatlich an einem vorausbestimmten Tage versammeln, kann man dem Zug dieser seltsamen Freimaurerei bis in den Mittelpunkt, bis ins Herz, bis zur „Insel des Glücks“ im Dunkeln folgen. Der Orden des Glücks ist die Kolonie und jener große Orden, der alle seine Formen, sein Zeremoniell, sein metaphorisches Lexikon, seine Aufnahmegerüste wie Anrufungen an den heiligen Nikolas der Marine entnimmt. *Meister, Patron, Geschwaderchef, Vizeadmiral*, das sind die Rangabstufungen der Bewerber, der Aufgenommenen, die in diesem Fall versprechen, den festgemachten Anker auf dem Herzen zu tragen, in allem, was von ihnen abhängt, zum Glück, zur Freude und zum Vorteil aller Ritter und Ritterinnen beizutragen, sich auf die Insel des Glücks führen zu lassen und andere Matrosen hinzugeleiten, die den Weg erkennen. Verbogener, eifersüchtiger auf ihre großen Geheimnisse und ihren hohen Eid, die sie auch den praktizierenden Aufgenommenen nicht offenbaren, den Ort verändernd, und nicht selten die Gesellschaft zu ihrer Läuterung zerstreuend, verschwinden die *Aphroditen*, die die Männer mit Namen aus dem Steinreich und die Frauen mit Namen aus dem Pflanzenreich taufen, mit ihrem Geheimnis ganz und gar. Von einer anderen „Glücks“gesellschaft jedoch, von jener Gesellschaft, die den bezeichnenden Namen: „Gesellschaft des Augenblicks“ trug, ist uns im Manuskript die Regel erhalten,

die Beschreibung der Erkennungszeichen, das Register der Aufgenommenen und ihrer Freudennamen, ein Kodex, ein Formular, eine Aufstellung, aus denen man ersehen kann, bis zu welchem Punkt in den höchsten Klassen dieser Gesellschaft die Mode gekommen war, alles zu verwerfen und abzustoßen, was bis dahin die Galanterie der Liebe zu verleihen gewohnt war, um ihr wenigstens Höflichkeit, Koketterie und Menschlichkeit zu bewahren!

Am anderen Ende der Ideenwelt der Galanterie, im Gegensatz zu jenen Vereinigungen zur Pflege des Zynismus, bildete sich in einem Winkel der hohen Gesellschaft eine Sekte, die es am Platze fand, sogar noch das Verlangen in der Liebe zu proskribieren. Infolge einer natürlichen Reaktion verwiesen die Maßlosigkeiten der physischen Liebe, die Brutalitäten der Libertinage, eine kleine Zahl von feineren Seelen, wenn nicht gebildeter, so doch zarterer Natur, auf die platonische Liebe. Eine Gruppe von halb im diskreten Schatten der Salons versteckten Männern und Frauen kam sachte wieder zu den Koketterien des Herzens, das halblaut spricht, zu den Süßigkeiten des Geistes, der seufzt, fast wieder zur Liste der alten Zärtlichkeit. Diese kleine Gesellschaft überlegte sich das Projekt, sie machte den Plan zu einem Orden der *Persévérance*, eines Tempels, der drei Altäre haben sollte: der Ehre, der Freundschaft und der Menschlichkeit. Ebenso hatte am Anfang des Jahrhunderts der Hof von Sceaux, als seine erste Ungebundenheit zum Ausbruch gekommen war, die Neigung gezeigt, die *Asträa* wieder einzusetzen, und hatte den Sopers des Palais Royal einen Protest gegen ihre Liebesdevisen und die romantische Einrichtung des Ordens *Mouche à Miel* hingeworfen.

„Sentiment“ — so heißt der neue Orden, zu dem sich einige angesehene Personen zusammenfinden. Hier und dort

heben sich von Zeit zu Zeit die Gestalten von Leuten mit hohen Gefühlen ab, die eine besondere Feinheit des Geschmacks, des Tons, der Manieren und Prinzipien kundgeben und mit den Überlieferungen der Höflichkeit des großen Jahrhunderts eine Art letzter Blüte der Ritterlichkeit in der Liebe bewahren. Und um die Huldigungen ihrer reinen Leidenschaft entgegenzunehmen, sieht man Frauen, die kein Rot auflegen, blasse Frauen, die lang auf ihrer Chaiselongue hingestreckt sind, sentimentale Gestalten, die sozusagen für die Rolle prädestiniert sind, aus der Ferne angebetet und religiös verehrt zu werden. Man sieht Madame de Gourgues, wie sie mit ihrer indolenten Haltung und ihrer schmachtenden Grazie in der Brüderschaft den Ton angibt. Neben ihr steht jener angenehme Mann mit den schwarzen Augen, dem blassen Teint, den vernachlässigten und ungepuderten Haaren, jener Ritter von Jaucourt, der wahrhaftige Heros eines zarten Romans, zum Traum eines Weibes wie gedrechselt und ganz voll von Gespenstergeschichten; das Jahrhundert benennt ihn so hübsch mit dem Namen, der wie ein Porträt erscheint: *Clair de lune*. Er ist der Herr und Meister des Genres; er hat nur einen Rivalen, Herrn von Guines, der stolz und zugleich mit zurückhaltenden und galanten Zeichen seine geistige Neigung zu Frau von Montesson bekennt. Eine kleine Sekte schließlich, die nur eine modische Bewegung zur Wiederaufrichtung der Liebe war. Man weiß nicht einmal, ob sie von ihrer Sache aufrichtig erfüllt war; und sehr viele Zweifel kommen einem über diesen verdienstlichen Versuch eines Platonismus mitten im 18. Jahrhundert auf und hinsichtlich der Überzeugung seiner Adepten, wenn man sieht, wie die letzte dieser platonischen Liaisons endete: Frau von Montesson wird die Gemahlin des Herzogs von Orleans, und Herr von Guines, der

auf seine Liebe glatt verzichtet, bekommt von ihr eine Gesandtschaft.

Wenn man sich indessen von der Liebe des 18. Jahrhunderts ein gerechtes und wahres Bild machen will, wenn man ihre bleibenden Züge, ihre gewöhnliche und durchschnittliche Physiognomie jenseits der Übertreibung und Ausnahme, des Pamphlets und der Satire suchen will, die aus allen Büchern der Zeit strömt und die Wahrheit zuweilen etwas vergewaltigt, so wird man nicht in diesen Auswüchsen und Affektationen ihren allgemeinsten Charakter zu finden haben: die Liebe dieser Zeit liegt in ihrem Wesen weder in jenen Extremen, die sie dem Zufall der Begegnungen preisgeben, noch in jenen Verbindungen, die sie mit reinen Gefühlen nähren. Sie liegt vor allem in einer gewissen Leichtigkeit der Frau, die zwar waffenlos ist, aber doch noch das Recht der Wahl hat, die ohne einen Gedanken an Beständigkeit, ohne ein Versprechen auf Dauer in eine Liaison eintritt, die aber mindestens durch die Leidenschaft des Augenblicks, durch eine Geschmacksneigung dazu fortgerissen werden will. Sie besteht aus jener seltsamen Disposition, in der die Tugend der Frau, wie das Leben bei dem sterbenden Fontenelle, es als eine Unmöglichkeit zu empfinden scheint, weiter zu bestehen; eine natürliche Hingabe, eine Schwäche, eine Apathie, deren Geständnis und Akzent man in der folgenden konfidentiellen weiblichen Bemerkung wiederfindet: „Was wollen Sie? Er befand sich in der Lage, und ich auch; wir lebten in einer Art Vereinsamung; ich sah ihn alle Tage und sah nur ihn . . .

Die Liebe des 18. Jahrhunderts steht ganz im Verhältnis zur Frau der Zeit und ist ihr Ebenbild: sie ist weder breiter,

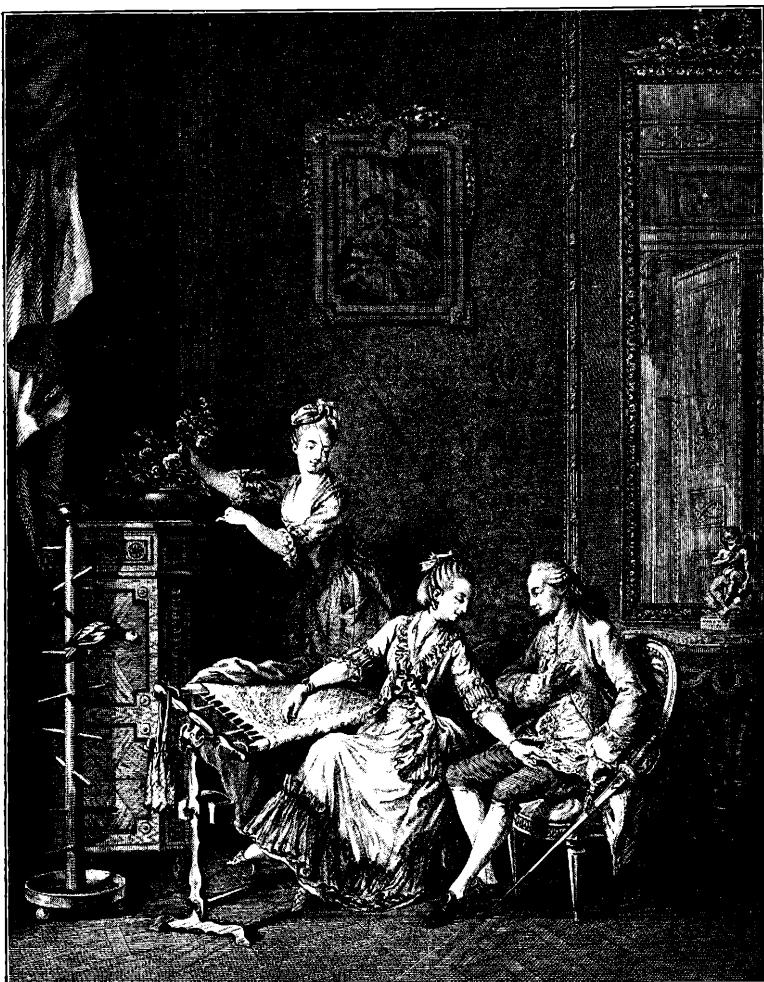
noch tiefer, noch höher. Und was ist sie? Man verhöre sie, studiere sie; man reduziere sich ihr Wesen und ihren Typus, indem man sich ihre moralische Persönlichkeit und ihren physischen Organismus aufstellt: Diese von der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts erzeugte Frau unterscheidet sich kaum von der Frau, wie sie von der Zivilisation des neunzehnten hervorgebracht wurde. Es ist die Pariserin, jene Pariserin, die in diesen aufreizenden Kreisen groß geworden, die die Pubertät beschleunigen und forcieren, die den Körper vor der Zeit reifen und jene erschlafften und nervösen Körperbeschaffenheiten entstehen lassen, denen eine starke Gesundheit der Sinne und des Temperaments versagt bleibt. Von dieser Seite aus gibt es also keinen herrschenden Willen. Sehen wir jetzt ins Herz der Frau: ihre Gemütsbewegungen, ihre Instinkte besitzen gar keine Kraft, keinen Elan, keine Leidenschaft mehr. In ihrem Innersten findet sich gar nichts von jenen unwiderstehlichen Zärtlichkeitsbedürfnissen, von jenem Ausschütten des Herzens mehr, das eine Frau entzückt, sie selbst ergreift und sie dafür zwingt, sich der Liebe hinzugeben: es ist nur ein liebenswürdiges, mitleiderfülltes Herz, das gerührt ist, wenn es betet, das liebt, was es sanft berührt, die tränenvollen Rührungen, die gefühlsseligen Theorien, die Melancholien, die es liebkoset wie eine etwas entfernte traurige Musik. Dieses Herz enthält viel mehr Phantasie als Leidenschaft, viel mehr Gedanken als Liebe. Die folgende Bemerkung röhrt durchaus nicht von einem Beobachter her, der die Frau des 18. Jahrhunderts sehr aus der Nähe gesehen hat: „Die Frauen dieser Zeit“, hat Galiani gesagt, „lieben nicht mit dem Herzen, sie lieben mit dem Kopfe.“ Und er hat wahr gesprochen. Im ganzen Jahrhundert trägt die Liebe die Zeichen einer Neugierde des Geistes, einer Libertinage des

Denkens. Sie scheint wie das Suchen nach einem Glück in der Frau oder wenigstens die Verfolgung eines eingebildeten Vergnügens, dessen Bedürfnis sie quält, dessen Blendwerk sie irreführt. Anstatt ihr die Befriedigung der sinnlichen Liebe zu geben und sie auf die Wollust zu heften, erfüllt sie die Liebe mit Unruhe, stößt sie von Prüfung zu Prüfung, von Versuch zu Versuch, indem sie vor ihr, je nachdem sie einen neuen Schritt in die Schande hinein tut, die Verführung geistiger Verderbtheit, die Lüge eines Ideals, die ungreifbare Laune von Träumen der Ausschweifung wirken läßt.

Auch sind die größten Skandale, die größten Liebesausbrüche Begeisterungen des Kopfes, Begeisterungen mit einer Sonderstellung, die durch einen Beweggrund charakterisiert werden, der nichts Sinnliches an sich hat: durch die Eitelkeit. Die Frauen leisten häufig der Jugend eines zu ihren Füßen knienden Cherubim, den Annehmlichkeiten eines Mannes, dessen Person ihnen durchaus gefällt, Widerstand. Es kann vorkommen, daß sie sich stark zeigen gegen die Gefahren der Gewohnheit, der Vertrautheit, der Schönheit, der Kraft, der Grazie und sogar des Geistes, gegen die tausend Verführungen, die zu allen Zeiten den Mann dem Weibe schrecklich gemacht haben. Aber es ist eine Verführung, gegen die sie kaum eine Verteidigung versuchen, eine Bezauberung, der sie nicht zu entfliehen vermögen; es braucht nur ein Mann à la mode aufzutauchen, und man wird ihm kaum die Mühe lassen, sich zu bücken, um die Herzen aufzuheben, so sehr ist die Liebe in der Frau dieser Zeit mit niedriger Eitelkeit gefüllt! Es braucht nur ein Mann à la mode aufzutauchen, und sie geben sich ihm ganz und gar preis; sie unterstützen ihn mit ihrer verliebten Freundschaft, mit ihrem Ränkespiel, mit ihrem Einfluß; sie bringen ihn

in den besten Hofzirkel. Sie sind stolz darauf, ihm zu dienen, ohne daß er sie belohnt, stolz darauf, wieder weggeschickt zu werden, so wie sie genommen wurden. Und kommt es nicht so weit mit ihnen, daß sie sogar das Rundschreiben als eine Liebeserklärung aufnehmen, das Létorière an ein und demselben Tag allen Damen schickte, die er noch gar nicht kannte? Wir sind weit entfernt von jener Zeit der galanten und raffinierten Billets, die das Glück der Mutter Montcrifs bildeten, die ihm ihre verliebte und feine Feder lieh. Er gebe sich nur Mühe, zu siegen, dieser Unwiderstehliche, dieser Mann à la mode; und man wird sehen, wie die Reinsten, die Tugendhaftesten um Gnade flehen, jene, die den Frieden ihres Glücks und ihrer Tugend gegen alle Versuchungen und gegen alle Gelegenheiten ihm aufbewahrt haben. Er wolle nur, und selbst Frau von Tourvel ist verloren!

Er nenne sich Richelieu, und er schreitet im Triumph über das ganze Jahrhundert weg wie ein Gott, nur durch seinen Namen. Er ist der Meister, der verhimmelt wird, und vor dem die Scham nur mehr Tränen hat! Die Frau strebt nach einem Skandal mit ihm: sie trachtet nach dem Ruhm, durch ihn in öffentlichen Ruf zu kommen: sie findet Ehre in der Schande, die er ihr zufügt. Ihm weicht alles, Koketterie und Tugend, Herzogin und Prinzessin. Die Anbetung durch die Jugend, die Schönheit, den Hof des Regenten, den Hof Ludwigs XV. schreitet vor ihm her wie eine Dirne. Die Leidenschaft der Frauen schlägt sich um ihn ebenso brennend wie die Wut der Männer; und gerade seinetwegen wechseln Frau von Polignac und die Marquise de Nesle im Bois de Boulogne zweimal Kugeln. Er hat Geliebte, deren Gefälligkeit die Eifersucht erstickt, und die sogar seiner Untreue Vorschub leisten, Geliebte,



Am Stickrahmen.
Kupferstich von Lingée nach Freudenberg. 1774.



deren Geduld er nicht erschöpfen kann, und die er vergeblich mit Demütigungen zu sättigen sucht. Die er beleidigt, küssen ihm die Hand, die er davonjagt, kommen wieder. Er zählt die Bilder nicht mehr, die Haarlocken, Ketten und Ringe, er erkennt sie nicht wieder: in seinem Gedächtnis liegen sie durcheinander wie in seinen Schubläden. Jeden Morgen wacht er unter Huldigungen auf und erhebt sich angesichts eines Stoßes von Bittbriefen; ohne sie zu öffnen, wirft er sie mit einem Wort weg, das der Adresse eine Maulschelle gibt: *das ist einer, den zu lesen ich keine Zeit habe*; bei seinem Tode findet man noch fünf versiegelte Billets zu Rendezvous, von fünf hohen Damen abgesandt, die ihn am gleichen Tag um eine Stunde seiner Nacht anflehen! Läßt er sich aber herab, sie zu öffnen, so streift er sie mit einem Blick, gähnt über die brennenden, bittenden Zeilen hin und sie fallen ihm aus der Hand, wie einem Minister eine Bitschrift aus der Hand fällt!

Und wenn es nicht Richelieu ist, so ist's ein anderer. Denn der Frau liegt wenig daran, woher dieser Mann kommt, woher er stammt; wenig an seiner Geburt, an seinem Rang und seinem Stand: wenn ihm nur die Mode deckt, so ist das hinreichend, um die von ihm Erhörten zu ehren. Dieser Mann mag ein Schauspieler oder ein Sänger sein, die Schminke mag ihm noch auf den Wangen liegen: ist er öffentlich anerkannt, so ist er ein Mann und heißt ein *Sieger!* Die höchsten Damen und die jüngsten laden ihn ein, rufen ihn, bitten ihn, suchen sich bei ihm ins beste Licht zu stellen und lassen ihn ihre Demut und Dankbarkeit kosten. Sie lieben ihn so rasend, daß sie sich einsperren lassen, ja, daß sie beinahe daran sterben, wie die Gräfin von Stainville Clairval liebte. Sie werden sich um ihn reißen, wie jene beiden Marquisen, die sich öffentlich in einer Loge der

Comédie-Italienne um Michu stritten. Sie trachten nach ihm mit der schamlosen Wut der berüchtigten Gräfin, die in aller Gegenwart schrie: „Davongejagt! Davongejagt!“ oder auch mit dem festen Willen, dem hartnäckigen Eigensinn und der liebevollen Standhaftigkeit, mit der die Stiefschwester der Frau von Epinay, Madame de Jully, vorging. Und welches Wort entfuhr dieser, als sie Frau von Epinay bat, ihrer Liebschaft zu Jélyotte freundlich gesinnt zu sein, und Frau von Epinay ausrief: „Gar nicht daran zu denken, liebe Schwester! ein Opernsänger, ein Mensch, den alle Welt anschaut, und der aus Gründen der Anständigkeit nicht für deinen Freund gelten darf! . . . „Sachte, bitte sachte,“ antwortet ihr Madame de Jully, „ich habe dir gesagt, daß ich ihn liebe, du antwortest mir aber, als hätte ich dich gefragt, ob ich wohl daran täte, ihn zu lieben.“

Mit dem Hervorzerren des Skandals hatte es aber durchaus noch nicht sein Bewenden. Denn dem 18. Jahrhundert war es vorbehalten, in die Liebe, aus der es einen Kampf des Mannes gegen das Weib gemacht hatte, Gotteslästerung und Untreue hineinzutragen, die frevelhaften Freuden und Befriedigungen eines Lustspiels. Aus der Liebe mußte eine Taktik werden, aus der Leidenschaft eine Kunst, aus der Rührung eine Falle und aus dem Verlangen sogar eine Maske, damit alles, was im Herzen der Zeit noch an Gewissen und Aufrichtigkeit in ihren Zärtlichkeiten übrig blieb, unter dem schallenden Gelächter der Parodie erstickte.

In diesem Liebeskrieg und Liebesspiel, auf diesem Theater der Leidenschaft, die sich selbst ein Schauspiel gibt, enthüllt dieses Jahrhundert vielleicht seine tiefsten Eigenschaften, seine geheimsten Quellen, eine Art ganz unerwarteten Genies der

Doppelheit des französischen Charakters. Wieviel große Diplomaten, wieviel große Politiker ohne Namen, geschickter als Dubois, einschmeichelnder als Bernis, gibt es doch in jener kleinen Schar von Männern, die in der Verführung des Weibes das Ziel ihrer Gedanken und ihre große Lebensangelegenheit erblickten, die Idee und die Laufbahn, denen sie sich gewidmet haben! Welche Fülle von Studium, Fleiß, Wissenschaft und Nachdenken! Welch hohe schauspielerische Kunst! Welche Geschicklichkeit offenbart sich in jenen Verhüllungen und Verkleidungen, die *Faublas* verewigt haben und die den Herrn von Custine so trefflich versteckten, daß er, als Coiffeuse verkleidet, unerkannt der geliebten Frau die Haare schneiden konnte! Wieviel Kombinationen eines Romanschriftstellers und eines Strategen werden da entwickelt! Kein einziger greift eine Frau an, ohne sich einen sogenannten Plan entworfen zu haben, ohne eine Nacht damit verbracht zu haben, die Lage hin und her zu wenden, wie ein Autor, der seine Ränke schmiedet. Und nach Einsetzen des Angriffes bleiben sie bis zum Ende jene erstaunlichen Schauspieler, gleich den Büchern der Zeit, in denen auch kein einziges Gefühl zum Ausdruck gelangt, das nicht erheuchelt oder erlogen wäre. Alle ihre Effekte, alle ihre Schritte sind genau berechnet; wenn Pathos am Platze ist, haben sie sich im voraus den Augenblick bestimmt, in dem sie in Ohnmacht fallen müssen. Durch Abstufungen von der raffiniertesten Feinheit wissen sie aus Achtung in Rührang, aus Melancholie in Verzückung zu fallen. Ausgezeichnet verstehen sie, unter einem Seufzer ein Lächeln zu verstecken, zu schreiben, was sie nicht fühlen, kalten Bluts in ihre Worte Feuer zu legen, sie mit der Miene der Leidenschaft durcheinander zu wirren. Sie haben Blicke, die ihnen unvermerkt vom Gesicht zu blitzen

scheinen, verliebte Gebärden und Schreie, die sie sich daheim im Zimmer überlegt haben. Sie reden wie Liebende, und ihre Anträge klingen wie tiefste Herzensergüsse, so geschickt wissen sie in ihrer Sprache und Stimme die Bewegung zittern zu lassen, so abgestimmt ist ihr Organ auf ihre Seele und eine so künstliche Feinfühligkeit hat es sich infolge langer Schulung zu eigen gemacht. „Nichts unterlassen,” heißt der Wahlspruch eines ihrer Vertreter. Und wahrhaftig, nichts vergessen sie, was die Empfindsamkeiten einer Frau erzittern lassen und ihr Interesse fesseln kann oder was dazu verhilft, ihre Erschlaffung und Schwächung herbeizuführen und die zartesten Fasern ihres Wesens zu treffen. In ihrer Berechnung und ihren Chancen ziehen sie sogar die Temperatur in Betracht und die Abspannung, in die die Sinne einer Frau durch die Wärme einer regnerischen Atmosphäre oder durch die niederdrückende Trostlosigkeit eines grauen Abends geraten. In allem sind sie genau, voll Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Denn nicht nur der Frau, auch sich selbst gegenüber legen sie Wert darauf, von der ersten Szene bis zur letzten vortrefflich zu spielen. Vor allem wollen sie sich selbst Genüge tun, sich Beifall klatschen, stolzer darauf, ihre Rolle zu eigener Zufriedenheit erledigt zu haben, als mit der Frau zufrieden zu sein; denn nach und nach legten jene Verführungskünstler eine artistische Eigenliebe in ihr Spiel. Sie taten noch mehr: sie trugen das Bewußtsein wirklicher Schauspieler hinein. Und um die Täuschung vollständig zu machen, um vollends verstörend und aufreizend zu wirken, ließen manche die Verlogenheit ihrer ganzen Persönlichkeit auch noch aus ihrem Gesichte sprechen, indem sie sich Runzeln anmalten, sich weiß schminkten, Puder von den Haaren wischten oder keinen Wein tranken, um blaß zu werden. Da gab es

sogar welche, die sich für ein entscheidendes Rendezvous Hoffnunglosigkeit aufs Gesicht legten, etwa so, wie man sich Schminke auflegt: mit verdünntem Gummi arabicum zeichneten sie sich die Spuren schlecht verwischter Tränen auf die Backen!

Andere gingen geradewegs aufs Ziel los. Von dem Tage ab, an dem der Mann, um zu gefallen, nicht mehr verliebt zu sein brauchte, dachte er, man würde ihn in eiligen Fällen sogar davon dispensieren, liebenswürdig zu sein. Mit diesem Gedanken fiel die letzte Ehre des Weibes und die Achtung, die sie umgab; die Liebe schämte sich nun nicht mehr vor Vergewaltigung. Unverschämtheit und Überraschung wurden moderne Verfahrungsweisen; ihre Anwendung brandmarkte den Mann nicht etwa wegen Schurkerei oder Gemeinheit, sondern ihr Erfolg verlieh ihm noch eine Art Ruhm. Sogar die auf eine brutale Weise überfallene Frau fand in diesem gemeinen Verführungsmitel etwas wie eine schmeichelnde Demütigung. Wieviel rohe Angriffe wurden nicht verziehen? Wie viele Verhältnisse, die sich oft zu Dauerverhältnissen auswuchsen, haben hitzig und mit Grobheiten begonnen, in einem Wagen, dessen Kutscher sorgfältig darauf bedacht war, den längsten Weg zu nehmen, sich taub zu stellen, und die Pferde im Schritt fahren zu lassen! „Ein Abenteuer, wie man sie alle Tage erlebt, im Grunde eine Kleinigkeit,” das ist alles, was am anderen Morgen die Gesellschaft von diesen verwegenen Streichen sagt. Macht die rohe Gewalt nicht in der besten Gesellschaft Schule? Eines Tages wagt sie sogar an das Kleid der Königin von Frankreich zu röhren, und für einen Märtyrer oder einen Lauzun, der davon gejagt wird, hat man nach den Bekenntnisbüchern des Jahrhunderts alle Helden zu zählen, die das Abenteuer glücklich überstanden. Vorwärtsstürmend von Triumph zu Triumph,

kommt die brutale Gewalt von gemeinen Spitzfindigkeiten zu schamlosen Genußkünsteleien, sie gelangt schließlich zu Grundsätzen, zu einer Art Philosophie und zu Verteidigungsmitteln. Man brachte die Kunst, den Augenblick zu ergreifen, in eine gelehrt Theorie; Schöngeister traten auf und erklärten, ein Waghals wäre eigentlich einer Frau gegenüber rücksichtsvoller als ein Furchthase, jener achtete sie tatsächlich, weil er ihr die lange Marter immer neuer Zugeständnisse ersparte und bei ihr nicht das Gefühl eines schmählichen Fehltrittes und kein Hin- und Herreden aufkommen ließe. Aber es gibt eine Gattung von Siegen, die als erhaben gilt über alle anderen und vom Manne besonders gesucht wird: den Sieg durch den Geist. Nur hier finden die Raffinierten, die Meister der Verführung, ein immer neues Vergnügen und den Genuß einer wahrhaften Eroberung des Weibes. Durch Gewohnheit und Erfolg abgestumpft gegenüber den Roheiten und Gewaltsamkeiten, gegenüber den Überraschungen, die sich an die Sinne wenden, machen sie mit sich selbst die Wette, bis ins Herz der Frau vorzudringen, ohne auch nur zu versuchen, sie zu berühren und ganz über sie zu triumphieren, ohne einen Augenblick ihre Sinnlichkeit zu reizen. Ihren Kopf, einzig und allein ihren Kopf wollen sie in Aufregung bringen, verwirren, mit Laune und Lockung füllen, bis sie dadurch ihre ganze Person in eine Verfassung unvorhergesehener, fast unfreiwilliger Willfährigkeit gebracht haben. Ein Stelldichein ist für diese Männer ein Kampf, ein Kampf ohne Brutalität, aber auch ohne Erbarmen, aus dem die Frau gedemütigt durch den männlichen Geist, durch die Überlegenheit ihrer Gaunerei gebändigt und unterjocht hervorgehen muß, zwar nicht liebend, aber besiegt. Haben sie nur die Erlaubnis zu einer Begegnung, die Gelegenheit zu einem Gespräch: so scheinen sie zugleich mit

der Kaltblütigkeit eines Jägers und dem Scharfblick eines Hauptmanns die Frau anzugreifen, sie zu verfolgen, sie von Satz zu Satz, von Wort zu Wort zu drängen, zu schlagen, sie aus einer Verteidigungsstellung in die andere zu treiben, unvermerkt den Kreis des Angriffs zusammenziehn, sie zu bedrücken, in die Enge zu treiben, zu forcieren, und sie endlich am Ende des Gesprächs in ihrer Hand zu halten, zuckend und schlagenden Herzens, atemlos, wie ein im Flug erhaschter Vogel! Ein fast erschreckendes Schauspiel ist es, zu sehen, wie sie sich mit Frechheit und Spott einer Koketten oder einer Unvorsichtigen bemächtigen. Man höre sie nur! Was für eine erstaunliche Geschicklichkeit legen sie an den Tag! Nie hat sich die Unverschämtheit der Ideen so nett unter der Zurückhaltung der Ausdrücke zu verstecken gewußt. Zwischen ihre Gedanken und ihre Worte schieben sie aus Rücksicht auf ihre Partnerin kaum eine geschraubte Wendung ein, eine leichte Hülle, wie sie etwa jenes feine Hauskleid aus Taft bietet, in dem auf den Schlössern die Männer den Damen auf ihren Zimmern Besuche machen.

Zuerst entschuldigt man sich, zu unschicklicher Zeit zu kommen, man gibt vor, zu glauben, man störe eine beschäftigte Person, man leugnet mit verzogenen Lippen das Glück, das einem geboten wird, dann gibt man es zu, indem man bittet, es geheim zu halten, denn man schämt sich dessen; man reizt die Neugierde der Frau über eine ihrer Freundinnen, die man besessen hat, und beschreibt ihr ihren Schnitt und ihre Formen von Kopf zu Fuß in allen Einzelheiten; man ist absichtlich indiskret, als hätte man Furcht, sich durch Schweigen für die Zukunft zur Diskretion zu verpflichten; man spricht davon, als Weiser zu vergessen, man führt den Namen einer Frau an, die jüngst ge-

nötigt war, einen zu erinnern, daß man sie zärtlich geliebt hatte, man macht Achtungsbeteuerungen und zeigt sich im selben Augenblick respektlos; man wundert sich über die Liebhaber, die der Frau, mit der man plaudert, öffentlich zugeschrieben werden; man läßt sie wie mit einer Zauberlaterne ihre Lächerlichkeiten sehen; man definiert den Unterschied, der darin besteht, eine Frau zu lieben und sie zu besitzen; man setzt die Wohltaten der modernen Philosophie auseinander, das Glück, daß die Heucheleien der Frau und ihr zimperliches Getue endlich unterdrückt sind, die Vorteile dieses bequemen Verfahrens, bei dem man sich nimmt, wenn man sich gefällt und sich verläßt, wenn man einander überdrüssig ist, bei dem man sich wieder nimmt, um einander wiederum zu verlassen, ohne sich je zu entzweien; man weist auf alles hin, was die Liebe dadurch gewonnen hat, daß sie sich nicht mehr aufregt, daß sie ihre tugendstolze Unschuldsmiene aufgibt, daß sie ganz einfach eine für den Augenblick aufflackernde Laune ist, die die Zeit Geschmack nennt; und durch den Ton, in dem man dies alles sagt, durch die seltene und ungezwungene Art und Weise, die man hineinlegt, durch das überlegene Lächeln, das man von oben über alle diese Chimären hinwirft, gerät das Weib in einen so rasenden Taumel, daß sie schon einem schwachen Ansturm widerstandslos erliegt, — darin besteht die große Kunst und große Geste, eine Art und Weise der Verführung, die wahrlich der Eitelkeit des Mannes schmeichelt, der in dieser ganzen kurzen Affäre nichts anderes brauchte, als die Hilfsmittel und die Waffen des Geistes. Wenn er nur seine Spottlust bis zum Schlusse bewahrt, wenn er in der Dankbarkeit nur noch etwas Unverschämtheit behält: so blüht ihm das Vergnügen, zu hören, wie die Frau erwacht und mit dem Schrei über ihre Schande aus



Die unzufriedene Mutter.
Kupferstich von Ingouf nach Wille fils. 1767.



der Verwirrung emportaucht: „So sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mich lieben!“ — so sehr hat er sich von jeder Zärtlichkeitsregung rein erhalten. Und gerade dieses Wort, das die Frau von ihm verlangt, um ihre Erniedrigung zu entschuldigen, — verweigert er ihr, indem er sie wegen dieses empfindsamen Gedankens, der ihr so übel ansteht, in artiger Weise auslacht, wobei er ihr die von einer geistreichen Person nicht zu erwartende Lächerlichkeit vorhält, auf solche Lumpereien soviel zu geben und darüber spottet, wie unschicklich sie jetzt in derartiger Lage ein Geständnis fordere, das er zum Erreichen seiner Ziele gar nicht benötigt habe. In der Liebe oder in dem Zustand der nahenden Liebe auch noch das Wort zu verweigern, auf dem ihre letzte Blendung und ihre letzte Schamhaftigkeit beruht, das gibt der Eigenliebe und der Laune des Mannes der Zeit die höchste Befriedigung.

Hier beginnt man den Kern der Liebesauffassung des 18. Jahrhunderts zu berühren und die Bitterkeit ihrer Galanterien mit dem ganzen dahinter verborgenem Gift zu durchschauen. Liegt nicht bereits in der Weigerung, der Frau für ihre eigenen Augen eine Entschuldigung zu suchen, und in einer so schamlosen Ofienheit der Verführung der böse Trieb der äußersten Lüste der Verderbtheit? Aus diesem Hang zum Hohn und Spott macht sich die Liebe sehr bald eine Ehrensache und ein Wohlgefallen an der Bosheit; und die Bosheit der Zeit, die so niederträchtig verschärfe und ausgesuchte Bosheit dringt auch noch den Liebesverhältnissen ins Herz. Es genügt der Eitelkeit des Petit-Maitre nicht mehr, eine achtbare Frau ins Verderben zu bringen; er will auch brechen können, indem er leichten Tones sagt: „O! fertig, ganz fertig . . . ich habe sie gezwun-

gen, mein Können anzubeten, habe tausend Freuden mit ihr genossen, ich verließ sie, indem ich ihre Eigenliebe vernichtete.“ Es ist hochmodern, eine Frau aus Eigensinn wieder zu kapern, um sie dann unter dem Beifall der Öffentlichkeit von neuem zu verlassen. Aus dem Verhältnis des Mannes zu den Frauen entsprang eine Quelle übler Begierden, die ihn nicht allein zur Entehrung, sondern auch zur Marterung der Frau treibt. Es lächelt ihm ein Vergnügen darin, die Spötterei bis zur Vollendung zu steigern, dort eine Wunde zu reißen, wohin er einen Kuß gedrückt hat, und noch den letzten Rest von Gewissensbissen, den die Schwäche hervorbringt, ausbluten zu lassen. Und sobald er eine Frau auf sich närrisch gemacht hat und ihr, nach der galanten Sprechweise der Zeit, *den Honig ausgesogen* hat, dann ist es ihm eine Lust, ihr eine Eifersuchtsszene zu machen, und, als Antwort auf ihre Verteidigung, wütend zu werden und zu verschwinden. Das sind erbarmungslose Spiele, in denen sich in einer Art fürchterlicher Anmut die Grausamkeit des Zeitleistes und der Tiefe seiner sittlichen Ausschweifung enthüllen! Und was kann es Verletzenderes für eine Frau geben, als wenn von ihrem früheren oder augenblicklichen Geliebten geredet wird, zu einer Zeit, wo sie ihn am meisten vergißt; sie an ihre Pflichten oder das, was allgemein darunter verstanden wird, zu erinnern, wenn sie nicht mehr vom Laster lassen kann; das Runzeln ihrer Augenbrauen, das Ernstwerden ihrer Blicke zu beobachten, schließlich das Hervorbrechen der Tränen, wenn man ihr das Bild ihres Mannes entwirft, der sie anbetet und den sie hintergeht? Oder gar, wenn die Frau den lieben Mann begraben mußte, so ist es, nach Überwindung des ersten heißen Kummers ein verlockender Kniff, das Gespräch wieder auf den Toten zu lenken, ihn zu beklagen, mit weichem Ton zu

sagen: „Was für ein Verlust für Sie!“, um damit die bekommene Frau mit unerwünschten Erinnerungen zu quälen. Erst dann, nach solchen Proben, bekommt man mit Recht das schmeichelklerische Kompliment zu hören: „Sie sind wahrhaftig ausnehmend böse!“ ein Wort, das man unbedingt verdient oder gehört haben mußte, wenn man eine Frau verließ!

In dem Maße, in dem das Jahrhundert altert und seinen Charakter zur Reife bringt, seine Leidenschaften aushöhlt und seine Begierden verfeinert, wie es verdorrt und sich in seiner rein verstandesmäßigen Trockenheit und Sinnlichkeit verzehrt, so sucht es immer entschiedener in Derartigem die Sättigung von, ich weiß nicht, was für entarteten Trieben, die nur noch am Bösen Lust haben. Die Schlechtigkeit, die die Wurze bildete, wird zum Genie der Liebe. Die „Verderbtheiten“ kommen aus der Mode und die „Verruchtigkeit“ in Schwang. In die Beziehungen zwischen Männern und Frauen schleicht sich etwas wie eine unerbittliche Politik oder ein geregeltes Vernichtungssystem. Die Korruption wird eine Kunst, die an Grausamkeit, an Mißtrauen, an Verräterei der Kunst der Tyrannie gleichkommt. Der Machiavellismus dringt in die Galanterie ein, er leitet und beherrscht sie. Es ist die Zeit, in der Laclos nach der Natur seine *Liaisons dangereuses* schreibt, ein wunderbares und abscheuliches Buch, das für die Liebesmoral Frankreichs im 18. Jahrhundert die gleiche Bedeutung hat, wie die Abhandlung vom *Fürsten* für die politische Moral Italiens im 16. Jahrhundert.

In den trüben Tagen vor der Revolution, inmitten dieser Gesellschaft, die bis tief in ihre Seele hinein vom Unbehagen eines in der Luft liegenden, drohenden Sturms durchrättelt und durchdrungen war, sieht man an die Stelle der munteren

und frechen Petits-Maitres von Cr ebillon fils die Grands-Maitres der Perversität, die vollendeten Wüstlinge, die starken Köpfe der theoretischen und praktischen Immoralität treten. Diese Männer haben kein Gefühl, kein Gewissen und keine schwachen Seiten. Liebenswürdigkeit besitzen sie, Unkeuschheit, Heuchelei, Kraft, Geduld, Konsequenz der Entschlüsse, unabirrbares Willen und eine fruchtbare Phantasie. Sie kennen die Macht der Gelegenheit, die gute Wirkung einer wohl angebrachten Tugendhaftigkeit oder Artigkeit, die Verwendung von Kammerfrauen, Kammerdienern, die Benutzung von Skandalen und alle ungesetzlichen Waffen. Kaltbl tig haben sie alles berechnet, was sich ein Mann an „Scheuflichkeiten“ erlauben kann und schrecken vor nichts zurück. Wenn sie aus einem Schreibtisch das Geheimnis eines Frauenherzens nicht entwenden können, so bedauern sie gleich, daß bei der Erziehung eines Mannes, der sich mit Intrigen abgibt, nicht das Talent eines Spitzbuben mit verwertet wird. Ihr Hauptgrundatz besteht darin, ein Abenteuer niemals zu enden, bevor sie nicht die Frau mit etwas entehren können: sie verführen nur, um zu verderben, sie täuschen nur, um zu bestechen. Ihre Freude und ihr Glück besteht darin, die Tugend einer Frau in einer langsam Agonie erlöschen zu lassen und sie bei diesem Schauspiel festzuhalten; auf halbem Weg zu ihrem Sieg halten sie dann ein, um auch ihr, die sie auf jeder Stufe, an jedem Punkt der Schande und Verzweiflung angegriffen haben, Einhalt zu gebieten, sie das Gefühl ihrer Niederlage mit Muß auskosten zu lassen und recht langsam zum Absturz zu bringen, damit die Reue ihr Schritt um Schritt nachfolge. Ihr Zeitvertreib und ihre Zerstreuung, über die sie fast erröten, weil es sie so wenig gekostet hat, besteht darin, durch Autorität ein junges

Mädchen, ein Kind zu unterjochen, ihm unter Scherzen seine Ehre zu stehlen und es im Müßiggang zu verderben; sie machen sich eine tückische Übung daraus, dieses Mädchen über die Geschmacklosigkeiten ihrer Mutter ins Lachen zu bringen, ihrer Mutter, die im Zimmer nebenan liegt, und die von der Schande und vom Gelächter ihres Blutes nur durch eine Wand getrennt ist! — In diesem letzten Zug hat das 18. Jahrhundert im Gebiete sittlicher Verwilderung die äußersten Grenzen der Phantasie erreicht.

In der Ausschweifung der galanten Schlechtigkeit kam die Frau dem Manne gleich, wenn sie ihn nicht noch übertraf. Sie offenbarte einen neuen Typus, in dem alles Geschickliche, alle Gaben, alle Feinheiten und Gattungen von Geist ihres Geschlechtes sich in eine Art überlegter Grausamkeiten verkehrten, die Entsetzen einflößt. In einigen seltenen und abscheulichen Frauen erreichte die „Gaunerei“ einen fast satanischen Grad. Natürliche Falschheit, erworbene Heuchelei, ein gezügelter Blick, eine beherrschte Miene, Verlogenheit ohne irgendeinen Zwang im Benehmen, scharfe Beobachtung, ein durchdringendes Auge, Beherrschtheit der Sinne, Neugierde, heißer Wissensdurst, lauter Momente, die sie in der Liebe nur Tatsachen sehen ließen, die man überlegen und sammeln mußte, so furchtbaren Eigenschaften und Fähigkeiten hatten diese Frauen von ihrer Jugend an Talente und eine Politik zu verdanken, die einem Minister Achtung hätten erwerben können. In ihrem Herzen hatten sie das Herz der anderen erforscht; sie hatten gesehen, daß jeder darin ein Geheimnis versteckt hält, und sie wollten ihre Macht darin erproben, dieses Geheimnis eines jeden zu entdecken. Fest entschlossen, den äußersten Schein und die Gesellschaft zu achten, sich in einen

guten Ruf einzwickeln und einzuhüllen, hatten sie ernstlich bei den Moralisten geforscht und bei sich erwogen, was man tun konnte, was man denken und wie man aussehen durfte. So vorgebildet, verschwiegen und unergründlich, undurchdringlich und unverwundbar, bringen sie in die Galanterie, in die Rache, in das Vergnügen und in den Haß ein kaltblütiges Herz, einen immer gegenwärtigen Geist, einen freien Ton, den Zynismus einer großen Dame zugleich mit einer hochmütigen Eleganz, einer Art unversöhnlicher Gewandtheit. Diese Frauen verderben einen Mann, bloß um ihn zu verderben. Sie säen Versuchung in die Reinheit und Ausschweifung in die Unschuld. Sie martern die anständige Frau, deren Tugend ihnen zuwider ist; und haben sie sie zu Tode getroffen, so stoßen sie den Vipernschrei aus: „Ach, wenn eine Frau die andere ins Herz trifft, so ist die Wunde unheilbar“ Gleich einem Blitzstrahl bringen sie in den Familien die Schande zum Einschlagen; sie drücken den Männern die Streitsachen und die todbringenden Degen in die Hände. Erstaunliche Gestalten, die bezaubern und in Schrecken setzen! Man möchte im moralischen Sinn von ihnen sagen, sie übertreffen die antike Messalina um Haupteslänge. In der Tat schaffen sie, offenbaren sie, fleischen sie in sich selbst eine allen anderen überlegene Verderbtheit ein, die man eine ideale Verderbtheit zu nennen versucht wäre: die Ausschweifung der bösen Leidenschaften, die Wollust des Bösen!

Und man glaube nur nicht, daß diese so fertigen, so vollständigen Typen Phantasiegebilde seien. Sie entspringen nicht aus dem Kopfe Laclos', stammen auch nicht aus dem Traum eines Romanschriftstellers; es sind Geschöpfe dieser Welt, lebendige Persönlichkeiten dieses Gesellschaftskreises. Die hervorragenden Geister der Zeit sind zur Hand, um ihre Ähnlichkeit

zu bezeugen und die Anfangsbuchstaben ihrer Namen über diese Schilderungen zu setzen. Das einzige Übel besteht darin, daß allzuviel Musterbeispiele dafür da sind. Nennt man in Valmont nicht einen berüchtigten Menschen? Hat Herr von Choiseul seine große Karriere nicht mit jener Rolle eines Glücksritters begonnen, eines unbarmherzig bösen, vollendeten Wüstlings, der in einer geradezu erstaunlichen Weise auf sein Ziel losgeht, der weder einen Schritt macht noch ein Wort spricht ohne einen vorgefaßten Plan gegen eine Frau, der mit seinem Sarkasmus den Frauen Furcht einflößt, sie mit seinem Geist bedroht oder schon vermöge seiner Furchtbarkeit über sie triumphiert? Aber wozu von Choiseul reden? Hatte Laclos das Urbild seiner Schöpfung nicht in der schrecklichen Gestalt des Marquis von Louvois vor Augen, in der Gestalt des Grafen de Frise, der sich damit unterhielt, Madame de Blot auf die Folter zu spannen? — Und was die Frau betrifft, die Laclos geschildert und der er soviel teuflische Anmut und Mittel angedichtet hat, konnte er das Original nicht nach seinem Zusammentreffen mit ihm im Leben studieren? Wird nicht, nach der vertraulichen Mitteilung von Laclos, vom Prinzen von Ligne und von Tilly bestätigt, daß er nur das Gewissen einer großen Dame von Grenoble zu entkleiden brauchte, der Marquise L. T. D. P. M., daß er nur ihr Leben zu erzählen brauchte, um in ihr seine Marquise von Merteuil zu finden?

Worauf mußte indessen diese Schlechtigkeit in der Liebe hinauslaufen, deren Einreißen und Frechheit, deren immer wachsende und unstillbare Begierden wir durch das Jahrhundert hindurch zu verfolgen versucht haben? Mußte sie innehalten, bevor sie etwas wie einen entsetzlichen Maßstab für ihre Ausartungen und Maßlosigkeiten abgegeben hatte? Eine unerbitt-

liche Logik befiehlt den schlimmen Leidenschaften der Menschheit, bis an ihr Ende zu gehen, um ihren letzten Ausbruch in einer unumschränkten Schrecklichkeit zu finden. Diese Logik hatte der bösen Wollustmacht des 18. Jahrhunderts ihre ungeheuerliche Krönung bestimmt. In den Geistern des 18. Jahrhunderts lag eine zu große Gewöhnung an die sittliche Grausamkeit, als daß diese Grausamkeit auf die Köpfe beschränkt blieb und nicht noch auf die Sinne überging. Man hatte mit dem Leiden des Herzens der Frau zu sehr gespielt, um nicht in Versuchung zu kommen, sie noch sicherer und sichtbarer leiden zu lassen. Nachdem man die Marterungen ihrer Seele erschöpft, warum sollte man sie nicht an ihrem Leibe versuchen? Warum nicht rund heraus in ihrem Blut nach den Genüssen suchen, die in ihren Tränen gefunden wurden? Das ist eine allmählich im Entstehen begriffene Lehre, der das ganze Jahrhundert unmerklich entgegengeschritten und die im Grunde nur die Materialisierung ihrer Begierden ist; war es nicht verhängnisvoll, daß dieses letzte Wort noch ausgesprochen wurde, eine Bestätigung dieser wahnsinnigen Wildheit als Grundsatz und als Offenbarung, und daß am Ende dieser raffinierten und galanten Dekadenz, nach solchen Anläufen zur Hinrichtung des Weibes, ein de Sade kam, um mit dem Blut der Guillotinen seine Schreckensherrschaft in der Liebe aufzurichten?

Genug damit: wir wollen nicht noch tiefer hinabsteigen, nicht noch länger in den faulen Eingeweiden des 18. Jahrhunderts herumwühlen. Die Geschichte muß vor dem Abgrund des Schmutzes halt machen. Darüber hinaus gibt es keine Menschheit mehr, nur mehr Giftdünste, in denen man nicht mehr atmen kann, in denen das Licht in den Händen, die es halten wollten, von selbst ausginge.



Ja oder Nein?
Kupferstich von Thomas nach Moreau. 1781.



Laßt uns wieder zum Leben hintreten, zum Licht, zur frischen Luft, zur Natur, zur Leidenschaft, Wahrheit und Gesundheit, zur Macht und Anmut der menschlichen Gefühle. Auch hat man nach der langen Auseinandersetzung aller Krankheiten und Schändlichkeiten der edelsten Teile des Herzens, nach der Betrachtung der Wunden und Verderbtheiten der Liebe das Bedürfnis, seinen Ekel abzuschütteln. Scheinbar hat man Eile, einer vergifteten Atmosphäre zu entrinnen. Die Liebe verlangt eine Höhe, in der sie wieder Atem schöpfen kann, einen Hauch, den ihr der Himmel schickt, einen Strahl, der sie befreit, ein tröstendes Bild, in dem sie das Gewissen ihrer rechten Instinkte und reinen Neigungen, ihrer zärtlich-erhabenen Gefühle, ihrer unsterblichen Illusionen und ihrer göttlichen Lebenskraft wiederfindet. Es ist an der Zeit, daß wir zur wahrhaften Liebe kommen, daß wir sie wieder aufsuchen und zeigen, was sie an Ehrgefühl, Aufrichtigkeit und Eingebung besaß, was sie für Opfer auferlegte, was sie für Schmerzen bereitete, was sie in einem Jahrhundert der Laune, Ausschweifung und Gaunerei den Schwachheiten des Weibes an Tugenden abrang.

Bestand sie auch nicht in derselben öffentlichen Geltung, war sie auch nicht so populär wie die Galanterie, kam sie auch erst im zweiten Rang der Abenteuer der Zeit zur Erscheinung, außerhalb der allgemeinen Sitten, der herrschenden Theorien, der sittlichen Gewohnheiten und der täglichen Praxis, so hatte die wahrhafte Liebe im 18. Jahrhundert doch nicht weniger ihren Platz. Man nehme nur einmal in dieser Zeit den Mann, der die Unkeuschheit der herrschenden Liebe, die Eleganz ihres Zynismus, die Glätte ihrer Ausschweifung am besten geschildert hat, den Romanschriftsteller, der das *Sopha, Egarements du coeur et de l'esprit, Nuit et le Moment* geschrieben; was steckt

hinter seinem Werk und auf dem Grund seines Lebens? Eine geheimnisthafte Leidenschaft, ein verstecktes Glück und eine verschleierte Religion, die Liebe zu Fräulein Stafford.⁴⁷⁾ So war das Jahrhundert: den Skandal hat es an die Wand genagelt, aber die Liebe hat es auch gekannt.

Im Anfang des Jahrhunderts lebt eine Frau, die die Tränen der Liebe wiederfindet. Sie gibt der Liebe ihre Ehre, ihre Poesie wieder, indem sie ihr Hingebung und Schamhaftigkeit verleiht. Sie hinterläßt im Schoß des 18. Jahrhunderts eine jener süßen Erinnerungen, aus denen das menschliche Herz seine Legenden macht und zu denen die Verliebten aller Jahrhunderte hin-pilgern. Sie vermachts der Zukunft einen jener demütigen Romane, die die Zeiten überdauern und auf den Seiten der Geschichte, fern von Politik und Krieg in ihrem Schatten ver-

⁴⁷⁾ Eine merkwürdige Geschichte ist diese Liebe zwischen Crébillon und Fräulein von Stafford. Der Erfolg der Romane Crébillon fils' in London war derartig, daß eine junge Engländerin von ausgezeichneter Geburt, die sehr zurückgezogen lebte und daher sehr fromm war, sich dem Schriftsteller in den Kopf setzte und ihn zu sehen nach Paris reiste. Sie begegnete dem Autor des „Sophia“ bei Frau von Sainte-Maure, verliebte sich unmittelbar in ihn, heiratete ihn geheim und verzichtete für ihn auf ihren Namen, ihre Familie und ihr Vaterland. Crébillon lebte in Paris in der größten Zurückgezogenheit zu gleicher Zeit wie in der vollkommensten Vereinigung mit dem freundlichen, liebevollen, verständigen, häßlichen, schieläugigen und wenig bemittelten Wesen, das von einer Pension von tausend Talern lebte, die ihr Mylord Stafford gab und die er bezahlte, wie und wann er wollte. Ein Knabe, das einzige Kind des Verhältnisses zwischen dem Romanschriftsteller und der Engländerin, bevor die bösen Worte der Verwandten die Erklärung der Heirat erreicht hatten, starb 1650, und die Mutter war tot vor dem Jahre 1771. (Correspondance de Grimm, Bd. 7. Journal et Mémoires de Collé, Bd. 1.)

borgen wie Kapellen erscheinen, in denen die Phantasie vom Lärm der Straße ausruht und vergißt, was entsteht und vergeht, sich sammelt, sich von Rührung überschauern läßt und in Erfrischung sich wieder erholt.

Bei aller Ausschweifung und aller Regentschaft liebt diese Frau so. In der vollen Regentschaft waltet sie der weiblichen Anmut und Würde. Mitten aus den Skandalen des Palais Royal, unterbrochen von Liedern der Wüstlinge, erhebt sich die Klage, ein Seufzen und Schreien des Leidens und der Zärtlichkeit, der Schrei einer verwundeten Taube in einem von Satyrn bevölkerten Wald! In nächster Nähe von Madame de Parabère, an ihrer Seite, gibt sich Mademoiselle Aïssé vollständig dem Chevalier d'Aydie hin. Sie schreibt: „Es gibt sehr viele Leute, die von der Befriedigung nichts wissen, die es verleiht, zart genug zu lieben, daß wir das Glück unseres Liebhabers dem eigenen vorziehen“; und ihr ganzes Leben ist nur ein Opfer für das Glück dessen, den sie liebt. Als Geliebte des Chevalier nimmt sie die Pflicht und den Mut auf sich, die Hand, die er ihr bietet, zurückzuweisen: „Nein, ich habe seinen Ruhm zu lieb,“ sagt sie, indem sie ihre Augen von diesem allzuschönen Traum wegwendet. „Dem Geliebten das Leben so süß zu machen, daß er dieser Süßigkeit nichts anderes vorzieht,“ sie kennt keine andere Kunst und keinen anderen Ehrgeiz. Süßigkeit heißt das Wort, das unaufhörlich aus ihrem Herzen in ihre Feder fließt und allen ihren Briefen den unsterblichen Ton einer Liebkosung verleiht. Als Frau von Ferriol sie eines Tages fragte, ob sie den Chevalier behext habe, antwortete sie ihr schlicht und unbefangen: „Der Zauber, dessen ich mich bedient habe, ist einfach, wider meinen Willen zu lieben und ihm das irdische Leben so süß wie nur möglich zu gestalten.“ Ihre Seele

und ihr Leben liegen in dieser Antwort; diese Verführung ihrer Person ist der Zauber, der über ihrer Erinnerung liegt. Sie liebt, sie konnte der Liebe nicht widerstehen, und sie will sich von ihr freimachen. Für die Tugend geboren, ist ihr das Bild der Tugend erst in der Leidenschaft vor Augen getreten, und sie lernte die Pflicht erst nach dem Fehlritt kennen. Sie kämpft und unterliegt, dann kämpft sie von neuem. Sie fürchtet alles, was sie in die Nähe des Chevaliers bringen kann und ist doch unglücklich darüber, fern von ihm zu sein. „Einer heftigen Leidenschaft den Lebensfaden abschneiden, das ist schrecklich; der Tod ist nicht schlimmer . . . ich zweifle daran, daß ich heilen Lebens davonkomme,“ schreibt sie der Freundin, die sie aufrichtet, sie tröstet, berät und ermahnt; und um den Sieg über sich zu erringen, legt sie sich Anstrengungen auf, die sie vernichten. Ihr Herz blutet tropfenweise. Ein so schmerzliches Bedauern liegt darin, eine so aufrichtige, unverhohlene Scham, daß ihre Gewissensangst auf Augenblicke einen engelhaften Charakter annimmt und die Reue ihr eine Art zweiter Unschuld verleiht. Ihre Schönheit entschwindet, ohne daß ihr darüber ein Bedauern kommt; sie verliert ihre Kräfte und ihre Gesundheit, und sie läßt sie entweichen, ohne sie halten zu wollen. Die Krankheit beruhigt sie und nähert sie der Anmut. Das Opfer richtet sie zugrunde; aber sie hofft auf die Barmherzigkeit Gottes, der ihren guten Willen sieht. Und wieviel Liebe zeigt sie noch dabei vor jenem Mann, vor dem sie ihre Leiden verhehlt, dessen tränenvolle Augen sie nicht anzublicken wagt, aus Furcht, sich zu sehr rühren zu lassen, und von dem sie auf ihrem Totenbett schreibt: „Er glaubt, mit seiner mächtigen Freigebigkeit mein Leben loskaufen zu können; das ganze Haus beschenkt er, sogar noch meine Kuh,

der er hat Heu geben lassen; dem einen schenkt er Mittel, damit er sein Kind ein Handwerk lernen lassen kann, der anderen, damit sie sich Pelzkragen und Bänder kaufen kann; allem, was ihm begegnet und was sich ihm vorstellt; damit treibt er es fast bis zur Narrheit. Und auf meine Frage, zu was das nütze, bekam ich die Antwort: um alles in Ihrer Umgebung zu verpflichten, damit es sich um Sie sorgt.“ Dann kommt ein Priester; sie lößt sich von der Erde und lächelt dem Glück entgegen, diesen elenden Leib zu verlassen, sie erhebt sich zu Gott, den ihr Herz in seiner ganzen Güte sieht: es ist die Liebe, die in Gnade stirbt. Und am Ende des Jahrhunderts will etwas von dieser Frauenseele, die entschwindet wie die Seele einer Jungfrau, scheinbar im weißen Kleide Virginien wieder ins Leben kommen.

Während sich die Liebe so bei Fräulein Aïssé mit aller Zartheit, Lieblichkeit und Gefühlsstärke in leidenschaftlicher Hingabe offenbart, tritt sie bei einer Frau ganz entgegengesetzten Temperaments mit Sturmewucht zutage: bei Fräulein von Lespinasse. Bei dieser ist das Gefühl ein verzehrendes Brennen, ein immer glühendes und wieder aufloderndes Feuer, das unaufhörlich in sich selbst wühlt, sprüht und arbeitet. Es lebt von seiner Rastlosigkeit, Energie, Heftigkeit, seinem Wüten und Toben, von allem, was für die Seele einer Aïssé zu männlich und zu stürmisch war. Langsam glühte es sich bis zur Erschöpfung aus, und man untersuche es nur einmal: man wird unter der Hand den stärksten Herzschlag des 18. Jahrhunderts zittern fühlen. Denn die Liebe des Fräuleins von Lespinasse ist nicht bloß das Fieber einer Frau, sie läßt auch die Krankheit und das Streben dieser Zeit sehen. Sie enthüllt das geheime Leiden einer kleinen Zahl von höheren Menschen, die für das

Jahrhundert zu reich ausgestattet sind, die fast beim ersten Anlauf schon alles auf die Spitze getrieben, die die Genüsse der Welt mit einem Zug erschöpft und dabei alles bis zum äußersten gekostet haben, was ihnen Vergnügen, Glück und gesellschaftliches Treiben an Fülle und Reizen bieten konnten. Nach dem überstürzten Auskosten aller Herrlichkeiten spüren sie nur noch Ekel in sich und eine alles verschlingende Öde, die ihr Geist auf allen Gebieten des gewöhnlichen Lebens erzeugt hat, und entdecken in der Atmosphäre ihrer Verkümmерung und Eigenliebe eine unwiderstehliche Sucht nach Liebe, mit Wahnsinn, Verzückung und Verzweiflung zu lieben. Sie wollen sich in die Liebe stürzen wie in einen Gießbach, ganz und gar hineintauchen und mit ganzer Macht den Rausch ihres Herzens fühlen. Sie gestehen und verkünden es mit lauter Stimme: es kommt ihnen nicht darauf an, zu gefallen, schön und geistreich gefunden zu werden, die große Ehre der Zeit zu genießen, die Ehre einer Bevorzugung, die Kitzel der Eitelkeit zu spüren: was sie wollen, sind nur Erfolge des Herzens. Ihr Stolz und ihre Eigenheit liegt darin, zu lieben. Ihr ganzer Ehrgeiz erschöpft sich darin, der Liebe für fähig und würdig befunden zu werden und zu leiden. Sie wiederholen immer nur: „Sie sehen, wie gut ich lieben kann, ich tu' nichts als lieben, ich verstehe nichts, als zu lieben“ Ergriffen, gerührt und vor Leidenschaft zu erschauern ist der innige Wunsch dieser Seelen, die mit Ungeduld der Kälte ihres Jahrhunderts entrinnen möchten und sich mit Freude von der Gesellschaft lossagen, um nur in sich selbst einem einzigen Gedanken leben zu können. Und da im allgemeinen diese Frauen in den Tagen ihrer Kindheit und ersten Jugend keineswegs die religiösen Erschlaffungen und Entzückungen gespürt und den zarten Gefühlen der Frömmigkeit

widerstanden haben, kommen sie zur Liebe wie zu einem Glauben. Sie bringen das Niederknien als eine Art von hingebugter Ergebung hinein. Diese fleckenlosen Vernunft-Seelen, die bis dahin keinen sittlichen Sinn, kein Gewissen und keinen anderen Herrn kannten als den Verstand, diese stolzen, durch häufige Liebkosungen verwöhnten Seelen verlieren, sowie sie beim sittlichen Sturz ihre Hohlheit gewahr werden, das Gefühl ihres Wertes und ihrer vermeintlichen Stellung; nun stürzen sie in die Niedrigkeiten einer Magdalena und einer verliebten Buhlerin. Ihre Eigenliebe, den Haupttrieb ihres ganzen Wesens, stellen sie völlig unter die Füße des geliebten Mannes; sie haben Vergnügen daran, sie von ihm treten zu lassen. Vor ihm stehen sie wie vor dem Gott ihres Daseins, unterwürfig und gedemütigt, gebeugten Hauptes, klaglos auf alles verzichtend und fast fröhlich über ihr Leid.

Diese völlige Unterwerfung findet man bei Fräulein von Lespinasse so ausgeprägt, daß sie als Charakterzug ihrer Liebe eine noch hervorstechendere Eigenschaft zu bilden scheint als ihre Verzückung und Heftigkeit. Wie soll man die Herrin eines der ersten Salons von Paris in dieser Frau wiedererkennen, die sich in der Liebe so krümmt, die den schlechtesten Platz im Herzen ihres Geliebten ganz furchtsam und mit leiser Stimme erbittet, die sich so lebhaft für den Ausdruck des Interesses bedankt, mit dem man ihr zu schreiben geruht, die sich so sehr dafür entschuldigt, daß sie dreimal in der Woche schreibt? So wenig man ihr auch gewährt, das Wenige empfängt sie wie eine unverdiente Gunst; ja, sie findet ihre Dankbarkeit noch kalt, auch wenn sie ihre ganze Zärtlichkeit hineinlegt. Nichts kann sie aus dieser gekrümmten und flehentlichen Haltung herausreißen, und alle Zeichen der Liebe, die ihr zuteil werden, können

sie nicht zu einem Vertrauen ermutigen, das auch Forderungen an den Geliebten zu stellen wagt. Unaufhörlich demütigt sie sich vor Herrn von Guibert; und die Hingebung, mit der ihr Wille in dem seinen, sie selbst in ihm aufgeht, ist so vollkommen, daß sie sich nicht mehr im Einklang mit der Gesellschaft und in Übereinstimmung mit dem Ton und den Gefühlen der großen Welt zu bringen weiß. Die Vergnügungen und die Zerstreuungen, die sie noch um sich herum sieht, können ihr von keinem Nutzen sein; und dieser allmächtigen Liebe gegenüber erscheint ihr das öffentliche Urteil so geringfügig, daß sie bereit ist, dieser Meinung zu trotzen und weiter Herrn von Guibert anzusehen und ihn in jedem Augenblick ihres Lebens zu lieben. Ein wunderbarer Schwung lebt in ihr, ein höchstes Aufjauchzen und beständiges Sehnen; und allen ihren Gedanken, allen Kräften ihrer Seele, allen Mächten ihres Herzens entringt sich der Schrei der Zärtlichkeit und der Verzückung: — eine heiße Bitte um einen Kuß!

„*In jedem Augenblicke meines Lebens, 1774.* Mein Freund, ich leide, ich liebe und erwarte Sie.“

Die von ihrem Gegenstand ganz gefesselte Liebe hat kein besseres Beispiel in der modernen Menschheit, als diese Frau, die alle ihre Gefühle und inneren Regungen auf ihren Liebhaber bezieht, ihm alle Gedanken schenkt, deren Eigentum sie sich nach ihrem feinen Ausdruck „nur zu sichern glaubt, wenn sie sie ihm mitteilt,“ die sich alles verbietet, woran er keinen Anteil hat, und zufrieden damit ist, nur von ihm zu leben, ihrer eigenen Persönlichkeit beraubt und gleichsam von sich selbst abgestorben. Sie weigert sich zu reden, und verschließt vor einem Besucher wie Diderot, dessen Gespräch nach ihrer Meinung Aufmerksamkeit erfordere, die Tür, um schweigsam ohne



„Robe à la Circassienne.“
Kupferstich von Dupin nach Le Clerc. 1778.
Aus der Galerie des Modes.



Bücher und Licht allein zu bleiben, ganz und gar dem Genuß der neuen Seele hingegeben, die Herr von Guibert ihr mit den drei Worten geschaffen: „Ich liebe Sie,“ und zugleich so tief in diesen Genuß versunken, daß sie darüber die Fähigkeit verliert, sich der Vergangenheit zu erinnern und an die Zukunft zu denken. Und wenn der arme Mann, den sie mit ihrer ganzen Liebe groß gemacht hat, von der Gleichgültigkeit zur Brutalität übergeht, was für Kämpfe und Leiden, was für Augenblicks-empörungen treten dann ein, die alsbald wieder von be-jammernswürdigen Erniedrigungen und Demütigungen gefolgt werden! Welch schmerzvolle Arbeit, ein Herz zu bezwingen, das weit über das Maß der Anstalten und Bequemlichkeiten Herrn von Guiberts hinausgeht! Man muß hören, wie sie von ihm Liebeszeichen verlangt, wie sie sich röhmt, die Unglückliche! es nicht nötig zu haben, geschont zu werden. Was für eine Rolle, welches Leben spielt sich unter diesem langen Martyrium ab! Ihn bitten, sie sich selbst zu überlassen, sich an ihre Leidenschaft zu klammern, seine Herrschaft anerkennen, wieder in die Krämpfe der Verzweiflung zurückfallen, an jedem Abend wieder sich in jene Orpheusmusik zu versenken, die sie zerreißt, an jedem Abend wieder das: „Ich habe meine Eurydice verloren!“ hören, das in ihrem Innersten den Quell der Tränen, der Klage und des Schmerzes aufzuröhren scheint; diesen Mann um ein Wort anflehen, wenn er will, auch um ein Wort des Hasses, ihm versprechen, daß man ihn nicht mehr stören, nie wieder etwas von ihm verlangen wolle, daß man sich damit beschäftigen werde, ihn reich zu verheiraten und damit einer anderen jungen und schönen Frau zu geben; trotz Schwäche und Husten für diesen Mann Gänge machen, herumlaufen, Besuche machen, intrigieren; auf den Knien

um einen Erfolg bitten, wenn das Stück dieses Mannes aufgeführt wird; bei der Barmherzigkeit dieses Mannes, dem sie auf jederlei Weise dient, das Almosen zu erbetteln, das sie braucht, um nicht vor Schmerzen zu sterben; sich noch einmal an ihn anschließen, ihn um sein Bild anflehen, ihm ihr Sterben begreiflich machen, ohne dabei seine Empfindlichkeit allzusehr anzugreifen, ihn inbrünstig bitten, mit ihr bei einem Diner zusammen zu treffen, ihm wiederholen: „Wann werde ich Sie sehen? Wie lange werde ich Sie sehen?“, ihm aus dem Bette schreiben, von dem sie weiß, daß es ihr Totenbett sein wird! „Lieben Sie mich nicht, aber dulden Sie, daß ich Sie liebe und es Ihnen hundertfach sage;“ das ist das lange, schreckliche Martyrium dieser Frau, die so sehr zum Vorbild aller Hingebung in der Liebe bestimmt war, daß ihr Todeskampf wie eine Verklärung der Leidenschaft anmutet. Mit einer Hand, die schon ans kalte Grab röhrt, schreibt sie: „Die Schläge meines Herzens, das Pochen meines Pulses und mein Atem, alles das ist nur mehr die Wirkung der Leidenschaft. Sie ist ausgeprägter und hervorstechender denn je, nicht weil sie stärker wäre, sondern weil sie im Erlöschen ist, gleich dem Licht, das mit größerer Kraft aufflackert, bevor es für immer stirbt“

Die Leidenschaft! Sie hat in dieser Zeit genug große Beispiele und anbetungswürdige Züge hinterlassen, um alle Trockenheiten des Jahrhunderts wieder gut zu machen. In einigen erwählten Herzen ließ sie eine Art Tugend und Gesundheit entstehen; in sehr vielen schwachen Seelen bildete sie so etwas Ähnliches wie eine Loskaufung oder Entschuldigung. Wieviel schöne Regungen und hochherzige Taten haben sogar auf die Einfluß gehabt, die dem damals üblichen Liebeskult

ihren Zoll entrichtet und deren Sünden mitten unter den Ausbrüchen der schlechten Sitten aufgeblüht sind! Wie viele heute noch durchglühte Briefe hat sie dem Ehebruch diktiert, Briefe, deren blasses Tinte einen Strom von Blut und Tränen aufzuweisen scheint! Nach den Briefen einer Aïssé an einen Chevalier d'Aydie, einer Lespinasse an einen Guibert, höre man die beiden folgenden Briefe einer unglücklichen Frau, die mit der Unkeuschheit ihrer Zeit den von seiner Zeit angebeteten Mann liebte; man lese die Briefe der Madame de la Popelinière an Richelieu: Welche leidenschaftlichen Küsse! Welch unaufhörliche Wiederkehr des Ausdruckes: *mon cœur*, der immer und immer wieder kommt wie eine durchdringende, ununterbrochene, eintönige Litanei, die sich gleich der Gebärde einer Sterbenden ans Leben klammert! In diesen Zeilen brennt die Flamme, eine Flamme des Verzehrens und der Reinigung; wird dadurch nicht die Liebe von der Leidenschaft gerettet auch noch im Skandal der Liebe?

„Mein liebes Herz mein süßer Geliebter warum schreibst Du mir so kalt, mir, die nur für Dich atmet die Dich anbetet mein Herz ich fühle es wohl ich bin ungerecht Du hast zu viel zu tun und Deine Geschäfte erlauben Dir nicht mir zu schreiben, sie quälen Dich des bin ich sicher mein Herz aber ich habe in Deinem Brief die Ausdrücke und Gefühle nicht gefunden, die aus der Seele kommen und die soviel Vergnügen bereiten beim Schreiben wie beim Lesen ich habe eine tiefe Empfindung wenn ich Dir schreibe mein teurer Geliebter und es bringt mich fast in Fieber und durchwühlt mich ebenso. Ich habe nicht erfahren können, daß der Bote nicht gegangen wäre, ohne Dir noch diese paar Worte zu schreiben um meinen kalten und wütenden Brief wieder gutzumachen den ich Dir

gestern schickte ich fühlle, welches Übel ich Dir bereite schlimmer als die stärksten Schmerzen, ich liebe Dich, ohne Dir sagen zu können wie sehr mein süßer Geliebter Du kannst mich nicht genug lieben um zu fühlen wie ich Dich liebe mein liebes Herz ich sterbe darüber nicht bei Dir zu sein meinen Drüsen geht es nicht gut sie werden ums Doppelte größer⁴⁸⁾ und ich bekomme neue ich fange an mich etwas darüber zu beunruhigen aber nur darüber denn die Grundfeste meiner Gesundheit ist unverletzbar es wird also hoffentlich nichts zu sagen haben. Vertrauen Sie mir vor allem und beunruhigen Sie sich nicht. Mein süßer Geliebter Deine Abwesenheit wird mir das Leben kosten ich verzweifle darüber. Ich habe immer nur Dich geliebt, mein Herz ich bin die Unglücklichste von der Welt ach, mein teures Herz liebst Du mich ebenso treu ich glaube es nicht Sie fühlen nicht so lebhaft das weiß ich. Aber liebe mich wenigstens so sehr Du kannst

„Mein Herz Sie lieben mich mehr als alles was Sie geliebt haben das ist wahr ich fürchte immer es sei nur die Güte Ihres Herzens die Ihnen diese Dinge gebietet um mich zu trösten und mir Geduld einzuflößen, mein Herz was Du an Liebkosungen verlierst ist unersetzlich. Gestern vergaß ich Ihnen zu sagen daß mein Porträt gemalt wird aber mein Herz

⁴⁸⁾ Eine spaßhafte Person, namens Balot, die durch ihre unglücklichen Vergleiche bekannt war, sagte im Jahre 1748, als man über die Heilung des Krebses der Madame de la Popelinière sprach: „Diese Heilungen sind ziemlich gewöhnlich; ich habe Frauen gekannt, die Geschwülste hatten, daß ihr Busen endlich so groß war wie ein Savoyard-Dudelsack.“ Métra belehrt uns, daß der Arzt à la mode für die Krankheiten des weiblichen Busens der Scharfrichter von Paris war.

ich kann Ihnen keine Kopie schicken, der Maler ist ein gewisser Marolle der den ganzen Tag im Hause arbeitet, außerdem glaube ich nicht daß es mir ähnlich wird, Sie haben recht mein Gesicht ist zu veränderlich das Bild gehört meinem Bruder sollte es Ihnen aber gefallen, wenn Sie es bei Ihrer Rückkehr sehen, so wird mein Bruder es Ihnen wohl ohne Schwierigkeiten geben er wird mir sehr gern das Opfer bringen aber Sie werden es nicht mehr brauchen Sie haben ja das Modell mein Herz wie verlangt mich nach Euch, einen Arm gäb ich darum um Sie sogleich hier zu haben, ja ich gäbe ihn, das schwöre ich Ihnen mich verlangt nach Ihnen mit der heftigsten Ungeduld und jeden Tag wird sie größer, daß ich gar nicht einmal weiß wie ich es anstellen soll, um die Nacht zu erwarten und während der Nacht den Tag dann das Ende der Woche des Monats ach mein Herz wie qualvoll und schrecklich mein Leben ist. Sie können sich nicht vorstellen ich selbst hätte es niemals glauben können daß es keine Zerstreuung für mich gibt sprechen wir nicht mehr davon das betrübt Sie ohne daß es mich tröstet und nichts wird Sie früher zu mir führen, dessen schmeichle ich mir manchmal daß Sie kommen müßten als wenn ich Ihnen sagte, kommen Sie mein Herz um welchen Preis es auch sei, aber ich müßte schon sehr krank sein, um von Ihnen zu verlangen daß Sie alles verlassen, ich mahne Sie im Gegenteil zu bleiben aber mein Herz so wenig es Ihnen nur möglich ist darum bitte ich Sie."

Liegt hierin nun die ganze Liebe der Zeit?⁴⁹⁾ Nein. Haben

⁴⁹⁾ Diesen Liebeszeugnissen fügt ein erst neuerdings veröffentlichtes Werk: „Correspondance de la comtesse de Sabran avec le comte de Boufflers“, ein zärtliches und leidenschaftliches Kapitel

wir nicht in den historischen Liebschaften dieses Jahrhunderts eine in ihrer Reinheit leidenschaftlichere Liebe als die der Madame de la Popelinière, eine Liebe von noch vornehmerer Hingebung als die von Fräulein von Lespinasse, eine Liebe, die endlich noch keuscher ist als die der armen Aïssé? Und diese Liebe finden wir in dem hochmütigen Hause der Condé.

Zur Heilung einer Kniescheibenverletzung, die sie sich durch einen Sturz zugezogen hatte, weilte die Prinzessin von Condé im Jahre 1786 in den Bädern von Bourbon l'Archambault. Das Badeleben befreite vom Zwang der Etikette und der gesellschaftlichen Sitten, und die Prinzessin, die damals 27 Jahre zählte, unterhält sich mit den Badegästen, die ihr gefallen, frühstückt mit ihnen und geht mit ihnen spazieren. Unter den Männern, die ihr den Arm anbieten und ihren noch unsicheren Fuß durch das Geröll der Weinberge geleiten helfen, begegnet sie einem jungen Mann von 21 Jahren. Ein Wort, das die Prinzessin eines Tages über die Langeweile der hohen Stellungen fallen läßt, führt Zutrauen zwischen den Plauderern herbei, und nach Verlauf von drei Tagen ist aus dem Zutrauen Liebe geworden.

Nach Beendigung der Saison muß man sich trennen. Die Prinzessin schreibt. Sie schreibt Briefe, die ganz erfüllt sind von fast kindlichen Artigkeiten und Zärtlichkeiten des Herzens, die in mystischem Stile verfaßt, eine heilige Auffassung der Liebe in ihre Korrespondenz zu bringen scheinen. Auf jeder Seite beklagt sie sich über die große Gesellschaft, „die sie verhindert, ganz wie sie will an das zu denken, was sie liebt“. Auf jeder

hinz, ein Kapitel, das besser als jedes Wort das Lebewohl vom Ende eines Briefes erzählt: „Adieu, mein Gatte, mein Geliebter, mein Freund, mein Weltall, meine Seele, mein Gott.“

Seite wiederholt sie dem geliebten Mann: „Sie sind immer bei mir, Sie verlassen mich keinen Augenblick.“ Hier weigert sie sich, Werther zu lesen, der ihr Interesse in Anspruch nähme, „während doch ihr ganzes Interesse, ihr ganzes Herz und ihre ganze Seele ihrem Freunde gehöre“. Dort wird sie beinahe böse darüber, für hübsch gefunden zu werden, da sie will, daß ihr Aussehen nur ihrem Freund gefallen soll.

Und mitten unter den Festen von Chantilly und von Fontainebleau dringt ihr das Erinnern an Archambault in die Worte: „*O, die kleinen Weinbergshäuser!*“

In der Ferne lieben; einen Mann lieben, dem öfters als drei- oder viermal während eines ganzen Jahres zu begegnen sie kaum hoffen darf und dann noch unter den Blicken eines Salons; mit dieser uneigennützigen Liebe lieben, die sich an Erinnerungen weidet und von der Lektüre etlicher Briefe nährt, das genügt dieser Natur der reinen Liebe, die schreibt: „Ich spüre mein liebendes Herz, das macht glückselig, diesem Glück gebe ich mich hin.“ Und hat man die Frau nicht vollständig in dem Porträt, das sie in einem anderen Briefe von sich selbst entwirft: „Ich bin gut und mein Herz weiß vortrefflich zu lieben, das ist alles.“

Bei dem stolzen Blute der Condé ist die Demut dieser Prinzessin in der Liebe ein Wunder, erstaunlich ist ihre schöne und freiwillige Opferung ihres Rangs und ihrer Größe, die bewundernswerte Entzagung, mit der sie ihr Glück den Händen dieses kleinen Offiziers mit den Worten anvertraut: „Mein Freund, das Glück Ihrer *Guten* liegt in Ihrer Hand, von Ihnen hängt es jetzt ab; im Augenblick, da Sie nicht mehr wollen, daß sie dieses Glück genießt, stürzt sie in einen Abgrund der Schmerzen.“ In diesen Briefen liegt eine bewundern-

werte weibliche Kunst, sich zu demütigen, gering zu stellen, sich sozusagen ganz klein zu machen, um den geliebten Mann bis zur Prinzessin zu erhöhen. Zwei und einen halben Monat dauert, von glücklichen Tränen benetzt, dieses aufrichtige Gestammel „Ich liebe dich“, in dem das Weib weder seinen Verstand noch seinen Geist wirken läßt, sondern nur sein Herz zeigt. Ihrem überlegten Denken entspringt nur zufällig und gleichsam ohne eignes Wissen eine Seite wie die folgende: „Wir werden schwach geboren mein Freund, wir bedürfen einer Stütze; unsere Erziehung hat nur das Ziel, uns fühlen zu lassen, daß wir Sklaven sind und immer sein werden. Dieser Gedanke prägt sich stark in unsere Seele ein, die dazu bestimmt ist, unterm Joch zu gehen; was man unserem Herzen auferlegt, erscheint süß: doch gibt es einem wenig Vergnügen; da sich in unseren Geschmack, in unsere Freuden beständig die Vorurteile, der Anstand und die Sitte der Gesellschaft einzwängen, so sind wir nur in unseren Gefühlen frei, wenn wir auch genötigt sind, sie in uns selbst zu verschließen: die Folge davon ist, daß wir uns, glaube ich, stärker oder wenigstens beständiger anschließen.“ Das Gefühl Fräuleins von Condé war bei der Verderbtheit des Jahrhunderts so wahrhaftig und aufrichtig, so tief, rein und außergewöhnlich, daß die Mitglieder ihrer Familie, die ihre Unruhe, ihr leichtes Erröten und verliebtes Versunkensein durchschauten, als echte Condés in ihrem eigensten Innern ein geheimes Mitleid empfanden.

Eines Tages kam ihr Bruder, der Herzog von Bourbon, zu ihr, blickte sie eine Weile an, drückte ihr die Hände und umarmte sie mit geröteten Augen, indem er sie mit sanften Worten beklagte. Der Prinz von Condé selbst, der trotz des liebevollen Feldzugs, den er anfangs gegen diese Neigung



Die Stunde des Rendezvous.
Kupferstich von H. Gérard.



führte, ihr einen Augenblick günstig gestimmt war, reichte fast seine Unterstützung zu dem Übertritt des jungen Carabinieroffiziers in die französische Garde, ein Übertritt, der ihm das Hotel von Condé und Chantilly öffnen mußte.

In dem Augenblick aber, in dem sich der Traum der beiden Liebenden verwirklichen wollte, wurde die furchtsame Prinzessin durch ein paar Anspielungen in Erregung gebracht. „Trotz der äußersten Ünschuld ihrer Empfindungen“ für Herrn de la Gervaisais entstanden Zweifel in ihr. Diese inneren Kämpfe machten sie krank. In diesem Zustand einer moralischen Erschütterung kam eine Frau aus der Gesellschaft zu ihr, um ihr zu erzählen, daß sie seit drei Jahren einen Mann liebte, einen nahen Verwandten von ihr; zwei und ein halb Jahre hindurch hätten beide geglaubt, es handle sich um Freundschaft und hätten sich diesem Gefühl überlassen, seit sechs Monaten jedoch bewiesen ihnen die Kämpfe, die sie auszustehen hätten, wie blind sie gewesen seien über die Art des Gefühls, das sie füreinander hegten; sie fügte hinzu, sie bete diesen Mann an und spüre nicht den Mut in sich, ihn nicht mehr zu lieben, sie rechne auf ihre Aufforderung zum Widerstand, aber dann unterbrach sie diese vertrauliche Mitteilung plötzlich mit den Worten, die sie der Prinzessin hinwarf: „Sie sind sehr glücklich; Sie kennen das alles nicht!“

Diese Sprache, die Ratschläge, die die Frau von ihr verlangte, weckten die Prinzessin aus ihrem süßen Traum. Die Religion redete zu ihr, und über sich siegreich, schrieb die zukünftige Superiorin der Damen der Adoration Perpétuelle den Brief, der also beginnt: „Ach! was kostet es mich, das so lange gewahrte Schweigen zu brechen! Vielleicht mache ich mich damit verhaftet? Verhaftet! O Himmel! er möge aufhören, mich

zu lieben, was ich so sehr gefürchtet habe, das wünsche ich jetzt, er vergesse mich und sei nicht unglücklich. O mein Gott! Was soll ich ihm sagen? Und doch muß ich sprechen, und zwar zum letzten Male!"

Sie flehte ihn an, sie nicht mehr zu lieben, sie nicht mehr zu sehen und zu suchen und schrieb am Schluß: „Das ist der letzte Brief, den Sie von mir bekommen; geben Sie mir nur ein Wort der Erwiderung darauf, damit ich weiß, ob ich mir Tod oder Leben wünschen darf! O! wie ich mich fürchten werde, ihn zu öffnen! Hören Sie, wenn er für ein fühlendes Herz nicht allzu zerrißend ist, wie es der Ihrer *Guten ist, so gönnen Sie mir, darum beschwöre ich Sie, die Aufmerksamkeit, auf das Kuvert ein kleines Kreuz zu setzen,* vergessen Sie das nicht, ich bitte Sie gnädig darum.“

Also schloß in jenem 18. Jahrhundert „dieser Roman, der die Unbefangenheit des Liebesromans eines ganz alten Jahrhunderts in sich trägt.“

V.

DAS LEBEN IN DER EHE.

Nach dem Muster der Liebe, die inmitten der Verderbnis der Sitten durch einige sie entschuldigende Tugenden, wie Beständigkeit, Hingebung und Aufopferung, sich einen Rest von Ehre zu erhalten weiß, bewahrt sich auch die Ehe des 18. Jahrhunderts entgegen der Zeit und Mode einige ehrende Vorzüge. Die Ehe rettet ihre Pflichten, wie die Leidenschaft ihre Rechte, durch große Beispiele.

Es wäre ungerecht, das nicht anzuerkennen: so groß im allgemeinen im 18. Jahrhundert die gegenseitige Entfremdung der Gatten gewesen ist, so gelockert das eheliche Band aussieht, so allgemein ein freies ungebundenes, von Zerstreuungen erfülltes Eheleben üblich ist, das nichts Innerliches, keinen Mittelpunkt zu haben scheint und nur zwei höfliche, gleichgültige Leute von Zeit zu Zeit an einem kalten Herd vereinigt, — sind dennoch die Überlieferungen und Freuden dieser engen Gemeinschaft, zu der sich zwei Menschenleben verbinden und verketteten, von vielen Ehen nicht weniger religiös gewahrt worden. Das Eheleben des 18. Jahrhunderts kannte auch die häuslichen Freuden, die heldenmütige Treue, das traute, glückliche Beisammensein, die süße Gewohnheit der Liebe, die Gemeinsamkeit des Herzens, der Seele, des Geistes, aller Gefühle und aller Gedanken: ein seltener und unerwarteter Anblick für

die hohen Gesellschaftsschichten jener Zeit, ein heiteres und tröstliches Bild für die Nachwelt.

Die Erinnerungen aus dem Privatleben der Zeit zeigen uns ganz eng verbundene Ehen, zeigen uns, wie der junge Gatte und die junge Frau einander anbeten, zeigen uns Eheleute, die zusammen alt werden, Paare, die leben, ohne sich zu trennen, Bande, die selbst der Tod nicht löst, Herzen, die sich verzweiflungsvoll an den klammern, der nicht mehr ist. Von vielen Verbindungen bleibt ein Gedächtnis, das einem schönen Roman oder einer Erzählung aus alten Zeiten gleichkommt. Und ist es nicht das Jahrhundert, in dem die eheliche Liebe jenen Zug einer Zärtlichkeit von so geistvoller und rührender Feinheit findet? Eine von den Ärzten aufgegebene Frau hatte nur mehr ein paar Tage zu leben. Ihr Gatte fühlte, wie sie ihren nahenden Tod in der Trauer, in den Tränen las, die er vor ihr zu verbergen suchte. Er kauft um 48 000 Livres ein Diamantenhalsband, bringt es der Sterbenden, spricht zu ihr von dem Tag, an dem sie es umtun wird, von dem Hofball, an dem sie es zeigen kann; und indem er das Halsband auf ihrem Bett funkeln, vor ihrer Seele die Hoffnung aufglühen lässt, Genesung und Heilung, Leben und Zukunft zu finden, schlafert er ihren Todeskampf in einen Traum ein! Und dieser Gatte, der Marquis von Choiseul, war arm: er hatte ein Gut verpfändet, um jene Diamanten zu kaufen, die kraft einer Klausel seines Heiratsvertrags der Familie seiner Frau anheimfallen sollten. Sieht man nicht mitten unter so vielen Frauen, die der Verführung so zugänglich sind, besonders wenn der Verführer der König ist, sieht man da nicht eine Gräfin von Périgord, wie sie die Liebe des Königs zurückstößt, ihn durch eisige Ehrerbietung in Zaum zu halten sucht, in ein freiwilliges Exil vor ihm flüchtet auf ein Landgut bei Barbézieux?

Und diese langjährige Verbannung verließ sie erst auf einen Brief hin, in dem ihr Ludwig XV. die Entschuldigungen eines Königs sandte, beim Tod der Ehrendame der königlichen Prinzessinnen: „Meine Töchter haben soeben ihre Ehrendame verloren; dieser Platz gehört Ihnen, Madame, ebenso sehr kraft Ihrer hohen Vorzüge, wie wegen des Namens Ihres Hauses.“ Und neben solchen Heldinnen der Ehe finden wir auch ihre Märtyrer: La Trémouille schließt sich mit seiner kranken Frau ein, die an den Blättern daniederliegt, und stirbt mit ihr.

Hingebung und Liebe aber trifft man auch in den Ehen an, in denen die Zeit damals übliche Trennungen herbeiführt, sogar in den Ehen, die durch Unbeständigkeit und Gleichgültigkeit des einen Gatten aufgelöst werden. Trotz der kalten Behandlung, der Untreue und der Beschimpfungen bleiben sie beharrlich bestehen. Und sie verzeihen häufig unter den höchsten Lieblosungen, wie die Herzogin von Richelieu ihrem Gatten gegenüber, jenem Gatten, den die Liebe aller Frauen daran zu hindern schien, die seine zu verehren. Frau von Richelieu hatte soeben beim Pater Ségaud gebeichtet, und als Richelieu sie fragte, ob sie damit sehr zufrieden sei, sagte sie ihm: „O! Ja, mein lieber Freund“ (dabei drückte sie ihm die Hand), „denn er hat mir ja nicht verboten, Sie zu lieben. Und wie sie schon ganz am Verscheiden war, raffte sie ihre Lebenskräfte noch einmal zusammen, um ihn zu umarmen, um zu versuchen, ihn fest an sich zu drücken, indem sie ihm mit einer tränenvollen Stimme, einer gebrochenen und sterbenden Stimme wiederholte, sie habe sich ihr ganzes Leben lang danach gesehnt, in seinen Armen zu sterben.

Aber die besten und glänzendsten Beispiele der ehelichen Liebe, des Glücks in der Häuslichkeit finden sich in jener Zeit

in den Ehen und Familien von Ministern vor, in dem engen Zusammenleben so vieler Staatsmänner des Jahrhunderts mit einer Frau, die vollständig mit ihren Plänen, ihrem Schicksal und Ruhm und häufig mit ihren Arbeiten verknüpft ist. Von einem Ende des Jahrhunderts bis zum anderen scheinen Minister die Macht und die Stütze der inneren Freuden, die Inspirationen der Einbildungskraft einer Frau oder die Tröstungen ihrer Zärtlichkeiten an ihrer Seite gehabt zu haben. Wo fände man fünfzig Jahre eines so von Glück erfüllten Ehelebens wie das des Marquis von Croissy wieder? In der Ehe des Herrn und Frau von Maurepas, die an das Eheglück von Philemon und Baucis denken ließe. Kamen nicht beim Tod des Herrn von Maurepas von den Lippen seiner Frau die lieblichen Worte, „sie hätten fünfundzwanzig Jahre verlebt, ohne auch nur einen Tag voneinander getrennt gewesen zu sein“? Und wie viele andere Ehen gab es doch, die im gleichen Sinn verbunden waren! Ich nenne die Ehe des Marschalls und der Marschallin von Beauvau; die Ehe Chauvelin, in der der Gemahl die Achtung vor der ehelichen Treue bis zur Prahlgerei trieb; die Ehe Vergennes; jene Ehe, in der trotz der Seiten-sprünge des Gatten die Frau so duldsam, so liebenswürdig und rein bleibt, nämlich die Ehe Choiseul, in der Frau von Choiseul mit ihrer Fröhlichkeit und ihren Herzengüssen, mit ihren Beweisen von Güte und Liebe, mit ihrer zärtlichen Freundschaft, ihrem stets sich gleichbleibenden Charakter, der Fruchtbarkeit ihres Geistes einige dieser Vorzüge dem Charakter des Herrn von Choiseul anerzog, die ihm in den Beschwerlichkeiten seines Ministerlebens soviel Annehmlichkeit und Ruhe, in seinem Exil soviel Trost bereiteten. Endlich die Ehe Herrn und Frau Neckers, in der das Glück mit Schwärmerei gepaart ist, eine

Vereinigung gegenseitigen Stolzes und eine an Vergötterung streifende Liebe der Frau zu ihrem Gatten.

So bewahrt sich im 18. Jahrhundert eine gesunde Auffassung der Ehe. Eine bestimmte Zahl von Heiraten, die sich über die öffentliche Meinung hinweg zu setzen wagen, verlangen noch das Glück von ihr. Manche Gatten gehen sogar noch weiter: im seltsamsten Gegensatz zu den Ideen der Zeit fordern sie von der Ehe mehr als den Frieden der Liebe, sie wollen von ihr auch die Rechte der Leidenschaft. Sie wollen geliebt werden, wie sie lieben. Ihre Eifersucht fordert von der Frau eine vollständige Hingabe ihrer selbst, die Glut und die Aufopferung eines Herzens, das sich ganz und gar hingegeben hat und nicht mehr sich selbst gehört. Die Freundschaften zu alten Freundinnen erlauben sie ihr nicht; kaum gestatten sie ihr die Liebe zur eigenen Mutter. Nach ihrer Meinung soll die Frau einzig und allein der Beschäftigung mit ihrem Gatten leben und darin aufgehen; und wenn sie in der Ehe nicht eine Frau finden, die sich ihren Forderungen beugt, rufen sie aus: „ihre Frau liebe sie nicht, sie lebe nicht für sie, sie seien nicht das Liebste für sie auf der Welt;“ so lautet die aufrichtige Klage, die verzweiflungsvolle Betrübnis jenes unglücklichen Bruders der Frau von Pompadour, des Marquis von Marigny.

Pflichten, Vergnügungen, ja sogar das Herz der Ehe, finden wir wieder in jener Folge von Stichen, auf denen Moreau die Höhepunkte seiner Zeit, ihre Feste und großen Tage geschildert hat. Hier sehen wir auch die Kehrseite der Baudoin und Lavreince, Frau und Mann für Gegenwart und Zukunft geeinigt durch jene kleinen Wesen, über deren Köpfchen ihre Blicke, ihre Küsse und Seelen sich begegnen. Zunächst wird es die Frau in der Morgentoilette sein, wie sie unter ihrem hübschen

Morgenhäubchen lächelt, so wie man im Traume lächelt; der Arzt, der nach seinem Krückstock greift, hat ihr nämlich soeben angekündigt, daß sie Mutter ist. Da sieht man sie nun vor sich in ihrem weichen, fließenden Gewand, völlig umlagert und gestützt von Kissen, halb auf dem Ruhebett liegend, hinter dem ein Spiegel steht. Sie betritt nur noch die Treppe, wenn sie sich dabei auf den Arm ihres Gatten stützen kann; sie begibt sich zur Kirche oder in die Tuilerien nur noch in ihrer Sänfte, die von zwei starken pikardischen Kammerdienern vorsichtig getragen wird. Trotz Tronchin, der will, daß sie allein geht und läuft, der mit ihr scherzt, wenn er ihr zufällig begegnet, macht sie nur noch einen kurzen Spaziergang, auf dem ihr Gatte schon erblaßt, wenn er einen kleinen Kieselstein unter ihren Füßen rutschen hört. Keine Entbehrung ist dem Gatten oder der Frau zu groß, damit nur dieses Kind in bester Gesundheit auf die Welt kommt, sie fesseln es gleich durch ihre Opfer an sich, und die Frau ist glücklich, dafür schon jetzt zu leiden. Auf reizende Spielpartien, nächtliche Feste, Ausflüge, Vergnügungen, Belustigungen, auf alles verzichtet die Frau; sie entsagt der Gesellschaft, um sich ihrer Schwangerschaft zu widmen; im Gegensatz zu jenen Frauen, die diesen Zustand so ungeduldig tragen, und die mit so vieler Langeweile und Müdigkeit, mit soviel Bedauern, daß ihnen ein Vergnügen gestört oder ein Souper abgekürzt wurde, ein Wesen auf die Welt bringen, das „schon von seiner Empfängnis an geizig behandelt wurde“; sie ist Mutter von dem Tag, an dem sie es wird. — Bald bringt die Leinenhändlerin das Wickelzeug in einem großen, spitzenbesetzten Koffer und breitet ihre schöne Wäsche, ihr Wickelzeug aus Argentanspitzen aus. Nach der Niederkunft verbleibt die Frau vierzehn Tage auf ihrem Sofa, Füße und Beine bedeckt mit



„Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein.“
Kupferstich von N. de Launay nach H. Fragonard.



einer jener Fußdecken, die die Koketterie der Niedergekommenen bilden; und am vierzehnten Tag geht sie aus, geht in die Kirche und dankt Gott.

Wenn sie nun einmal Mutter ist, will die Frau auch stillen; von dieser Pflicht und süßen Hingabe hält sie sich nicht mehr entbunden durch die Gründe, die sich die schönen Damen immer mit den Worten einreden: „Ein Kind stillen! Schöne Beschäftigung, lieblicher Zeitvertreib! Ich habe in der Nacht gern einen ruhigen Schlaf Am Tag nehme ich Besuche an und statte welche ab Ich will im Petit-Cours, in der Oper, manchmal sogar in der Comedie ein Kleid von neuestem Schnitt zeigen; ich spiele, ich tanze Allmählich befreit sich die Frau von der Mode und der Sitte. Wie Frau von Epinay überwindet sie das Erstaunen, das in ihrer Gesellschaft und Familie ihr Entschluß erregt, ihr Kind selbst zu stillen. Die Befürchtungen ihrer Mutter, die Sonderbarkeit, mit der sie sich bloßstellt, das Gespött, das die Gesellschaft aus ihr machen wird, wenn sie etwa auf ein Unternehmen verzichten müßte, das ihre Kräfte übersteigt, nichts vermag sie zu hemmen: gestern noch hätte sie, trotz aller Vorstellungen, trotz aller Drohungen der Ärzte, nur um nicht stillen zu müssen, ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt, indem sie irgendein Lecromsches Pulver oder eines von einem anderen privilegierten Charlatan des Königs eingenommen hätte, der ihr versprach, ihr binnen zweimal vierundzwanzig Stunden ihre Milch zu vertreiben: heute käme sie sich nur als halbe Mutter vor, wenn sie nicht stillte. Die Ärzte hatten sie nur erschreckt: Rousseau aber hatte sie gerührt.⁵⁰⁾)

⁵⁰⁾ Übrigens hatte die Stillung durch die Pariserinnen nicht ganz den Erfolg, den sich die Parteigänger Rousseaus davon versprochen hatten. Die Frauen nahmen nur den bequemsten Teil ihrer Ammen-

Ist sie zu zart, um nähren zu können, so will sie wenigstens ihr Kind bei sich haben. Und das Kind wächst unter ihren Augen, an ihrer Brust, unter ihren Liebkosungen auf, und sie selbst lebt in jenem immerwährenden Glück, in jenen heiligen Wonnen, den *Seligkeiten der Mutterschaft*, von denen uns das Jahrhundert ein so leuchtendes Bild schenkte, ein von Grün und Sonne mild umstrahltes Bild, und das Lachen, das aus einem Kindermund zu den Augen der Eltern geht, haucht ihm ein holdseliges Leben ein. In einem schönen Garten sieht man unter der Statue einer Venus, die einen Amor mit einem Rosenbukett schlägt, die Mutter an ihren Gatten geschmiegt, der ein Spielzeug über ihren Kopf hält, wie sie in ihren Armen ein ganz kleines Kind aufnimmt und hochhebt, grad aus der Wiege, beinahe nackt; wie es sich zum Spielzeug empormüht, ist ihm das kurze Hemdchen bis zu den Schultern hinaufgerutscht, — so hat man die Mütterlichkeit der Zeit, in ihrem freudigem Stolz, so die Mutter der letzten Jahre des Jahrhunderts gemalt.

Und bald wird es der Mutter nicht mehr genügen, das Kind bei sich zu behüten, es auf ihren Knien groß werden zu sehen, sein Lachen zu hören, das ihr Glück mit Heiterkeit erfüllt: sie will ihm auch die Sorgen angedeihen lassen, die einen Mann oder eine Frau heranbilden, dadurch, daß in dem kleinen Wesen Verstand und Bewußtsein angeregt werden. Sie wird eifersüchtig darauf bedacht sein, selbst seine Erziehung zu leiten, es zu unterrichten, nach dem Beispiel der Frau von Montullé die Erzieherin ihrer Kinder zu sein.

rolle auf sich, und da ereignete es sich, daß eine große Zahl Kinder, die mit einem scharfen und hitzigen Blut genährt waren, zugrunde gingen und daß die Ärzte genötigt waren, den Frauen das Stillen zu verbieten. *Les Contemporaines*, Bd. 6. *La belle laide*.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herrscht in der Kindererziehung eine Richtung, die klar durch den Frauenunterricht gekennzeichnet wird, wie ihn die Großmutter von Madame Geoffrin ihrer Enkelin gegenüber auffaßte und ausühte. Diese Erziehung legt vor allem Wert auf eine sittliche Erziehung. Sie heftet sich nicht an das, was man nach einem Übereinkommen Unterricht nennt: bevor unterrichtet wird, handelt es sich ums Erziehen. Sie überlädt das junge Mädchen nicht mit Studien, belastet ihr Gedächtnis nicht mit Lernstoff; sie zielt nicht darauf ab, es mit allerlei Kenntnissen vollzupropfen: sie übt darin die Klugheit der Zeit, und ihre größte Befürchtung ist, daß sie aus ihrer Schülerin etwa eine Gelehrte macht. Was sie in dem Weibe, das unter ihrem milden Schutz aufwächst, zu entwickeln sucht, ist die Frau selbst, die Persönlichkeit eines Wesens, das von selbst fühlt und denkt. Auf eigenes Denken und Fühlen ist also diese Erziehungsart besonders bedacht, das fördert sie und bringt es in der Seele und im Herzen der ihrer Sorgfalt anvertrauten Kinder zum Keimen und Gedeihen, als eine individuelle, aufrichtige und freie Macht und Bewußtseinskraft. Sie urteilt mit den ersten Ideen, mit der Kindheit der Vernunft und mit der Jugend des Verstandes; und ohne dem Weibe die Langeweile, die Abgeschmacktheit und Sklaverei des Bücherwissens aufzuerlegen, stärkt sie langsam seinen Geist, indem sie es mit seinen Überlegungen, seiner Einbildungskraft, ja sogar seinem Nichtwissen in sich spielen läßt. Eine grundlegende, mühelose, zwanglose Erziehung, der die Frau der Zeit mehr verdankt als ihre Fähigkeiten und ihre Charakterbildung und ist es nicht diese Erziehung, die jene Unabhängigkeit in Gedanken und Ausdrücken, diese lebendige und tiefe Ursprünglichkeit der Seele begründet, die von einem Ende des Jahr-

hunderts bis zum anderen bei allen den Frauen auftritt, die ihren Geist mit orthographischen Fehlern, ihren gesunden Menschenverstand mit Erfahrung, ihr Wissen mit Geschmack zu bilden scheinen?

Sobald dieser mütterliche Erziehungseifer losbricht, verschwindet dieser Geist, dieser praktische Sinn aus der Erziehung des Weibes. Auf die frühere Erziehung, die auf das Kind keinen Zwang ausühte, die es fast seinen Instinkten überließ, folgte eine pädagogische Erziehung. Das Genie einer Schulmeisterin enthüllt sich in der Mutter und personifiziert sich in den beiden Frauen, die die philosophische und die *romantisierte* Erziehung vom Ende des 18. Jahrhunderts so vortrefflich vertreten: Frau von Genlis und Frau von Epinay. Man gehe nur einmal diese Bücher, diese Vorschriften durch, die bescheiden die Bezeichnung tragen, sie seien dem Herz einer Mutter für das sittliche Wohl entsprungen, dem Interesse für das geistige Fortschreiten einer Tochter; man blättere nur in jenen Abhandlungen, die unter dem Vorwand und der Entschuldigung mütterlicher Liebe und Besorgnis darauf abzielen, die Richtschnur der Ideen der von 1770 an geborenen Mädchen zu werden, — kaum wird man einen Gedanken, einen Lehrstoff finden, der nicht über das Begriffsvermögen eines Kindes hinausgeht. Einzig ihre Form richtet sich ans kindliche Wesen; und immer appellieren sie, wie in den *Conversations d'Émilie*, im Namen von metaphysischen Abstraktionen an die Gefühle eines kleinen fünfundeinhalbjährigen Mädchens. Sie gestalten ihre Seele, entwickeln ihr Herz, wie man auf Grundsätzen ein System aufbaut. Kein Weib wollen sie aus dem kleinen Mädchen machen, sondern eine Denkerin. Um sie weise zu machen, wird ihr z. B. von der Vervollkommenung der Pflicht als von einem vortrefflichen Mittel

geredet, glücklich zu werden. Um sie Geduld zu lehren, würden sie ihr mit Beweisen, die sie der stoischen Moral entnehmen, die Notwendigkeit erklären, daß es Hindernisse geben müsse. Einem Affen gegenüber werden sie das Kind lehren, dieser Affe sei ein organisiertes Wesen, das lebt, fühlt und sich bewegt. Darf das kleine Mädchen sich daran ergrötzen, ein neues Kleid anzuziehen? In drei Punkten werden sie ihm beweisen, daß es eine Schande ist, sein Glück in einem Kleid zu sehen. Sie werden ihm weiter noch Rezepte geben, nach denen es sein sittliches Verhalten richten soll, Gründe für den Vorrang der Charaktereigenschaften über die Schönheit, die Erklärung des vernünftigen Menschen und Tieres; ja sie werden ihm sogar einen Schriftsteller als einen Menschen hinstellen, „der das Publikum zum Vertrauten seiner Gedanken macht!“ Eine Erziehung, von der nur Worte im Gedächtnis des Kindes zurückbleiben, und die ihm das Gehirn vergewaltigt, wie seine Taille von der Toilette eingezwängt wird; es ist die Utopie des Pedantismus, der gleichsam in einem ersten Katechismus der Vernunft formuliert ist, der am Ende dieses Jahrhunderts die letzte Religion Frankreichs bilden soll.

Hüten wir uns indessen, uns von jenen hübschen Ehebildern täuschen zu lassen, die viel mehr von den Neigungen, als von den Sitten der Zeit beeinflußt worden sind. Diese gefälligen Tugenden und schönen Beispiele aus dem Eheleben, dieser mütterliche Eifer, dürfen uns nicht die Ehe selbst verschleiern, wie sie sich im täglichen Leben und in ihrem urreigenen Wesen enthüllt. Sie dürfen uns nicht die gewöhnliche Form der Ehe, den Typus der Ehegemeinschaft vergessen lassen, der in so zahlreichen Zügen, sogar in der Übertreibung und

Karikatur, von den Broschüren, den Satiren, von allen Zeugnissen der Sittengeschichte einer Epoche gezeigt und bestätigt wird.

So betrachtet erscheint die Ehe des 18. Jahrhunderts weder als Institution noch als Sakrament mehr, sondern bloß als Vertrag zugunsten der Fortpflanzung eines Namens und der Erhaltung einer Familie, ein Vertrag, der weder die Beständigkeit des Mannes noch die Treue der Frau erfordert. Für die Gesellschaft jener Zeit hat sie keine solche Bedeutung wie für die heutige. Weder beim Mann noch bei der Frau läßt sie Gefühle aufkommen, wie sie einer Herzensverbindung eigen sind. Sie schließt nicht die Idee der Liebe in sich, ja, sie gestattet sie kaum: darin liegt ihr bedeutendstes Kennzeichen, ihr ursprüngliches Übel und auch ihre Entschuldigung.

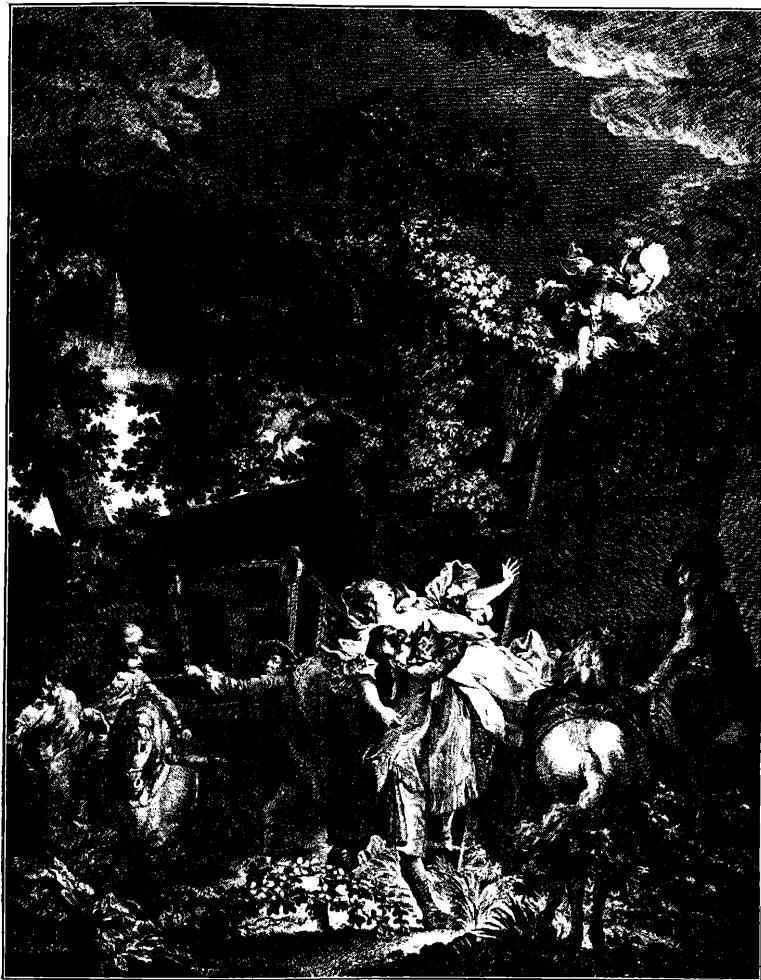
Alles hat sich überhaupt in diesem Jahrhundert gegen die Ehe verschworen. Die Nachlässigkeit und Bequemlichkeit der gesellschaftlichen Moral, die jeden Tag größer werdende Freiheit der Privatgewohnheiten hat sie gegen sich. Am Anfang des Jahrhunderts, nach dem Tode Ludwigs XIV., gehörte eine gewisse Energie und Willenskraft dazu, einen Liebhaber zu haben. Um sich sehen und treffen zu können, mußte man große Widerstände besiegen und Mittel aussinnen, spähende Augen zu täuschen: man mußte kühn sein, wenn man eine Sünde begehen wollte. Der Skandal war ein Wagnis, Frechheit rettete noch nicht vor Unehre. Mit der Zeit hören aber diese Nötigungen auf, der letzte Rest der Zurückhaltung gerät in Vergessenheit. Die junge Frau empfängt die jungen Leute ihres Alters. Sie sieht das Schauspiel aus einer kleinen Loge an, alleine unter Männern. Zum Opernball nimmt sie nur ihre Kammerfrau mit. Die Mode gibt ihr das Recht zu allen

Abwegen, die früher einer Frau den Ruf des Leichtsinnes zu-gezogen hätten. Rendezvous, alle möglichen Gelegenheiten und Leichtfertigkeiten, alles hat sie zur Hand: sie geht nicht mehr zum Ehebruch hin, der Ehebruch kommt zu ihr.

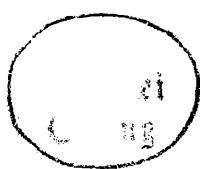
Des weiteren hat die Ehe noch die Bräuche der Gesell-schaft gegen sich, die Verpflichtungen des Lebens und der Ämter dieser Zeit, häufige Abwesenheit des Gatten, der die Gattin so oft sich selbst überlassen und ihrer Tugend anheim-geben muß. Beschäftigung in Versailles, Verwaltungsämter in der Provinz, der Heeresdienst in entlegenen Garnisonen, persön-liche Dienste beim König, diese und andere Umstände entführen der Frau in den adligen Familien jeden Augenblick ihren Gatten. Er hat sich in erster Linie dem königlichen Hofe oder kriege-rischen Dingen zu widmen, bevor er sich seinem Eheleben widmen kann. Während er ins Feld zieht, während er dem Heere des Königs nach Flandern, Deutschland oder Italien folgt, bleibt die Frau in Paris, allein und gelangweilt, den Ver-gnügungen der Gesellschaft ausgeliefert; oder vielmehr, sie zieht sich auf ein Landgut zurück, das ihr nicht etwa vor den Ver-führungen Schutz gewährt, sondern die Versuchung der Einsam-keit und heimliche Versprechungen an sie herantreten läßt. Und die Prüfung dieser Trennungen, die des Gatten Ehre soviel Ge-fahren aussetzen und von der Frau soviel Geduld, Mut und Pflichtbewußtsein verlangen, währt fast das ganze Jahrhundert hindurch. Frau von Avaray, die Schwester der Frau von Coislin, gibt als erste dadurch, daß sie ihrem Gemahl in seine Garnison folgt, ein anfangs sehr kritisches Beispiel, dem nach-her die höchsten, jüngsten und hübschesten Damen nacheiferten; so sieht man sie denn ihren Gatten in die Manöver nachfolgen, die 1778 unter Marschall von Broglie abgehalten werden,

Manöver, in denen die Hauptmahlzeiten unter dem Vorsitz einer Frau, der Marschallin von Beauvau, eingenommen wurden.

Das eheliche Band verdankte seine Lockerung aber besonders gewissen Ideen, die dem 18. Jahrhundert eigen sind, sonderbaren Vorurteilen, die den Lauf des Ehelebens fast gänzlich beherrschten und bestimmten. Die eheliche Liebe wird von den Zeitgenossen für eine Lächerlichkeit, für eine Art Schwachheit angesehen, die wohlgeborener Menschen unwürdig sei: sie scheint ein Bürger- und Bauernglück, das fast erniedrigt, ein Glück, das für die kleinen Leute da ist, ein niedriges Gefühl, kurz, einer hohen Ehe nicht angemessen und imstande, den guten Ruf eines Mannes oder einer Frau von Lebensart zu gefährden. Mehr als von allem übrigen, mehr als von der Freigeisterei, die in der Luft lag, von der ringsum herrschenden Verdorbenheit, von den Verführungen leidet die Ehe unter den Modeparadoxen, unter den Theorien des guten Geschmacks, die mit den Verfeinerungen des alternden Jahrhunderts immer frecher, reizender, geistreicher aufgeputzt und aufgeschminkt werden und mit ihrem Leichtsinn und ihrer Unverschämtheit immer höheren Schrecken hervorrufen. Ihr Geist bringt zwischen Mann und Frau jene trennende Kälte, jene eisige Intimität, Manieren, die über die Höflichkeit nicht hinausgehen. Gleichgültigkeit wird bald als einzige Liebenswürdigkeit zwischen den beiden Gatten übrig bleiben. Und die Unbekümmerntheit wird zur Tugend des Gatten. Sie wird sogar seine Eitelkeit und Würde, den Trost seines Glücks bilden. Sie wird auf den Lippen der getäuschten Gatten mit einer so sicheren Ironie, mit so ungezwungenen Worten, mit einer solchen Kaltblütigkeit und Natürlichkeit lächeln, daß diese Gatten so aussehen, als bildeten sie das Publikum ihrer Schmach: es hat den Anschein, als ob sie willig



Die nächtliche Entführung.
Kupferstich von Nic. Ponce nach Baudouin.



oder gezwungen den liederlichen Aufführungen ihrer Frauen beiwohnen müßten. Sie werden Freunde sein mit ihren augenblicklichen Liebhabern und Vertraute ihrer vergangenen: und im Vergessen ihres Selbst und ihres Besten sprechen sie sogar das berühmte Wort aus, das von einem Zynismus und unglaublicher Geistesgegenwart zeugende Wort, das der Zeit entsprechend die ganze Philosophie und Anmut der Rolle, die ein Mann spielt, in sich trägt, indem sie die Rache eines, der seine Frau überrascht, auf den Gedanken einschränkt: „Welche Unvorsichtigkeit, Madame! Wenn es nun ein anderer wäre, als ich!

Die Ehre des Gatten sieht da aus wie die Ehre eines Mannes, der in Mißkredit gefallen ist, der die gute Lebensart verloren hat wie eine entchwundene Tradition oder ein erloschenes Gefühl. „Ich war dadurch in meiner Ehre gekränkt, sprechen wir nicht mehr davon.“ sagt der Marquis der *Dialogues d'un Petit Maître* rund heraus und setzt dem Chevalier den einzigen Anstand auseinander, den der Gatte in einem solchen Fall fordern kann. Wenn eine Frau „jemanden hat“, so ist das nur dann ein Unglück für ihren Gatten, wenn sich die Sache zu einem Skandal auswächst. Wenn sich aber alles in schonender Weise vollzieht, wenn die Frau auf sich acht gibt und sich in der Öffentlichkeit nur das herausnimmt, wozu sie vom gleichen Publikum auch ihrem Liebhaber gegenüber ermächtigt wird, wenn er nicht bewiesen ist, so ist der Gemahl ein Dummkopf, wenn er sich ärgert. Das ist die neue Lehre, eine bequeme Lehre, die den Mann von der Eifersucht und die Frau von den Tugenden einer Hausdame entbindet, die als gemeinsame eheliche Pflicht zwischen ihnen nur noch die Pflicht des Rücksichtnehmens übrig.

läßt, die einzige Annäherung in jenen Ehen, in denen keine andere Hemmung mehr vorhanden ist, als der Respekt vor der Öffentlichkeit! Schließlich kommt ein Tag, an dem der Gatte seiner Frau sagt oder ihr zu verstehen gibt: „Madame, der Zweck der Ehe besteht darin, einander glücklich zu machen. Wir sind es miteinander nicht. Nun ist es unnütz, wenn wir uns eine ewige Last aufbürden. Unser Vermögen erlaubt uns, getrennt zu leben und so die Freiheit wieder zurückzugewinnen, aus der wir uns unklugerweise ein gegenseitiges Opfer gemacht haben. Leben Sie für sich, ich will für mich leben“ Und Gatte und Gattin beginnen nun jeder für sich zu leben. Den bürgerlichen Ehepaaren überlassen sie die Langeweile, einander alle Tage im Bett und am Tisch beisammen zu finden; und außerhalb der Mahlzeiten, an denen sie übrigens selten allein sind, kommen sie kaum zusammen, begegnen sie sich kaum und vergessen einander, wenn sie sich nicht sehen. Es gibt keine *häuslichen* Gatten mehr, keine Gatten mehr, „die ihren Frauen am Schürzenzipfel hängen.“ Sechs Monate werden im Heer verbracht, dann kehrt man nach Paris zurück und fragt: Wo hält sich die gnädige Frau auf? Man geht an den Hof; kommt sie zu Hofe? Man geht wieder nach Paris und wird fast ein guter Gatte genannt, wenn man seiner Frau in einem Jahre vierzig Tage widmet. Von seiten der Frau wird ebenso wie von seiten des Mannes eine Art Eitelkeit und Prahlerei in diese Trennung hineingelegt. „Ach was! scher dich weg . . .“ sagte eine Frau zu ihrem Gatten, der von ihr verlangte, sie solle ihn duzen. „Ich schreibe Ihnen, weil ich nichts zu tun habe. Ich mache Schluß, weil ich Ihnen nichts zu sagen habe. Sassenage, die sehr böse ist, Maugiron zu heißen,“ so lautet der ganze Brief einer Gräfin von Maugiron an ihren Gatten. Wenn der Gatte

nicht wißbegierig ist, ist die Frau, selbst wenn sie wunderbarerweise tugendhaft bleibt, auch nicht eifersüchtig; sie kümmert sich nur um die Geliebte ihres Gatten, wenn sie deren Einfluß auf das Verhalten des Mannes ihr gegenüber spürt: wenn ihr die Person gefällt, wenn sie ihr angenehm zu sein sucht, so findet die verheiratete Frau bei etwa drohender Möglichkeit eines neuen Verhältnisses es sogar nötig, dieser anderen Dame durch Vermittlung eines dritten gute Ratschläge zu geben, um ihren Gatten wieder in die Hand zu bekommen.

Diese Trennung in der Verbindung, diese Gegenseitigkeit der ehelichen Freiheit, diese absolute Toleranz ist nicht bloß ein Charakterzug der Ehe, sie ist ihr ganzer Charakter. Es gibt kaum eine Ehe mehr ohne einen sogenannten „*Coadjuteur*“, einen Gehilfen. Ein Liebhaber entehrt nicht mehr, nur die Wahl des Liebhabers entschuldigt oder stellt bloß. Man höre nur darüber ein kleines Buch, eine Art moralischen Ratgebers, der von einer Frau geschrieben wurde: „Die Welt redet. Hat die gnädige Frau einen Liebhaber? Man fragt, wer es ist? In diesem Fall hängt der Ruf einer Frau von der Antwort ab, die man bekommt. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, in dem Jahrhundert, in dem wir leben, ist es nicht so sehr unsere Neigung, die uns entehren könnte, als vielmehr ihr Gegenstand.“ Diese sittliche Richtung wird von der ganzen Gesellschaft eingeschlagen. Der Ehebruch findet überall Teilnahme und Straflosigkeit, überall das Lächeln, mit dem der Gemahl ihn verzeiht. Er findet eine milde, in Ironie gehüllte Nachsicht, sogar in der Familie, in der der Schwiegervater auf die Klagen des Schwiegersohns über die Liederlichkeit seiner Tochter antwortet: „Sie haben recht, es ist eine Frau, die sich schlecht aufführt, und ich verspreche Ihnen, sie zu enterben.“ Befinden wir uns nicht in der Zeit, in der die

Gesellschaft und der Gatte ohne Entrüstung zusehen, wie sich Herr Lambert de Thorigny mit der an den Pocken erkrankten Frau Portail einschließt und im Hause des Parlaments-Präsidenten stirbt? Man möchte meinen, das 18. Jahrhundert richte sich nach jenem Gesetzesparagraphen, den ein allegorischer König in einer zeitgenössischen Erzählung durch seinen Kanzler den Gatten vorlesen läßt: „Jeder soll eine Frau haben, damit sie einem anderen gehöre; und alles soll wieder zur Ordnung zurückkehren, das ist der Wille der Liebe.“ Und wer die ganze eheliche Sittlichkeit dieser Zeit kennen lernen will, der findet sie in folgendem: „Man redet von der guten, alten Zeit. Einstmals wurde durch Treulosigkeit ein Haus in Brand gesteckt; man sperrte daraufhin seine Frau ein und prügelte sie. Wenn der Gatte von der Freiheit Gebrauch machte, die er sich vorbehalten hatte, so war seine treue traurige Hälfe verpflichtet, die Beleidigung hinunterzuschlucken und konnte in der Tiefe ihrer Hauswirtschaft wie in einem dunkeln Gefängnis darüber seufzen. Ahmte sie aber das Beispiel ihres flatterhaften Gatten nach, so geschah das unter schrecklichen Gefahren. Es ging um nicht weniger als um das Leben ihres Liebhabers und um ihr eigenes. Man war so dumm gewesen, die Ehre eines Mannes von der Tugend seiner Gattin abhängig zu machen; und der Gatte, der darin nicht weniger Galanthomme war, daß er sein Glück anderswo suchte, wurde beim ersten Fehlritt, den die gnädige Frau tat, das lächerliche Objekt der öffentlichen Verachtung. Auf Ehre, ich begreife nicht, woher man in jenen barbarischen Jahrhunderten den Mut nahm, zu heiraten. Aus den ehelichen Banden waren lange Ketten geworden. Heute sieht man im Schoß der Familien Freundschaft, Freiheit und Frieden herrschen. Wenn die Gatten sich

lieben, das soll mir sehr recht sein, sie leben miteinander und sind glücklich. Wenn sie aufhören, sich zu lieben, sagen sie sich's als anständige Leute und geben einander ihr Treuwort zurück. Sie hören auf, Liebhaber zu sein und sind Freunde. Das nenne ich gesellschaftliche Sitten, angenehme Sitten

Zu so zahlreichen Heiraten, die sich sozusagen in einer gegenseitigen Toleranz lösten, zu so zahlreichen Ehen, die durch den Geist der Zeit zerrissen wurden, hat noch eine Reihe von geschiedenen Ehen zu treten, bei denen die Trennungsgründe außerhalb jener ersten Ursachen lagen und von anderen gesellschaftlichen Vorurteilen herührten, nämlich von Kastenvorurteilen: ich meine die Ehen zwischen Adel und Geld. Ein Mann von vornehmer Herkunft, der so weit gekommen war, daß er seine Hand einem sehr wohlhabenden Mädchen, der Tochter eines Geldmannes reichte, glaubte dadurch, daß er ihr seinen Namen gab, das von ihr mitgebrachte Geld überreichlich bezahlt zu haben. Über diesen Einsatz seines Adels und solche Prostitution seines Titels ging sein Pflichtgefühl und seine Gefälligkeit nicht hinaus; durch dieses Opfer seines Namens glaubte er sich von allem entbunden, was ein Gatte seiner Frau am Morgen nach der Hochzeit und sogar noch am Hochzeitsabend selbst schuldig bleibt, jedes Beweises der Liebe und sogar jedes Zeichens von Rücksichtnahme. In solchen Heiraten aus Eitelkeit, die sich den Weg zum Hof öffnen will, und derartigen Ehebündnissen, in denen aus Not „ein Goldkarren“ geheiratet wird, erging es den Mädchen der hohen Finanz häufig wie der Tochter des Millionärs Crozat. Diese wurde von ihrem Gatten, dem Grafen d'Evreux, der vor seiner Heirat keine Zündholzschachtel auf Kredit bekommen hätte, überhaupt nicht angerührt, nachdem er zwischen seinem Hochzeitstag und dem folgenden Morgen

um bare zwölfmalhunderttausend Pfund aus der Mitgift seiner Frau reicher geworden war und ebenso um die Anwartschaft auf das väterliche Erbe, eine Erbschaft von einundzwanzig Millionen. Bei alledem war Fräulein Crozat jung, schön, wohlgestaltet, und der Graf d'Evreux erkannte es auch an. Gern hätte er seine Geliebte aus ihr gemacht, aber sie war nur eine Bürgerliche; und in seiner Gatteneigenschaft hatte ihn, wie er sagte, ein Gefühl des Widerwillens erfaßt. Für diese beleidigende Geringschätzung, der gewisse Gatten noch allerhand Roheiten nachfolgen ließen, die unmöglich wiederzugeben sind, rächte sich die Gemahlin des Grafen d'Evreux, indem sie ihrem Gatten zwei Kinder schenkte. Der Graf geriet darüber in Mißstimmung und zeichnete die Herzogin von Lesdiguières öffentlich aus, gewann plötzlich Millionen im Finanzwesen, und rächte sich, indem er die Mitgift seiner Frau zurückzahlte: er behielt nur die Zinsen für die Ehre, die es ihr einbrachte, seinen hohen Namen zu tragen.

Die Geringschätzung äußerte sich durchaus nicht immer in dieser fürstlichen Unverschämtheit. Bei den meisten Männern aus großem Hause, die irgendeine Generalpächterstochter heirateten, nahm sie weniger schimpfliche Formen an. Aber das arme kleine Persönchen, das bei seiner Vorstellung in der Gesellschaft *linkisch* gefunden wurde, während es nur bescheiden war, hatte unangenehme Späße zu erdulden, Spötttereien, die sie ihrem Gatten ins Ohr flüstern hörte, und die ihr weiter zu geben sein Vergnügen war. Zuweilen erstickte sie in so großem Ekel, die Gesellschaft ließ sie die Verachtung mit so großen Zügen kosten, daß sie gezwungen war, einen verzweifelten Entschluß zu fassen und sich zu ihrem Vater zu flüchten. Und entwickelten sich die Dinge nicht soweit, schuf ihr der Gatte eine erträgliche

Lage, so kümmerte er sich so wenig um sie und ihr Wohlbe-
finden, vernachlässigte sie mit so wenig Entschuldigungen, daß
die Ehe zum Muster eines unversöhnlichen Zusammenlebens
wurde, wie man es sich in seiner Zerfallenheit nicht schamloser
vorstellen kann.

Aus diesem aus Toleranz und Gleichgültigkeit gemischten
Boden, der Grundlage so zahlreicher Ehen, sieht man hier und
dort im Laufe des Jahrhunderts eine Gewaltsamkeit, eine
Rachetät aufkeimen. Von einer plötzlichen Eifersucht gepackt
oder vielmehr verwundet, durch den gemeinen Geschmack
seiner Frau gekränkt mehr in seinem Namenstolz als in seiner
Ehre, wurde zuweilen ein Gatte wie durch einen Blitz aufge-
weckt. Eines Morgens wurde die Frau aus dem Bett gerissen,
in eine Droschke geworfen, die unter dem Geleit von vier be-
waffneten Männern dahinführ, und durch einen freien Geist-
lichen ins Kloster zum guten Hirten gebracht, einer Art
Korrektionskloster. Ja, sie wurde sogar oft aus einem glän-
zenden Souper herausgeholt, brutal aus den Armen des Ver-
gnügens gerissen, wie es Frau von Stainville, der tollen Ge-
liebten Clairvals, erging, die man in vollem Schmuck mitten aus
den Proben zu einem Ball bei der Herzogin von Mirepoix
herausgeschleppt hatte: man trennte sie von ihren Frauen, sperrte
ihre vertraute Kammerjungfer in Sainte-Pelagie ein und brachte
sie selbst zu den Fräuleins von Sainte-Marie in Nancy, wo sie
nicht einen Taler zur Verfügung haben durfte. Ebenso voll-
zog sich die Entführung der Präsidentin Portail, die Ent-
führungen der Frau von Vaubecourt und der Frau von Ormesson.
In gleicher Weise wurde Frau von Hunolstein aus einer
rauschenden Welt voller Glanz und Weite zwischen die Wände
einer Zelle geworfen, um nach ihrer Bekehrung im Gefängnis

eine vorbildliche Buße zu tun: im Kloster unterwarf sie sich einem ständigen Fasten und wollte nur ein grobes Wollkleid tragen. Als sie bei Ausbruch der Revolution von ihrem Gatten wieder aufgenommen wurde, bat sie ihn, dieses Leben der Sühne fortsetzen zu dürfen, und im Augenblick, in dem sie verschied, ließ sie sich auf Asche legen.

Diese Entführungen und dieses Gefangensetzen der schuldigen Gattin in einem Kloster bildeten das Recht eines Gatten im 18. Jahrhundert. Der Gemahl hatte diese plötzliche und furchtbare Bestrafung in seiner Hand. Mitten in der Ver-
dorbenheit der Sitten und aller Neigungen der Gesellschaft zum Skandal blieben ihm die Waffen des Gesetzes. Ein geheimer Verhaftsbefehl, den er auf einen Beweis des Ehebruchs hin erhielt, genügte ihm, um seine Frau bis zum Ende ihrer Tage in ein Kloster einsperren zu lassen. Manchmal ließ er sie auch, wenn er seine Zuflucht zur Justiz nahm, nur zu zwei Jahren Kloster verurteilen, wobei er sich die Freiheit wahrte, sie jederzeit zu sehen oder wieder zu sich zu nehmen. Nachdem die zwei Jahre verstrichen waren und er sie in keiner Weise zurückforderte, war die Frau dazu verurteilt, das Schermesser über sich kommen zu lassen und für den Rest ihrer Tage eingesperrt zu bleiben. Außerdem wurde sie ihrer eingebrochenen, zur Mitgift gehörigen Güter, die dem Gemahl zur Nutznießung überlassen waren, für verlustig erklärt, wobei ihm nur die Verpflichtung auferlegt wurde, ihr eine Rente von 1200 Livres zu zahlen. Dieses Recht des Gatten stand jedoch, trotz seiner öfteren Inanspruchnahme und einiger großer Eheskandale, für die Gesellschaft fast nur auf dem Papier: gewöhnlich ließ es der Gatte dort stehen, und die Frau entging ihm meistens durch eine freiwillige Trennung, die sie sich in zarter Weise auf die



Der zerbrochene Spiegel.
Kupferstich von Chevillet nach Schenau.



Art der Madame du Deffand mit einem so ergebenen, traurigen und bekümmerten Verhalten errungen, daß sich der Gatte eines Abends entschloß, davonzugehen und nicht wiederzukommen.

Die durch den Brauch sanktionierte Trennung, die tatsächlich in zahlreichen Ehen herrschte, die freiwillige Trennung, der beide Teile zustimmten und die sich immer mehr einbürgerte, mußte ganz unbedingt mit einer gesetzlichen Scheidung endigen. Das ist der große Abschluß der ehelichen Gemeinschaft im 18. Jahrhundert. Sie lächelt den Frauen als die vollständige Befreiung vom Gatten, von seiner Gegenwart und Überwachung, als der absolute und endgültige Schutz vor allen Eifersuchtslaunen, die von Zeit zu Zeit Entsetzen in den Ehebruch bringen. Eine solche Scheidung bietet eine gewisse Garantie, einen straflosen Ausgang: ja noch mehr, sie ist für bestimmte Jahre des Jahrhunderts eine Geschmackssache, eine Mode. Die richterliche Scheidung wird zu einer Sucht des Weibes, fast zur fixen Idee; und plötzlich, unter irgendeinem Vorwand, bei der geringsten Szene hört ein Gatte seine Frau rufen: „Ich lasse mich scheiden, aber ganz bestimmt ich nehme meine Verträge wieder zurück und werde wieder in die Erbschaft meines Vaters eingesetzt.“ Die Zahl der von den Frauen eingebrochenen Scheidungsforderungen wird ungeheuer: das Châtelet, die Bittschriftenkammer im Justizgebäude, die Grand'Chambre hallen nur noch von skandalösen Streitereien wider, in denen die Frau ihre Freiheit wieder an sich zu reißen sucht, indem sie dem Publikum ihre Schande oder ihre Ehre anvertraut. In einem Augenblick haben sich 300 Gesuche auf dem Gericht angehäuft; und um dem Übel zu steuern, sieht sich der Gerichtshof gezwungen, in der Untersuchung der Fälle streng vorzugehen und Exempel zu statuieren: Frau von Chambonas

wird zu einem Jahr strenger Klausur verurteilt, nach deren Verbüßen sie die Wahl hat, zu ihrem Gatten zurückzukehren oder den Rest ihrer Tage in einem Kloster zuzubringen.

Allen diesen Scheidungsklägerinnen waren besondere Klöster zugewiesen, *Précieux-Sang*, *Conception*, *Bon-Secours*, wohin sie sich aus Anstand zurückzogen und die Entscheidung der Richter inmitten der Zerstreuungen der wenig strengen Häuser geduldig erwarteten; hier wurde gespielt und getanzt, hier lud man sich Tischgäste ein nach Herzenslust. Aber das bevorzugte Kloster, der Hauptzufluchtsort der in dieser Lage befindlichen Frauen, war das Kloster von *Saint-Chaumont*, Rue St. Denis, das Lieblingshaus der Klägerinnen, wo die Gatten immer nur „Gegner“ genannt wurden, wo vom frühen Morgen bis halb elf Uhr abends, bis zum Torschluß, die Schritte und Stimmen der Männer des Gesetzes alle anderen Geräusche übertönten; das Stammhaus der Ehescheidungen, in dem die Frauen gegen ein und denselben Feind in Reih und Glied standen, indem sie sich gegenseitig ihre Ratschläge, ihre Advokaten, ihre Verteidiger und ihre Rechtsgründe liehen, in dem jede sich um den Prozeß der anderen kümmerte und mit gleichem Eifer gegen den Gemahl einer anderen arbeitete wie gegen den eigenen. Und trotz seiner Hilfsmittel, seiner Ratschläge und Kenntnisse war das Kloster von *Saint-Chaumont* durchaus nicht die höchste Schule für Eheprozesse: diese Schule war im Gerichtsgebäude selbst, wo die Beredtsamkeitsstürme des Maître *Gerbier* und des Maître *de Bonnières* gleichsam als Vorlesungen von einer großen Zahl Frauen gehört wurden, die Mittel und Wege kennen lernen wollten, um den Schauplatz ihrerseits anständig betreten zu können.

Die Witwenschaft ist im 18. Jahrhundert von einem Bei-
leidsaufwand umgeben, der wie eine antike Mode anmutet, die



*Robe im englischen Geschmack.
Kupferstich von Dupin nach Le Clerc. 1778.
Aus der Galerie des Modes.*



von einer anderen, einer ernsten, religiösen und in ihrem Schmerze tiefen Zeit bewahrt wurde: sie äußert strengere Formen als ihr zukommen, Ankündigungen, der Zurückgezogenheit und Entzagung geltend, die mit dem Temperament der Seelen durchaus nicht zusammen stimmen. Die äußere Trauer, die die Witwe umhüllt, die Betrübnis der Dinge in ihrer ganzen Umgebung, diese Art Begräbnis, die sich sogar auf die Gegenstände ausdehnt, und die mit der Aufmerksamkeit des Weibes auch ihre Zukunft in die Gruft des Gatten zu verschließen scheint, diese ganze Traueretikette ist nur eine Nötigung der Tradition, aber sie bleibt ein gesellschaftliches Über-einkommen. Sobald der Gatte gestorben ist, werden die Bilder, Spiegel und Möbel, die zur Schau stehen, verschleiert, ebenso alles, was an den Wänden eine Art Leben führt und eine gewisse Harmonie bildet. Im Damenzimmer überdeckt ein schwarzer Behang das Getäfel. Erst am Ende des Jahrhunderts wird das Dunkel der Wände etwas gemildert, und sobald sich die Trauermode ihrer Strenge enthebt, bekommt das Zimmer der Witwe während des Jahrs der Witwenschaft nur eine graue Verschleierung. Gleich nach dem Tode des Gatten setzt sich die Frau einen kleinen schwarzen Schleier auf ihren Kopf, legt ihn über die Haare (die unvermählt bleibenden Witwen behalten ihn ihr ganzes Leben lang und überall, sogar in ihren Hof-toiletten auf) und bleibt, ganz in schwarze Wolle gekleidet, in der Trauerwohnung, deren Türe sich nur Beileidsbesuchen und den Begrüßungen der Verwandtschaft öffnet.⁵¹⁾ Es ist Brauch,

⁵¹⁾ Die Trauer, die durch ein Gesetz von 1716 um die Hälfte verringert wurde, dauerte, im gesamten Verlauf des 18. Jahrhunderts, für eine Frau, die ihren Gatten verlor, ein Jahr und sechs Wochen; vier und einhalb Monate trug sie Mantel, Kleid und Rock aus Schleiertuch; viereinhalb Monate aus Krepp und Wolle, drei Monate aus Seide und Gaze und sechs Wochen Halbtrauer. (Cabinet des Modes, 1786.)

daß sie einige Zeit in dieser Zurückgezogenheit lebt. Die Schamhaftigkeit des Kleides, das sie trägt, verschließt ihr die öffentlichen Spazierwege, und die Witwenallee ist der einzige öffentliche Ort, an dem sie sich zu zeigen wagt.

Das Zurschaustellen des Schmerzes und des Bedauerns geriet gar bald durch den Gedanken an die zurückgerlangte Freiheit in Vergessenheit, und das Ausdenken von Zukunftsplänen bildete für die Frauen eine gute Tröstung. Die Koketterie versteckte sich hinter Tränen, und viele Schmerzen glichen dem Trauergewand der Witwe aus den *Illustres Françoises*, die unter ihrem schwarzen Krepprock ein mit einer Diamantschnalle befestigtes scharlachenes Strumpfband leise hervorschimmern ließ. Jedoch bei einzelnen hatte die Trauer der Zeitz nichts Übertriebenes oder Schwülstiges an sich: sie blieb noch hinter der Trauer ihres Herzens zurück. Der damalige Witwenstand hat auch seine Fanatikerinnen, seine Klausninnen und Heiligen. Er zeigt bald närrische, bald heldenmütige Verzweiflung. Da will sich eine Marschallin von Müy zum Fenster hinausstürzen, und man muß sie vom Selbstmord zurückreißen. Andere Witwen versinken und vergehen in einer trägen Beschaulichkeit, wie jene andere Marschallin, die Marschallin von Harcourt, die sich in ihrem Zimmer einschloß und da mit der Wachsfigur ihres Gatten lebte. Die alte Marquise von Cavoix verbringt mehrere Stunden täglich im Gespräch mit dem Schatten ihres Gemahls. Prinzessinnen, denen so ihre Ehehälften entrissen wurde, wandten sich mit Selbstverleugnung von der Welt ab und suchten sich ihrem Gott zu nähern in Werken der Barmherzigkeit, so daß sie schließlich gleich jener anderen Witwe, der Frau von Mailly, den Armen die Füße waschen.

INHALT DES ERSTEN BANDES

	Seite
1. GEBURT — KLOSTER — VERMAHLUNG	1
2. DIE GESELLSCHAFT — DIE SALONS	43
3. DIE ZERSTREUUNGEN DER GESELLSCHAFT	98
4. DIE LIEBE	139
5. DAS LEBEN IN DER EHE	203

INHALTSVERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN DES ERSTEN BANDES

- Tafel I Junge Dame aus Lyon in einer „Robe à la Piémontoise“. Erfunden bei dem Besuch der Prinzessin Clothilde im Theater in Lyon 1775. Kupferstich von Voysard nach Desrais. 1775 Aus der Galerie des Modes.
- Tafel II Putzhändlerin beim Austragen ihrer Waren. Kupferstich von Dupin nach Le Clerc. 1776. Aus der Galerie des Modes.
- Tafel III Junge Dame in großer Hoftoilette mit einem Pouf à la Victoire. Kupferstich von Voysard nach Desrais. 1777. Aus der Galerie des Modes.
- Tafel IV Vormittags-Promenaden-Kostüm. Kupferstich von Dupin nach Desrais. 1777. Aus der Galerie des Modes.
- Tafel V „Robe à la Circassienne.“ Kupferstich von Dupin nach Le Clerc. 1778. Aus der Galerie des Modes.
- Tafel VI Robe im englischen Geschmack. Kupferstich von Dupin nach Le Clerc. 1778. Aus der Galerie des Modes.
- Tafel 1 Der Neugeborene. Kupferstich von Balechou nach André Bardon.
- Tafel 2 Kleines Mädchen. Nach dem Gemälde von Chardin im National-Museum in Stockholm. 16
- Tafel 3 Das eingeschlafene kleine Mädchen. Kupferstich von Jardinier nach Greuze.
- Tafel 4 Das Brautpaar nach der Mode. Kupferstich von Louise Gaillard nach Schenau.
- Tafel 5 Die Wochensuppe. Kupferstich von Lépicié nach Jeaurat. 1744.
- Tafel 6 Die junge Mutter. Kupferstich von J. P. Levilly nach J. R. Smith.
- Tafel 7 Das Erwachen. Kupferstich von Romanet nach Freudenberg. 1774.

- Tafel 8 Die Abendtoilette. Kupferstich von E. de Ghendt nach P. A. Baudouin.
- Tafel 9 Die Abendpromenade. Kupferstich von Ingouf nach Freudenberg. 1774.
- Tafel 10 Die Whistpartie. Kupferstich von Dambrun nach Moreau.
- Tafel 11 Palastdame der Königin. Kupferstich von Martini nach Moreau. 1777.
- Tafel 12 Vor der Opernloge. Kupferstich von Launay le j. nach Moreau. 1777
- Tafel 13 Am Ausgang der Oper. Kupferstich von Malbeste nach Moreau.
- Tafel 14 Der Tanzlehrer. Kupferstich von Le Bas nach Ph. Canot. 1745.
- Tafel 15 Die indiskrete Kammerjungfer. Kupferstich von Vidal nach Lawreince.
- Tafel 16 Im Boudoir. Nach dem Gemälde von Franç. Boucher im National-Museum zu Stockholm. 1746.
- Tafel 17 Morgentoilette. Kupferstich von Le Bas nach Chardin. 1741.
- Tafel 18 Am Stickrahmen. Kupferstich von Lingée nach Freudenberg. 1774.
- Tafel 19 Die unzufriedene Mutter. Kupferstich von Ingouf nach Wille fils. 1767.
- Tafel 20 Ja oder nein? Kupferstich von Thomas nach Moreau. 1781.
- Tafel 21 Die Stunde des Rendezvous. Kupferstich von H. Gérard.
- Tafel 22 „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein.“ Kupferstich von N. de Launay nach H. Fragonard.
- Tafel 23 Die nächtliche Entführung. Kupferstich von Nic. Ponce nach Baudouin.
- Tafel 24 Der zerbrochene Spiegel. Kupferstich von Chevillet nach Schenau.

109 327



327 - 90

ROTANOX
oczy szczanie
VIII 2011

RIB
KD.14660
nr inw. 18596

